

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALMEDIZIN, SEXUALTHERAPIE UND SEXUALWISSENSCHAFT

Deutsche
Gesellschaft
für Sexualmedizin
Sexualtherapie und
Sexualwissenschaft

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 20 / 2013
S. 113-208

3-4

Schwerpunkt
Sexualpädagogik



Herausgeber: K. M. Beier, Berlin · H. A. G. Bosinski, Kiel · N. Christoff, Hannover · U. Hartmann, Hannover · M. Köhn, München · Ch. Neuhofer, Steyerburg · D. Rösing, Greifswald · A. Schwenkhagen, Hamburg

www.sexuologie-info.de

In Kooperation
mit der
Österreichischen
Akademie für
Sexualmedizin

Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 115 **Sexualität als pädagogische Herausforderung**
Rainer Alisch

Themenschwerpunkt „Sexualpädagogik“

- 117 **Sexualaufklärung, Sexualpädagogik und sexuelle Bildung in Deutschland**
– Begriffe, Konzepte und gesellschaftliche Realitäten
Uwe Sielert
- 123 **Von der Vision zur Wirklichkeit**
– Eine „kleine Entwicklungsgeschichte“ des konsekutiven Masterstudienganges „Angewandte Sexualwissenschaft“
Harald Stumpe
- 128 **Judith Butler im sexualpädagogischen Kontext**
Carla Schriever
- 133 **„Meine Lust mach ich mir selbst“**
– Eine Auseinandersetzung mit selbstbestimmter Sexualität
Franziska Barth

Originalarbeiten

- 153 **Sexuelle Präferenzstörungen in der Urologischen Sprechstunde**
Franca Genest, Ahmed Magheli, Stephanie Roll, Wolfgang von Pokrzywnitzki, Klaus M. Beier
- 163 **Angst vor Ablehnung als Risikofaktor für Suizidalität bei homo- und bisexuellen Personen**
Lukas Frei, Daniel Regli, Adrian Widmer, Hansjörg Znoj

Historia

- 175 **Produktion und Reproduktion des Menschen im Spiegel der Vererbungstheorien**
Heinz-Jürgen Voß
- 189 **Prostitution, Sex-Kapitalismus, fremdes Blut**
– Christlich-nationalistische Sexualerziehung im Ungarn der Zwischenkriegszeit
Gabor Szegedi

Aktuelles

- 196 **Mal ganz unbefangen – Ärztinnen im Biologieunterricht**
Susanne Donner
- 198 **Rezensionen**
- 206 **„Clever im Netz“ – eine Präventions-App für Kinder zwischen neun und elf und deren Eltern**
Innocence in danger e.V.

BEDIT

The Berlin Dissexuality Therapy Program

Developed and edited at the
Institute for Sexology and Sexual Medicine
of the Charité – Universitätsmedizin Berlin

BEDIT

The Berlin Dissexuality Therapy Program

Developed and edited at the Institute for Sexology and Sexual Medicine of the Charité –
Universitätsmedizin 2013

175 Seiten, kartoniert, Bestellungen über www.sexualmedizin.charite.de

The Berlin Dissexuality Therapy Program

Therapy with self-identified, self-referring pedophiles outside the legal system poses a serious challenge for health professionals providing services in this field. So far, there is little systematic literature regarding needs, aims, and approaches in treatment with this special clientele. This manual aims at providing a guide for this complex task in compiling contents and interventions having proved helpful in therapy within the Prevention Project Dunkelfeld.

The manual is designed for group therapy and consists of a theoretical and a practical part. Theoretical information provides an introduction to pedophilia and hebephilia as sexual preference disorders and their respective behavioral correlates, background information on scope and rationale of the present treatment manual as well as information on general and specific therapeutic principles as applied to the Prevention Project Dunkelfeld.

The practical part provides therapy contents addressing empirically confirmed risk factors for child sexual offending in a modularized structure to be applied in the treatment of pedophiles and hebephiles. Therapy contents cover motivational work, emotion regulation, coping strategies and problem solving, personal resources and protective measures. Module descriptions contain aims and rationales of the module's content as well as examples for intervention options addressing these aims. Additional practical suggestions resulting from experience in working with the target group are given according to the context. Worksheets for each module are provided.

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité,
Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: MediaService Marschall, AnzeigenMarketing, Tel. 030-818 779 80,
Fax: 030-818 779 77, www.mediamarschall.de, info@mediamarschall.de
Anzeigenpreise: Gültig ist die Preislise vom 1. Januar 2013
Lieferkonditionen (2013): Volume 20 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2013): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 212,00 €; persönliche Abonnenten 156,00 €; Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft beziehen die Sexuologie zum Sonderpreis, bitte anfragen, Studentenabo 30,00 €

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten und exklusive Umsatzsteuer. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin,
Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647
(BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEEDD

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Akademie für Sexualmedizin ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline).

Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de

Coverentwurf: Josephine Rank · www.josephinerank.de

Coverfoto: Franziska Barth · www.streifenblicke.de

Druckerei, Bindung: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar

(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).
Hergestellt in Deutschland
Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie
und Sexualwissenschaft



Sexualität als pädagogische Herausforderung

Liebe Leserinnen und Leser,

In der Evangelischen Kirche Deutschlands – einer der Institutionen, die sich für die symbolische Ordnung der Gesellschaft zuständig fühlen – hat die im Juni diesen Jahres vorgestellte „Orientierungshilfe zu Ehe und Familie“ für Streit gesorgt. Kritik kam keinesfalls nur von Konservativen oder Evangelikalen, sondern vor allem von den Fachvertretern der akademischen Theologie selbst, die in der theologisch unsauberen Begründung der vielfältigeren Beziehungsformen, die neben Ehe und Familie treten sollen, einen Bruch mit dem reformatorischen Schriftprinzip befürchteten und die Dignität der Institution selbst gefährdet sahen.

Lässt sich hieraus etwas für die *Sexualpädagogik* als den aktuellen thematischen Heftschwerpunkt lernen? Zunächst einmal: Christliche Sexualmoral ist aus der Geschichte der Sexualpädagogik nicht herauszudenken, ja bis vor wenigen Jahrzehnten war beides inhaltlich nahezu deckungsgleich – konkret beschreibt dies für die ungarischen Sexualverhältnisse der 1920er Jahre der Text von *Gabor Szegedi*.

Was beide darüber hinaus verbindet, ist die schwierige Frage nach dem, was „gelten“, was „Norm“ sein soll. Theologisches Denken sieht sich hierzu auf eine 2000-jährige Schrifttradition verwiesen, die es immer wieder neu – und wie man sieht auch im Streit – auszulegen gilt. Sexualpädagogik hingegen ist – wie der Artikel von *Uwe Sielert* zeigt – in ein tief strukturiertes institutionelles Gefüge eingebunden, mit breiter inhaltlicher Ausgestaltung, die akademisch allerdings eher marginal begleitet wird. Doch hier gibt es eine Erfolgsgeschichte zu vermelden, der Merseburger Lehr- und Forschungsbereich „Angewandte Sexualwissenschaft“, dessen zwölfjährige Geschichte *Harald Stumpe* nachzeichnet.

Indem *Heinz-Jürgen Voss* der Geschichte der Vererbungstheorien aus der Perspektive der kapitalistischen Modernisierung mit ihren biopolitischen Erfordernissen nachgeht, eröffnet er einen Zugang auf die Moderne, deren kalte Rationalisierungseffekte – die immer auch ein emanzipatives Potential bereithalten – Marx und Engels im *Kommunistischen Manifest* beschrieben haben: „Alles

Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.“

Es ist diese Dialektik der Modernisierung, die unausgesprochen den Texten dreier junger Wissenschaftler_innen unterliegt: *Lukas Frei*, der die suizidalen Konsequenzen einer Angst vor Ablehnung thematisiert und *Carla Schriever* und *Franziska Barth*, die beide ihre Denkmolelle zur Sexualpädagogik auf Basis einer konstruktivistischen Wissenschaftskritik entfalten.

Zweifellos gehört die Änderung des vor kurzem beschlossenen Personenstandsgesetzes in Absatz 3 des § 22 – „Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so ist der Personenstandsfall ohne eine solche Angabe in das Geburtenregister einzutragen“ – in die Erfolgsbilanz konstruktivistischer Wissenschaftskritik, mitgedacht werden sollte jedoch, dass die Heteronormativität des Sexuellen eine relativ späte *Erfindung* der Moderne ist.

Oder um es anders auszubuchstabieren: *Franziska Barth* wirft mit ihrem internetbasierten Lustblog, den sie *Skopophilie* – „Schaulust“ – betitelt, eine Versuchsanordnung für individuelles Begehren, von der sie sich nicht zuletzt auch Impulse für die pädagogische Arbeit verspricht. Nicht nur der Titel, sondern auch die Ästhetik der Bilder ihres Blogs, die sich bewusst einem pornographisierenden Blick verweigern, erinnern an das Aufklärungsbuch *Zeig mal!* mit Texten und Fotografien von Will McBride, das 1974 in einem der protestantischen Kirche nahestehendem Verlag erschien und heute im Ruch von Kinderpornographie steht.

Mit welchen Sexualitätsdiskursen haben wir es gegenwärtig also zu tun, wenn wir von Sexualpädagogik reden? Ohne jetzt auf die momentane dekontextualisierte Debatte über „68“ und „Pädophilie“ eingehen zu wollen, ist vielleicht so viel herauszuheben: Bei all den blinden Flecken, die wir heute den zurückliegenden Diskussionen zuschreiben können – ging es doch damals um ein kollektives Projekt, während heute das einzelne Individuum zwar das Internet für sich entdecken oder den eigenen Körper designen kann, es fehlt jedoch eine gesellschaftliche Utopie.

Vielleicht sind dies ja Diskussionen, die in der *Sexuologie* geführt werden müssen – nicht nur darum, um im 21. Jahr ihres Erscheinens anzukommen, sondern auch um das 21. Jahrhundert mit seinen Herausforderungen annehmen zu können.

Rainer Alisch (Redaktion)



**Gaudiano, Valentina, Die Liebesphilosophie Dietrich von Hildebrandts
Ansätze für eine Ontologie der Liebe
Karl Alber 2013, 352 Seiten, kartoniert, 39,- €**

Valentina Gaudiano zeichnet die Liebesphilosophie des Husserl-Schülers Dietrich von Hildebrand nach: Wenn Liebe kein bloßes Gefühl ist, sondern eine wertbezogene Tat, erkennt der Liebende im Anderen dessen Einzigartigkeit als ein Gut und wird davon angesprochen, eine hingebende Haltung ihm gegenüber einzunehmen, die auf Vereinigung zielt. Die Vollkommenheit dieser Tat entsteht aber nur in der Reziprozität, wenn sie nämlich nicht nur schenkt, sondern auch beschenkt wird. In der Dynamik des Sich-Schenkens und vom Anderen Beschenktwerdens entfaltet sich der Liebesprozess als Prozess der Seins-schenkung, die allerdings einer ständigen Verfehlung ausgesetzt ist. Diese wiederum kann nur vermieden werden, wenn die Liebe in einem absoluten Horizont verankert wird.



**Sylka Scholz, Karl Lenz, Sabine Dreßler (Hg.)
In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute
transcript Verlag 2013, 378 Seiten, kartoniert, 29,80 €**

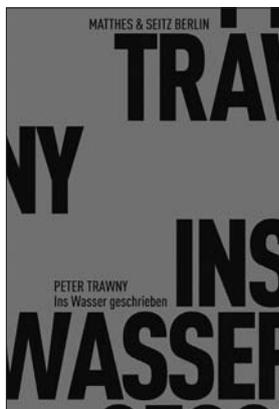
Trotz der Pluralisierung von Lebensformen gehören eine dauerhafte Liebe und die gemeinsame Elternschaft weiterhin zu den wichtigsten Lebenszielen. Um die vielfältigen Verunsicherungen, die mit dem sozialen Wandel einhergehen, zu überwinden und die Kontinuität ihrer Beziehungen zu sichern, greifen immer mehr Paare und Eltern auf Ratgeber zurück. Aber welche Leitbilder von Liebe, Zweierbeziehung, Elternschaft und Geschlecht vermitteln die Ratgeber?

Die Beiträge dieses Bandes untersuchen erstmals eine große Zahl von Beziehungs- und Erziehungsratgebern im Zeitvergleich und legen ihre jeweiligen kulturellen Legitimationsmuster offen.



**Judith Coffey
»The Power of Love«. Heteronormativität und Bürgerlichkeit in der modernen Liebesgeschichte
transcript Verlag 2013, 270 Seiten, kartoniert, 29,99 €**

Ein Mann – eine Frau – eine Liebe, die alle Hindernisse überdauert: Diese Geschichte wird seit Jahrhunderten immer wieder erzählt. Judith Coffey erarbeitet eine Genealogie dieser modernen Liebesgeschichte anhand von theoretisch fundierten und zugleich textnahen Analysen viktorianischer Romane. Sie zeigt, wie die Romane Liebe als revolutionäre Kraft entwerfen, während sie gleichzeitig heteronormative Geschlechterverhältnisse stabilisieren und die Vorherrschaft des Bürgertums untermauern. So wird eine kritische Perspektive auf die gesellschaftlichen Funktionen der Liebesgeschichte – aber auch auf das Gefühl der Liebe selbst – eröffnet.



**Peter Trawny,
Ins Wasser geschrieben. Versuche über die Intimität
Matthes & Seitz 2013
155 Seiten, Klappenbroschur, 12,80 €**

Dieser Versuch über Intimität und die Differenz von Innen und Außen ist Echo und Antwort auf die Frage nach dem Ort einer kommenden Revolution, die Trawny in seinem vorangegangenen Essay ›Medium und Revolution‹ aufwarf. Die radikale Besinnung auf das Innen, die mono- oder bipolare Intimität leuchtet als einzige Möglichkeit auf, heute wahrhaftig zu leben.

Sexualaufklärung, Sexualpädagogik und sexuelle Bildung in Deutschland – Begriffe, Konzepte und gesellschaftliche Realitäten

Uwe Sielert

Sexuality Education, Sexuality Pedagogy and Sexual Education in Germany – Terms, Concepts and Social Realities

Abstract

The article explains and differentiates the evolution and current usage of the similarly sounding terms ‚sexuality education‘, ‚sexuality pedagogy‘ and ‚sexual education‘ in Germany. In accordance with the definition provided by the Federal Agency for Health Education (BZgA) in 2001 and WHO-Europe in 2010, the German concept ‚sexuality education‘ (Sexualaufklärung) has been broadened to include psychological and social factors of human sexuality, making the term synonymous with ‚sexual education‘ (Sexualerziehung). Sexuality pedagogy has been similarly broadened to encompass all areas of human sexuality and all age groups. Sexual education is increasingly understood and practiced as an extensive social task which cannot be assigned to any one institution; in addition to the schools and family, health and social services, the media, internet, social media, adult education, a.o. all play a role. Political influence and priorities (prevention rather than comprehensive sexual education) as well as the lack of university-level training programs in sexual pedagogy are limiting factors.

Keywords: Sexual pedagogy, Sexual education, Sexual health

Zusammenfassung

Der Artikel erklärt und differenziert die Entwicklung und aktuelle Verwendung der Begriffe Sexualaufklärung, Sexualerziehung, sexuelle Bildung und Sexualpädagogik in Deutschland. In Übereinstimmung mit der 2001 von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) bzw. 2010 von der WHO-Europa vorgelegten Definition wurde der Begriff Sexualaufklärung erweitert, um auch psychologische und soziale Faktoren der menschlichen Sexualität zu erfassen, was Sexualaufklärung synonym mit Sexualerziehung verwendbar macht. Sexualpädagogik wurde in ähnlicher Weise erweitert, so dass damit heute alle Bereiche der menschlichen Sexualität beinhaltet sind und alle Altersgruppen berücksichtigt werden. Sexuelle Bildung wird zunehmend verstanden

und praktiziert als eine gesellschaftliche Querschnittsaufgabe, die nicht nur einer Institution zugewiesen werden kann. Neben Schule und Familie sind die Gesundheits- und Sozialdienste, die Massenmedien, das Internet, die sozialen Medien, die Erwachsenenbildung u.a. daran beteiligt. Politische Einflussnahme und Prioritäten (Gefahrenabwehr und Gesundheitsfürsorge statt umfassender Sexualerziehung) sowie das Fehlen von Hochschulprogrammen für Sexualpädagogik schränken die Ausbreitung umfassender sexueller Bildung dennoch ein.

Schlüsselwörter: Sexualpädagogik, Sexuelle Bildung, Sexuelle Gesundheit

Begriffe und Zuständigkeiten im politischen und wissenschaftlichen Diskurs

Sexualaufklärung ist die von der Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (BZgA) in Deutschland benutzte Übersetzung des englischen Begriffs *Sexuality Education* und meint ein umfassendes, in Konzepten der sexuellen Gesundheit und Rechte verankertes ganzheitliches Konzept: „Sexualaufklärung ist entwicklungsbegleitend, kultursensibel und geschlechtersensibel angelegt. Sie informiert fachlich fundiert über alle Aspekte menschlicher Sexualität und über den Zugang zur Beratung und Hilfe. Eine Sexualaufklärung, die auf Menschenrechten, Geschlechtergerechtigkeit, Respekt und Verantwortung sowie der Anerkennung von Vielfalt basiert, vermittelt Werte und Haltungen in Bezug auf Sexualität, Verhütung und tragfähige Beziehungen“ (Winkelmann 2011, 5). *Sexualaufklärung* wird hier synonym benutzt mit dem in der deutschen Fachliteratur geläufigeren Begriff der „Sexualerziehung“.

Damit ist eine besonders in Deutschland sehr heftig ausgetragene, auch verfassungsrechtlich relevante Auseinandersetzung zwischen Elternrecht und staatlichem Wächteramt bzw. schulischem Bildungsauftrag angesprochen, die sich an diesem Kernthema menschlicher Entwicklung immer wieder entzündet. Die „eigentliche“

Sexualerziehung, in der u. a. die „ethischen, sozialen, psychologischen, hygienischen und ökonomischen Probleme der Partnerschaft und Ehe behandelt“ werden, gehörte ursprünglich zu dem natürlichen Erziehungsrecht der Eltern (KMK-Empfehlung 1968; BVerfGE, 47, 46, 67). Dem Staat wurde in den 70er Jahren im Rahmen der schulischen Sexualkunde vornehmlich die *Sexualaufklärung* als Wissensvermittlung zugedacht, allerdings auch Teile der „eigentlichen *Sexualerziehung*“, bei der die Eltern jedoch „die gebotene Zurückhaltung und Toleranz bei der Durchführung“ verlangen konnten (BVerfGE, 47, 46, 77; dazu genauer: Barabas, 2008).

Da aufgrund der gesellschaftlichen Entwicklung den Schulen inzwischen ein verstärkter Erziehungsauftrag zukommt, ist in den neueren Landesgesetzen und Richtlinien nicht mehr nur von *Sexualkunde*, sondern durchaus von *Sexualerziehung* die Rede. Auf der Bundesebene darf sich der Staat jedoch nicht in die Gestaltung der schulischen Bildung und Erziehung einmischen, so dass das länderübergreifende Schwangeren- und Familienhilfegesetz von 1992 den Begriff der *Sexualaufklärung* verwendet, ohne damit jedoch wieder auf reine Wissensvermittlung beschränkt zu sein. Dieser Aufhebung der pädagogisch noch nie zu begründenden Trennung von Erziehung und Aufklärung als Wissensvermittlung entspricht auch die Entscheidungspraxis der Gerichte in Deutschland. „Alle Anstrengungen, Sexualerziehung wieder auf ein biologisches Niveau abzusenken, wurden von den Gerichten abgewiesen“ (Barabas, 2008, 519). So kommentierte das Urteil des BVerfG von 1993 zum § 218 StGB den Artikel 1, §1 des SFGH und damit den Begriff der Sexualaufklärung folgendermaßen: „Sie muss demnach mehr sein als nur Wissensvermittlung über biologische Vorgänge und die Technik der Verhütung, sie muss emotional ansprechend sein und die vielfältigen Beziehungsaspekte, Lebensstile, Lebenssituationen und Werthaltungen berücksichtigen.“ (BVerfG-Urteil vom 28.5. 2003, Leitsatz 10, 82).

Mit dieser inhaltlichen Füllung ist Sexualaufklärung mit dem fachwissenschaftlich dominant verwendeten Begriff der *Sexualerziehung* identisch. Dennoch sind manche aktuellen Probleme der Etablierung von Sexualerziehung in Deutschland nicht ohne diesen Hintergrund zu verstehen. Immer wieder werden die schulische Sexualerziehung und erst recht manche Projekte der Sexualaufklärung auf Bundesebene von vorwiegend religiös geprägten Elterninitiativen und Interessenorganisationen mit Hilfe einiger Medien und juristischen Klagen angegriffen und – zumindest zeitweise – behindert (Sielert, 2010, 241f).

Die fachwissenschaftliche Debatte in Deutschland arbeitet mit einem differenzierteren Vokabular, um Praxis und Theorie, Sozialisation, Aufklärung, Erziehung, Bildung und Beratung gesondert bezeichnen zu können:

Sexualpädagogik ist eine Aspektdisziplin der Pädagogik, welche sowohl die *sexuelle Sozialisation* insgesamt als auch die zielgerichtete erzieherische Einflussnahme auf die Sexualität von Menschen erforscht und wissenschaftlich reflektiert. Im Mittelpunkt der *Sexualerziehung* stehen intentional gelenkte Lernprozesse, während *sexuelle Sozialisation* auch unabhängig von Sexualerziehung stattfindet, so z.B. durch unbedachte alltägliche Selbstverständlichkeiten, mediale Einflüsse und positiv oder negativ empfundene Irritationen der sexuellen Identität im Laufe der persönlichen Entwicklung. Da sich Pädagogik in neuerem Verständnis auf alle Lebensbereiche bezieht, kann auch die Lebenswelt von Erwachsenen und alten Menschen zum Gegenstandsbereich der *Sexualpädagogik* gerechnet werden. Mit *Sexualaufklärung* oder auch *Sexualkunde* wird der Versuch bezeichnet, sich auf Fakten und Zusammenhänge zu allen Themen menschlicher Sexualität zu konzentrieren und mehr oder weniger zielgruppenorientiert zur Verfügung zu stellen. Inwiefern eine solche wertfreie Informationsvermittlung möglich und sinnvoll ist, wird aus verschiedenen wissenschaftstheoretischen Positionen heraus unterschiedlich bewertet (Sielert, 2005).

Aktuelle theoretische und konzeptionelle Tendenzen

In Analogie zur politischen Debatte existierte auch im fachwissenschaftlichen Bereich in der Geschichte von Sexualpädagogik eine heftige Auseinandersetzung zwischen Vertreter_innen

- einer normativen, christlich-konservativ gefärbten Pädagogik (z. B. von Martial, 1991; Meves, 1992) die Sexualerziehung als Ehevorbereitung Familie und Kirche beschränken wollte,
- einer kritisch-emanzipativen Erziehungswissenschaft (z. B. Kentler, 1970; Koch & Lutzmann, 1989 und Glück, et al., 1990), die eine selbstbestimmte Sexualität als Ziel aller öffentlichen Erziehung proklamierte,
- so wie einer empirisch-analytischen Richtung (z. B. Maskus, 1979; Kluge, 1984), die sich einer wertfreien Sexualaufklärung verpflichtet fühlte und die schulische Sexualerziehung darauf festzulegen versuchte.

Diese um die so genannte sexuelle Revolution der 1960er und 1970er Jahre herum mit ideologisch aufgeladener Energie geführte Debatte beruhigte sich in den 1980er Jahren. Durch den zunehmend sachlicher geführten Diskurs und die sexualwissenschaftliche Forschung an-

gesichts der Problemthemen der späten 80er Jahre (Geschlechterverhältnis, HIV-Infektion und AIDS, sexuelle Gewalt, Pornographie) wie auch der Festschreibung sexueller Rechte auf internationaler Ebene, entstanden in den letzten 20 Jahren diverse theoretische Konzepte, die sich noch in Nuancen unterscheiden, im wesentlichen aber dem Verständnis von „Sexuality education“ im Sinne der oben genannten Definition entsprechen, wie sie 2010 von der WHO Europe/BZgA formuliert wurde (Bartholomäus, 1993; Valtl, 1998; Milhoffer, 2000; Et-schenberg, 2000; Sielert, 2005).

Die meisten wissenschaftlich ernst zu nehmenden Konzepte sind heute sexualfreundlich, bejahen verschiedene Formen der Empfängnisregelung, betonen die Kultivierung der Identitäts-, Beziehungs-, Lust- und Fruchtbarkeitsfunktion von Sexualität, die Gleichwertigkeit verschiedener sexueller Orientierungen und die Flexibilisierung der Geschlechtsrollen. Zunehmend wird auch die „dunkle Seite der Sexualität“ (Pornographie, Prostitution, Gewalt) in die sexualpädagogische Theoriebildung mit einbezogen. Anlässlich dieses Themas entwickelt sich gegenwärtig eine neue vor allem wieder politisch akzentuierte Differenz zwischen jenen Konzepten, die Sexualerziehung überwiegend zur Verhinderung gesellschaftlicher Risiken entwerfen (z. B. IPTS, 1994) und einer weniger auf Gefahren bezogenen umfassenden Gesundheitserziehung (BZgA, 2001 & WHO Europe, 2010) bzw. sexuellen Bildung (Valtl, 2008).

Politisch ist diese Differenzierung insofern akzentuiert, weil die meisten sexualpädagogischen Programme finanziell von politischen Entscheidungen abhängig sind, die vornehmlich die Prävention gesellschaftlicher und persönlicher Probleme zum Ziel haben. Insofern kann es nicht verwundern, wenn die sexualpädagogische Praxis finanziell von definierten Risiken profitierte und die Theorie und Konzeptentwicklung immer in der Gefahr stand, ihre Ziele, Inhalte und Methoden auf Präventionskurs zu bringen. Das gilt vornehmlich für den Bereich der Erziehungshilfe, die den weitaus größten Bereich der außerschulischen Jugendhilfe ausmacht. Die BZgA gilt als WHO-Kollaborationszentrum für sexuelle und reproduktive Gesundheit und ist damit in der Lage, ihre sexualpädagogisch relevante Arbeit in den größeren Zusammenhang einer umfassenden Sexualaufklärung als Menschenrecht zu stellen. Sie ist im nationalen Kontext finanziell jedoch ebenso von Gesetzen abhängig, die Probleme lösen sollen. Allein die Schule könnte sich mit ihrem allgemeinen Erziehungs- und Bildungsauftrag einer Sexualerziehung widmen, die weder der Gefahrenabwehr dient noch allein der Gesundheitsbildung untergeordnet werden muss. Dass auch sie politischen Vorgaben der jeweiligen Länderministerien Folge leisten muss, zeigt mit deutlicher Regelmäßigkeit die Analyse der Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerzie-

hung der einzelnen Bundesländer (BZgA, 2004). Allein die wissenschaftliche Forschung zur Sexualpädagogik an den Hochschulen ist aufgrund der verbrieften Wissenschaftsfreiheit annähernd in der Lage, ohne Instrumentalisierung für bestimmte politische Zwecke die Theorie- und Konzeptbildung voranzubringen.

So begann vor einigen Jahren in der Sexualpädagogik als Wissenschaft eine Debatte um die Weiterentwicklung bzw. Ergänzung der Sexualpädagogik um ein Konzept der sexuellen Bildung als „Formung und zunehmend Selbstformung der Person durch aktive Weltaneignung“ (Valtl 2008, 128). Ob von einem Paradigmenwechsel die Rede sein kann, wird sich in Zukunft noch zeigen müssen, weil vieles davon identisch ist mit der bisher professionell entwickelten Sexualpädagogik und Sexualaufklärung gemäß den WHO-Standards. Die wesentlichen Besonderheiten bestehen jedoch darin, dass die persönliche Sexualentwicklung stärker in die Eigenregie der Subjekte gelegt wird, deren lebensweltlich je besonderer Eigensinn betont und eine Art ‚höhere Bildung‘ in Augenschein genommen werden. Dabei wird über Prävention und die Vermittlung grundlegender sexueller Kompetenzen hinausgegangen. Sexualität wird als Lebensenergie in allen ihren Ausdrucksformen, auch ihrer Lustfunktion, nicht nur zugelassen, sondern aktiv animiert und kultiviert. Der oft in Anspruch genommene Grundsatz der Persönlichkeitsstärkung wird insofern ernst genommen, als die Menschen dazu befähigt werden, ihre sexuelle Lebensenergie in Eigenregie zum persönlichen ‚Empowerment‘ zu nutzen und nicht stets angesichts drohender Gefahren normieren zu müssen (Valtl, 2008).

Sexualerziehung in den Institutionen des Erziehungs- und Bildungswesens

Sexualaufklärung, Sexualerziehung und vor allem Sexuelle Bildung werden in Deutschland zunehmend verstanden und praktiziert als gesellschaftliche Querschnittsaufgabe, die nicht nur *einer* Institution zugewiesen werden kann. Im Mittelpunkt stehen jedoch bisher die institutionalisierten Erziehungs- und Bildungsinstitutionen der Schule und Jugendhilfe. Einbezogen werden aber zunehmend auch Einrichtungen der Erwachsenenbildung, des Gesundheitswesens, öffentliche Medien und Kommunikationskanäle des Internets, mit denen auch die informellen Freizeit- und Freundschaftsnetze erreicht werden. Zunehmend wird der Vorteil interinstitutioneller Synergieeffekte wahrgenommen und einzelne Einrichtungen mit ihren jeweiligen Akzenten und Chancen untereinander vernetzt.

Die *Familie* hat die Möglichkeit, bei Kindern und Jugendlichen die emotionale Grundlage des „unbedingten Angenommenseins“ zu legen, ohne die sexuelle Identität nur mit Schwierigkeiten entwickelt werden kann. Als ‚Interpretationsgemeinschaft‘ ermöglicht sie erste Orientierungen im Umgang mit inneren und äußeren Einflüssen auf das sexuelle Erleben sowohl der Eltern untereinander als auch der Kinder und Jugendlichen.

Nicht immer kann die Familie diese Aufgaben in optimaler Weise wahrnehmen, so dass diverse familienunterstützende und -ergänzende, manchmal auch familienersetzende Maßnahmen der *Jugendhilfe* erforderlich werden. Im Kinder- und Jugendhilfegesetz (Sozialgesetzbuch, SGB VIII) ist ein umfassender und detaillierter Erziehungsauftrag formuliert, der auch den Rahmen für Sexualpädagogik, -aufklärung und -beratung bildet. Im zweiten Kapitel (SGB VIII, §11 – Leistungen der Jugendhilfe) werden die Aufgaben für die relevanten Bereiche aufgeführt: Mädchen- und Jungenarbeit, Jugendberatung und außerschulische Jugendbildung. Die sexualpädagogische Prävention sexueller Gewalt kann sich auf § 14 des SGB VIII stützen.

Insbesondere *Familienbildungsstätten* und *Kindergärten* ermöglichen sowohl den Kontakt zu den Eltern als auch eine eigenständige Arbeit mit den Kindern zu den spezifischen Themen kindlicher Sexualität. Einrichtungen der *Erziehungshilfe* erreichen vor allem Jugendliche mit sexuellen Identitätskonflikten, die einer besonderen sexualpädagogischen Förderung, oft auch Resozialisierung und einer systematischen Resilienzförderung bedürfen (Winter, 2008). *Außerschulische Jugendarbeit* erreicht zwar nicht alle Jugendlichen, hat aber auf Grund der Strukturmerkmale der Freiwilligkeit, Flexibilität, Pluralität und Methodenvielfalt viele Chancen zu einer ganzheitlichen, auch die emotionalen Bereiche mit einbeziehenden, multisinnlichen, interkulturellen und geschlechtsbewussten Sexualerziehung (Sielert, 2011). In spezifischen Projekten für Jugendliche mit Migrationshintergrund werden die besonderen Anforderungen einer interkulturellen sexualpädagogischen Arbeit herausgearbeitet (Kunz & Wronska, 2001). Über die Implementation sexualerzieherischer Maßnahmen in den Regeleinrichtungen der organisierten Erziehung hinaus haben sich Sexualerziehung und *pädagogische Sexualberatung* zu einem eigenständigen Handlungsfeld entwickelt: Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung, Beratung zu sexualitätsrelevanten Themen in Einrichtungen der Jugend-, Familien- und Lebensberatung, Gesundheitsämtern und Landeszentralen für Gesundheitserziehung (Sielert, 2002) sowie sexuelle Bildung und Sexuaufklärung zu organisationsrelevanten Themen in Industriebetrieben und der Bundeswehr (BZgA, 2001b).

Angesichts der von einzelnen Zielgruppen besonders bevorzugten Informationsquellen wurden in den letzten Jahren speziell von der BZgA diverse methodische Konzeptionen zur medialen und informellen Sexuaufklärung in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen entwickelt. Die Bedrohung der Bevölkerung durch AIDS führte in den 80er Jahren zur Erprobung zahlreicher komplexer Aufklärungsstrategien wie z. B. der *personalkommunikativen Präventionskampagne*, von der viele nachfolgende Projekte profitierten. Da Jugendliche zu heiklen Themen der Sexualität erwiesenermaßen andere Jugendliche als Bezugsquelle für Informationen und als Gesprächspartner/innen wählen, wurden Modellprojekte zur *Peer-Education* entwickelt und erprobt (BZgA, 2001a). Die Inanspruchnahme von Beratungstelefonangeboten des Kinder- und Jugendschutzes oder anderer Träger führte zur Entwicklung spezifisch sexualpädagogischer *Beratungskonzepte* und deren Weitergabe in entsprechenden Fortbildungen für *Telefonberater*. Die Tatsache, dass Jugendliche die meisten Informationen zu aktuellen sexuellen Themen den Jugendzeitschriften entnehmen, veranlasste einige Träger der Gesundheitsförderung, Konzepte der *Zusammenarbeit von Sexualpädagog_innen und den Redaktionen der Zeitschriften* zu erproben. Um ganzheitliches wertorientiertes Lernen zu ermöglichen und entsprechende Diskurse in der pädagogischen Arbeit anzuregen, entwickelten verschiedene Bundes- und Landesstellen *audiovisuelle Medien*. Für die elektronischen Medien wurde Software mit sexualpädagogisch intendierten Programmen erarbeitet, um speziell Jungen zu erreichen. Sexualpädagogik wurde auf diese Weise zu einem modernen Anregungsbereich für neue pädagogische Konzepte und Medien, die auch in anderen Sektoren von Bedeutung werden können. Als Beispiel seien die Projekte LoveLine der BZgA und „Sextra“ der pro familia-online-Sexualberatung genannt, die sich bei Jugendlichen zunehmend durchgesetzt haben.

Neben diesen vielfältigen sexualpädagogisch relevanten Handlungsfeldern ist die *Schule* aufgrund ihrer gesellschaftlichen und bildungspolitischen Bedeutung für die Sexualerziehung in Deutschland von besonders großer Bedeutung. Wie bereits eingangs beschrieben, ist sie in allen Bundesländern als Teil des Erziehungs- und Bildungsauftrags anerkannt, in den jeweiligen Schulgesetzen sowie Lehrplänen und (in den meisten Bundesländern) auch in Richtlinien ausformuliert. Insofern kann behauptet werden, dass sich Sexualerziehung in der Schule inzwischen fest etabliert hat und flächendeckend durchgeführt wird. Laut Auskunft der Schülerinnen und Schüler werden die Lehrkräfte allerdings weniger als Ansprechpartner für intime Fragen in Anspruch genommen – hier sind die Eltern und Freunde gefragter – sondern eher zur Wissensvermittlung. In dieser Hin-

sicht werden sie vor allem von Jungen, ganz besonders von Jugendlichen mit Migrationshintergrund geschätzt, die sonst kaum andere Möglichkeiten haben, in personeller Kommunikation mit anderen Vertrauenspersonen zu reden (BZgA, 2010, 40). Das ist für diese zuletzt genannte Gruppe auch insofern von Bedeutung, als die Schulpflicht auch die Teilnahme am Sexualkundeunterricht einschließt, so dass eher skeptisch eingestellte Eltern ihre Kinder nicht einfach vom Unterricht fernhalten können.

Trotz dieser insgesamt positiven Funktion der Schule muss davon ausgegangen werden, dass Sexualerziehung nicht immer im Sinne der gesetzlichen Vorgaben, Richtlinien und Lehrpläne und vor allem nicht intensiv genug durchgeführt wird. Die Ausbildung der Lehrpersonen an den zuständigen Hochschulen ist erwiesenermaßen lückenhaft, so dass auch die Praxis den Vorgaben und erzieherischen Erfordernissen nur unzureichend gerecht wird (BGgA, 2011).

Neuere Entwicklungen im deutschen Bildungswesen gehen jedoch in die Richtung, dass zunehmend Ganztagschulen eingerichtet werden, vereinzelt auch Bildungslandschaften, in denen die Schule sich anderen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen im Sozialraum öffnet und mehr Kooperation ermöglicht. Schon jetzt leisten die Sozialpädagog/inn/en von pro familia und anderen, auch kirchlich gebundenen Trägern in vielen Schulen punktuell wichtige sexualerzieherische Arbeit. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich solche Formen der Zusammenarbeit in Zukunft noch verstärken werden, so dass auch im schulischen Kontext eine umfassendere Sexualerziehung und -aufklärung als bisher stattfinden wird.

Zum Stand der sexualpädagogischen Profession in Deutschland

Wie bereits an verschiedenen Stellen dieses Überblicks deutlich wurde, ist die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) das wichtigste ausführende Bundesorgan bezüglich der sexualpädagogischen Ansprüche, die aus dem Schwangeren- und Familienhilfegesetz (SFHG) erwachsen. Sie ist beauftragt, Konzepte und Medien für Sexualaufklärung zu entwickeln. Dabei ist sie verpflichtet, mit den Bundesländern und anderen relevanten Trägerverbänden zusammenzuarbeiten. Als Länder- und auch Handlungsfeld übergreifende Institution hat sie die bereits ausführlich umgesetzte Möglichkeit, Forschungsaufträge zu vergeben, Konzepte zu erstellen, Materialien zu entwickeln und Kooperationen zwischen allen gesellschaftlichen Institutionen anzuregen, die der Sexualaufklärung als Querschnittsaufgabe gerecht werden. Dabei

wird die Länderhoheit im schulischen Erziehungs- und Bildungswesen wie auch die Eigenständigkeit der anderen Träger von Sexualaufklärung gewahrt. Auf diese Weise hat die BZgA zusammen mit anderen Forschungseinrichtungen, Fachverbänden und Ausbildungsstätten die Professionalisierung der Sexualpädagogik in Deutschland stark unterstützt. Qualifizierungsmaßnahmen im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen allgemein können z. B. auf das Rahmencurriculum „Sexualpädagogische Kompetenz“ zurückgreifen, das aus Modellprojekten der BZgA hervorgegangen ist (BZgA, 2001).

Sexualpädagogik als Aspektdisziplin der Erziehungswissenschaft befindet sich zurzeit im Wissenschaftssektor noch in der Konsolidierungsphase. Die zaghafte Versuche, vorhandene Zusammenschlüsse von Sexualpädagoginnen und Sexualpädagogen als Kristallisationspunkte für den Theorie-Praxistransfer zu reformieren (Deutsche Gesellschaft für Geschlechtererziehung [DGG] – und pro familia) finden bisher kaum eine Entsprechung im universitären Zusammenhang der Erziehungswissenschaft. So existiert bis zum heutigen Zeitpunkt keine Professur für Sexualpädagogik an bundesdeutschen Universitäten. Die Fachhochschule (Merseburg) hat jedoch seit 2001 ein berufsbegleitendes integriertes Studium eingerichtet, bestehend aus einem Masterstudiengang und zwei Weiterbildungsstudiengänge zur Sexualpädagogik und Familienplanung. An der Universität Kiel kann Sexualpädagogik als Schwerpunkt im Bachelor- und Masterstudium in Pädagogik gewählt werden. Meist handelt es sich bei den Qualifizierungsmöglichkeiten in Deutschland aber um berufsbegleitende Weiterbildungen an darauf spezialisierten Instituten wie z.B. die Ausbildung zum Sexualpädagogen und zur Sexualpädagogin am bundesweit arbeitenden Institut für Sexualpädagogik mit Sitz in Dortmund (ISP) oder beim pro familia Bundesverband.

Seit 1998 existiert die Gesellschaft für Sexualpädagogik (GSP) mit Sitz in Kiel, die von Hochschullehrern und sexualpädagogisch ausgebildeten Praktikern getragen wird. Die Gesellschaft fördert Veröffentlichungen, organisiert Fachtagungen, berät politische Gremien und treibt die Professionalisierung der Sexualpädagogik voran. So wird die bisher noch nicht geschützte Berufsbezeichnung „Sexualpädagogin“ bzw. „Sexualpädagoge“ ab 2008 von der GSP mit einem Gütesiegel versehen, das nur aufgrund definierter Ausbildungsstandards vergeben wird.

Literatur

- Barabas, F., 2008. Jugendrecht und Sexualerziehung. In: Schmidt, R.B. & Sielert, U., 2009. Handbuch Sexualerziehung und Sexuelle Bildung. Juventa, Weinheim & München.
- Bartholomäus, W., 1993. Lust aus Liebe. Die Vielfalt sexuellen Erlebens. Kösel, München.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 1999a, (Hrsg.). Wissenschaftliche Grundlagen Teil 1 – Kinder. Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Band 13.1, Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 1999b, (Hrsg.). Wissenschaftliche Grundlagen Teil 2 – Jugendliche, Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Band 13.2, Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2000. Sexualpädagogische Mädchenarbeit, Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2001. Rahmencurriculum Sexualpädagogische Kompetenz. Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Band 18, Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2001a. Peer Education. Ein Handbuch für die Praxis. Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2001b. Partnerschaftlich handeln. Ein Baustein für TrainerInnen und AusbilderInnen. Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2004. Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerziehung. Eine Analyse der Inhalte, Normen, Werte und Methoden zur Sexualaufklärung in den sechzehn Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Forschung und Praxis der Sexualaufklärung. Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2000. Sexualpädagogische Mädchenarbeit und Sexualpädagogische Jungenarbeit, Köln.
- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2011. Sexualerziehung in Grundschulen. Eine noch unveröffentlichte Expertise.
- Etschenberg, K., 2000. Sexualerziehung in der Grundschule. Berlin: Cornelsen.
- Glück, G., Scholten, A., Strötges, G., 1990. Heiße Eisen in der Sexualerziehung. Wo sie stecken und wie man sie anfasst. Deutscher Studienverlag, Weinheim.
- IPTS – Landesinstitut Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule (Hrsg.) 1994. Sexualpädagogik – AIDS-Prävention mit Methoden des lebendigen Lernens. IPTS Verlag, Kiel.
- Kentler, H., 1970. Sexualerziehung., Rowohlt, Reinbek.
- Kluge, N., (Hrsg.) 1976. Sexualerziehung als Unterrichtsprinzip. Klinghardt, Darmstadt
- Koch, F., Lutzmann, K.H., 1989. Stichwörter zur Sexualerziehung. Beltz, Weinheim.
- Kunz, D., Wronska, L., 2001. Sexualpädagogik im Spannungsfeld der Kulturen. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln, 221–252.
- Maskus, R., 1979. 20 Beiträge zur Sexual- bzw. Geschlechtererziehung. Academia-Verlag, St. Augustin.
- Meves, C., 1992. Kindgerechte Sexualerziehung. Bilanz und Neuanfang. Hänssler Verlag, Vellmar-Kassel.
- Milhoffer, P., (Hrsg.) 1995. Sexualerziehung von Anfang an! Arbeitskreis Grundschule. Eigenverlag, Frankfurt/M.
- Milhoffer, P., 2000. Wie sie sich fühlen, was sie sich wünschen. Eine empirische Studie über Mädchen und Jungen auf dem Weg in die Pubertät. Juventa, Weinheim und München.
- Schmidt, R.-B., Sielert, U., 2008. Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Ein Handbuch. Juventa, Weinheim und München.
- Sielert, U., 2002. Sexualerziehung – Sexualberatung – Schwangerschaftskonfliktberatung. In: Chassé, K.A., Wensieski, H.-J., 2002. Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Juventa, Weinheim und München.
- Sielert, U., Valtl, K. H., 2000. Sexualpädagogik lehren. Didaktische Grundlagen und Materialien für die Aus- und Fortbildung, Beltz, Weinheim.
- Sielert, U., 2005. Einführung in die Sexualpädagogik. Juventa, Weinheim und München.
- Sielert, U., 2010. Sexuelle Verwahrlosung – Interventionsnotwendigkeiten und -möglichkeiten aus pädagogischer Perspektive. In: Schetsche, M., Schmidt, R.-B. (Hrsg.). Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – sozialethische Reflexionen. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Sielert, U., 2011. Sex. In: Deinet, U., Sturzenhecker, B., Handbuch offene Jugendarbeit, Kohlhammer, Stuttgart.
- Tolkmitt, S., 2000. Sexualpädagogische Beratung. In: Sielert, U., Valtl, K.-H., Sexualpädagogik lehren. Beltz Verlag, Weinheim, 301–342.
- Valtl, K.-H., 1998. Sexualpädagogik in der Schule. Didaktische Analysen und Materialien für die Praxis. Beltz, Weinheim, Basel.
- Valtl, K.-H., 2008. Sexuelle Bildung: Neues Paradigma einer Sexualpädagogik für alle Lebensalter. In: Schmidt, R.-B., Sielert, U., Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Juventa, Weinheim und München, 125–141.
- von Martial, I., 1991. Geschlechtererziehung in der Schule. Pädagogik und freie Schule. Heft 43, Köln.
- Winter, R., 2008. Sexualpädagogik in der Jugendhilfe. In: Schmidt, R.-B., Sielert, U., Handbuch Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung. Juventa, Weinheim und München, 585–595.
- Winkelmann, C., 2011. Standards für die Sexualaufklärung in Europa. Ein neuer Ansatz zur Sexualaufklärung für die Europäische Region. Manuskript BZgA.
- Wolf, W., 1993. Max Hodan (1894–1946). Sozialist und Sexualreformer. Von Bockel Verlag, Hamburg.

Autor

Prof. Dr. Uwe Sielert, Institut für Pädagogik, Philosophische Fakultät Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Olshausenstr. 75, D-24118 Kiel, e-mail: sielert@paedagogik.uni-kiel.de

Von der Vision zur Wirklichkeit – Eine „kleine Entwicklungsgeschichte“ des konsekutiven Masterstudienganges „Angewandte Sexualwissenschaft“

Harald Stumpe

From Vision to Reality – A „Short History“ of the consecutive Master's Study Program „Applied Sexology“

Abstract

The sexological landscape in Germany has seen a decline of importance in recent years. The closing of the Frankfurt Institute for Sexual Research headed by Volkmar Sigusch is just one example of this trend. It is therefore all the more gratifying that the University of Applied Sciences in Merseburg was able to develop a center for researching and teaching „Applied Sexology“. Since 2001 Merseburg students have the opportunity to earn a master's degree in this area, the only such program in Germany. The essay outlines this success story from the program director's point of view. Keywords: Sexology, Sex education, Family planning, Partnership

Zusammenfassung

Die Sexualwissenschaft hat in Deutschland in den letzten Jahren eher an Bedeutung verloren. Beispielhaft soll nur die Abwicklung des Frankfurter Instituts für Sexualforschung unter der Leitung von Volkmar Sigusch genannt werden. Um so erfreulicher ist die Tatsache, dass sich an der Hochschule in Merseburg zunächst recht unbemerkt ein Lehr- und Forschungsbereich „Angewandte Sexualwissenschaft“ entwickeln konnte. Seit 12 Jahren wird in Merseburg dies als einzige Studienmöglichkeit in Deutschland mit einem Masterabschluss angeboten. Der Beitrag beschreibt die kleine Erfolgsgeschichte des Studienganges „Angewandte Sexualwissenschaft“ aus persönlicher Sicht des Autors und Leiter des Studienganges.

Schlüsselwörter: Sexualwissenschaft, Sexualpädagogik, Familienplanung, Partnerschaft

Als ich im Herbst 1993 für das Lehrgebiet Sozialmedizin an die FH Merseburg berufen wurde, trat ich meine Tätigkeit mit einem Vorhaben an, welches ich selbst als eine sehr persönliche Vision bewertete und nur sehr vage Hoffnungen für eine Realisierung sah. An der Uni Jena hatte ich bereits umfangreiche Erfahrungen bei der Ausbildung von Medizinstudenten in einem gesundheits- und sexualerzieherischen Programm sammeln können. Nach der Wende konnte ich mir weitere theoretische und praktische Kompetenzen auf dem Gebiet der Sexualpädagogik und Familienplanung in meiner ehrenamtlichen Tätigkeit als Vorsitzender des Landesverbandes der *Pro Familia Thüringen* und meiner hauptberuflichen Arbeit als Leiter der Thüringer AIDS-Prävention in Erfurt aneignen. In unzähligen Gesprächen mit FachkollegInnen wurde immer wieder das Fehlen von qualifizierten Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten zur Sexualpädagogik und Familienplanung beklagt. Obwohl sich alle namhaften Vertreter schon lange Zeit darüber einig waren, dass Aspekte der menschlichen Sexualität in allen humanwissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildungen als Querschnittsdisziplin stärkere Berücksichtigung finden müssen, zeigt sich diesbezüglich in der deutschen Hochschullandschaft ein eher pessimistisch stimmendes Bild. Alle Versuche, spezielle Ausbildungen bzw. Weiterbildungsstudiengänge zu etablieren, schlugen in der Vergangenheit fehl.

Schwerpunktausbildung Sexualpädagogik und Familienplanung im Studiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik

Der curriculare Aufbau des Studienganges Sozialarbeit/ Sozialpädagogik unter besonderer Berücksichtigung des Prinzips vom exemplarischen Lernen und Studieren bot sich hervorragend für die Schaffung einer Schwerpunktausbildung im Hauptstudium an. In der damali-

gen Aufbauphase des Fachbereiches Sozialwesen waren meine Ideen im sehr aufgeschlossenen Kollegium willkommen. In der Zielstellung des Schwerpunktstudiums ging es nicht um die Ausbildung von SexualpädagogInnen, sondern um die Befähigung der Studierenden, den Menschen auch als ein sexuelles Wesen mit seinen unterschiedlichen Wünschen und Bedürfnissen zu begreifen und in den unterschiedlichen sozialen Arbeitsfeldern zu berücksichtigen. Im Wintersemester 1994/95 bot ich dann erstmals für eine kleine Gruppe Studierender den Schwerpunkt „Sexualpädagogik“ an. Die ersten gemeinsamen Gehversuche gestalteten sich schon recht erfolgreich. Mein Bestreben bestand von Anfang an darin, die Studierenden so frühzeitig wie möglich mit der Praxis der Sexualpädagogik vertraut zu machen. Dazu mussten seinerzeit Merseburger Schulen von der Nützlichkeit derartiger Arbeit durch Studierende erst überzeugt werden. Als ich im Rahmen der in die Veranstaltungen integrieren AIDS-Prävention eine Bestellung von mehreren Hunderten Kondomen über die Beschaffungsstelle der FH in Auftrag gab, kursierten „wilde“ Gerüchte und Phantasien an der Hochschule. Zwei Jahre später wurde Kollege Weller, den ich schon in der Vergangenheit als ausgezeichneten Fachkollegen kennen gelernt hatte, an den Fachbereich berufen. Diese nun verbesserte personelle Situation ermöglichte es, den Schwerpunkt weiter auszubauen und noch stärker den Bereich der Familienplanung in das bereits existierende Curriculum zu integrieren. Die Schwerpunktausbildung wurde von den Studierenden sehr gut angenommen. Es gab sogar Studierende, die sich wegen der Existenz dieses Schwerpunktes für die FH Merseburg entschieden hatten.

Eine weitere wichtige Etappe für die Entwicklung des sexualwissenschaftlichen Studienangebotes stellte die Zusammenarbeit mit dem Bundesverband der *Pro Familia* in einem gemeinsam beantragten Bundesmodellprojekt „Zusatzausbildung Sexualpädagogik“ dar.

Zusatzausbildung „Sexualpädagogik“ – ein Kooperationsprojekt (Bundesmodellprojekt) zwischen der FH Merseburg und dem Bundesverband der Pro Familia

Die Kooperation einer Hochschule mit dem in Deutschland führenden Praxisverband und Anbieter von Sexualpädagogik in einem Weiterbildungsprojekt stellte aus Sicht der Beteiligten eine geradezu ideale Partnerschaft dar. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

(BZgA) beschied einen gemeinsamen Förderantrag positiv und unterstützte großzügig zwei Durchgänge der Weiterbildung im Zeitraum von 1996 bis 1999.

Zur Realisierung des Kooperationsgedanken und Entwicklung des Curriculums wurde eine aus sechs ExpertInnen bestehende und paritätisch besetzte Gruppe (Ost/West, weiblich/männlich, FH Merseburg/Pro Familia) berufen. Auf diese Weise konnten unterschiedliche Sichtweisen und Erfahrungen beider Träger in Ost und West in das Curriculum eingebracht werden. Auch die Leitung der geplanten zwei Kurse wurde nach diesem Prinzip besetzt (Tatjana Botzat – Pro Familia, Prof. Dr. Harald Stumpe – FH Merseburg). Die Curriculumgruppe erhielt zugleich die Aufgabe, während der gesamten Laufzeit des Projektes als ständiges Beratergremium zur Verfügung zu stehen. Für das gesamte Management, einschließlich interner Evaluierung, stand dem Projekt eine halbe Personalstelle (Projektkoordinator mit Sitz in der Bundesgeschäftsstelle der Pro Familia) zur Verfügung.

Das Curriculum des Weiterbildungsprojektes sah einen Umfang von 176 Stunden an insgesamt 11 Wochenenden und ein 100stündiges individuell gestaltetes Praktikum vor, das an zwei Wochenenden begleitet und supervidiert wurde. Der gesamte Kurs war von einem Teamerpaar an allen Wochenenden begleitet worden und wurde mit einem Abschlusskolloquium am 12. Wochenende beendet. Der größte Teil des geplanten Stundenvolumens wurde von den KursleiterInnen auch inhaltlich bestritten. Zu speziellen Ausbildungsfeldern (z.B. Projektmanagement, Theaterpädagogik, Arbeit mit dem Medium Video, Sexueller Missbrauch) konnten externe ReferentInnen gewonnen werden. Die berufsbegleitende Zusatzausbildung, welche bundesweit ausgeschrieben wurde, richtete sich primär an Fachkräfte in Beratungsstellen, aber auch ErzieherInnen, SozialarbeiterInnen, LehrerInnen, PsychologInnen und ÄrztInnen anderer Einrichtungen. Auch bei der Auswahl der TeilnehmerInnen wurde auf ein ausgewogenes Verhältnis von BewerberInnen aus Ost und West geachtet, um die unterschiedlichen Erfahrungen und Ansichten in der Gruppe fruchtbar zu machen.

Die Ausbildung sollte insbesondere Kompetenzen auf den folgenden vier Lernzelebenen entwickeln:

1. Ebene der Selbsterkenntnis (Reflexion der eigenen sexuellen Sozialisation, eigener Einstellungen, Wünsche, Phantasien und Ängste)
2. Ebene der Wissensaneignung (relevante sexuologische und entwicklungspsychologische Fachkenntnisse)
3. Pädagogische Ebene (TZI-Grundlagen, Didaktik, sexualpädagogisches Methodeninstrumentarium)
4. Ebene des Management (Projektmanagement, Akquisition von Ressourcen, Einflussnahme auf politische und pädagogische Institutionen).

Besondere Bedeutung wurde in der Ausbildung dem Praktikum beigemessen. Dort ging es um die didaktische Umsetzung sexualpädagogischer Themen für die unterschiedlichen Zielgruppen der Sexualpädagogik, wobei die TeilnehmerInnen auf die Planung, Durchführung und Auswertung eines eigenen kleinen Projektes orientiert wurden, welches im Rahmen der eigenen Einrichtung oder in einer anderen Institution realisiert werden konnte. Der Entwicklung eines solchen Praxisprojektes vorausgegangen waren Bausteine, die die TeilnehmerInnen mit Grundlagen der sexualpädagogischen Arbeit vertraut gemacht hatten, wie mit den Werten und Normen, den Funktionen und Formen von Sexualität, mit den geschlechtsspezifischen und interkulturellen Ansätzen, den unterschiedlichen Zielgruppen und Handlungsfeldern.

Mit den beiden Ausbildungsdurchgängen konnten umfangreiche Erfahrungen gesammelt werden, die letztendlich die Grundlage für das neue Studienangebot bildeten.

Das neue berufsbegleitende integrierte Studienangebot „Sexualpädagogik und Familienplanung“ – einmalig in Deutschland

Die guten Ergebnisse der Zusatzausbildung und die überwältigende Nachfrage von InteressentInnen (zum Ausschreibungsende des zweiten Kurses lagen mehr als 350 Anfragen und dreimal so viele Bewerbungen wie vorhandene Seminarplätze vor) waren sicher neben der Etablierung des Sexualpädagogischen Zentrums die entscheidenden Argumente für die einbezogenen Entscheidungsgremien der Hochschule, meine Vision von der Einrichtung eines sexualpädagogischen Studienganges zu unterstützen. Nach gründlichen Vorüberlegungen schlugen wir der Gründungskommission, die ihre Arbeit im Wintersemester 1999/2000 begann, ein integriertes Studienmodell von einem Masterstudiengang und zwei zertifizierten Weiterbildungsstudiengängen vor. Der Grund für ein solch relativ kompliziertes Konstrukt lag in den vorgeschriebenen Zugangsvoraussetzungen begründet. Aus den Erfahrungen der Zusatzausbildung wussten wir, dass sich besonders die Berufsgruppe der ErzieherInnen für ein Studium der Sexualpädagogik interessieren wird, die jedoch keinen Zugang zu einem Masterstudiengang hat, da in der Regel ein Erststudium fehlt. Um besonders InteressentInnen, die über kein abgeschlossenes Hochschulstudium verfügten, eine Weiterbildungsmöglichkeit

an der FH einzuräumen, wurden die beiden zertifizierten Weiterbildungsstudiengänge eingerichtet. Nach sehr fruchtbaren Debatten in der Gründungskommission (hier war die *Pro Familia* durch R. Pawellek, Bochum und J. Beyer, München vertreten), der Erarbeitung der Studien- und Prüfungsordnungen, den Genehmigungsverfahren, einem noch laufenden Berufungsverfahren und der personellen Absicherung der Studienorganisation (Kristina Kliche) durch die Einwerbung von Drittmitteln konnte die Vision zur Wirklichkeit werden. Das Kernlehrteam wurde durch die Berufung von Dr. Ulrike Busch als erste Professorin für Familienplanung bedeutsam gestärkt. So konnten Sexualpädagogik und Familienplanung nun erstmalig in den Fächerkanon der Hochschulen mit einer akademischen Graduierung aufgenommen werden. Im Oktober 2001 startete mit 15 Studierenden der erste Durchgang des in Deutschland einmaligen Studienangebotes über 4 Semester.

Der Masterstudiengang als Kernstück des berufsbegleitenden integrierten Studienangebotes

Erstmals in Deutschland war es nun möglich geworden, einen akademischen Grad für das interdisziplinäre Arbeitsgebiet der Sexualpädagogik und Familienplanung in vier Semestern zu erwerben. Der Masterstudiengang hatte sich ehrgeizige Ziele gesetzt. Das Studium wurde in vier Studienabschnitte gegliedert. Der modulare Aufbau ermöglichte ein sehr individuelles Studium. Neben den vorgeschriebenen Pflichtmodulen konnten die Studierenden zwischen verschiedenen Angeboten (Wahlmodule) interessengeleitet wählen. Die Module fanden an Wochenenden und Blockwochen statt und umfassten insgesamt 512 Unterrichtsstunden (zuzüglich 200 Stunden Praktikum). Im ersten Studienabschnitt wurden die sexualwissenschaftlichen Grundlagen vermittelt. Im Unterschied zu rein berufspraktisch ausgerichteten Fortbildungen bekamen die Studierenden die Gelegenheit sich mit biologischen, soziologischen, psychologischen, medizinischen und rechtlichen Dimensionen von Sexualpädagogik und Familienplanung auseinanderzusetzen. Im zweiten Abschnitt stand der Erwerb von praktischen und theoretischen sexualpädagogischen Kompetenzen im Mittelpunkt des Studiums. Die Studierenden konnten in einem Praxisprojekt (3. Studienabschnitt) das Gelernte praktisch umsetzen und Erfahrungen sammeln. Weiterhin stand im 3. Studienabschnitt die Beratungstätigkeit im Mittelpunkt der Lehrmodule. Die Studierenden konnten sich dabei mit verschiedenen Beratungsansätzen auseinandersetzen, die Systematik und

Epidemiologie sexueller Probleme und/oder Störungen einschließlich deren Beratungs-/Therapieangebote (Versorgungssituation) kennen lernen und praktische beraterische Kompetenzen in den verschiedenen Beratungsfeldern der Familienplanungs- und Schwangerschaftsberatung erwerben. Im Anschluss (4. Studienabschnitt) absolvierten die Studierenden ein Praktikum unter Supervision in einer anerkannten Beratungsstelle. Außerdem waren insgesamt 64 Stunden tiefenpsychologisch orientierte Gruppenselbsterfahrung, die von erfahrenen externen Trainern geleitet wurde, fester Bestandteil des Studiums für alle Studierenden. Die Masterarbeit stellte den wissenschaftlichen Abschluss des Studiums dar und wurde im 4. Studienabschnitt angefertigt. Nach erfolgreich abgelegten Prüfungen verlieh die Hochschule Merseburg den Hochschulgrad „Master of Arts (M.A.) in Sex Education and Family Planning“. Der gebührenpflichtige Weiterbildungsstudiengang mit 60 credits wurde erfolgreich akkreditiert. In 6 Studiendurchgängen wurden 82 Fachkräfte ausgebildet, die heute bundesweit in verschiedenen sozialen Arbeitsfeldern als SexualpädagogInnen oder BeraterInnen (auch in der Beratung und Begleitung von Missbrauchsopfern) beruflich tätig sind, aber auch den Transfer der Kenntnisse und Erfahrungen in ihre originären Berufsfelder (Heime, Behinderteneinrichtungen, Jugendhilfebereiche usw.) sowie in wissenschaftlichen und politischen Handlungsfeldern verwirklichen.

Die Weiterentwicklung zum konsekutiven Masterstudiengang „Angewandte Sexualwissenschaft – Bildung und Beratung im Kontext von Sexualität, Partnerschaft und Familienplanung“

Das Weiterbildungsangebot mit seinen 60 credits war in der Hauptsache auf den damals existierenden Bildungsmarkt mit AbsolventInnen aus Diplomstudiengängen zugeschnitten, die in der Übergangszeit für den Master nur 60 zusätzliche credits benötigten. Die zügige Umsetzung des Bologna-Prozesses in ganz Deutschland führte zu einer schnelleren flächendeckenden Einführung von Bachelorstudiengängen als anfangs gedacht. Das erforderte neue Überlegungen zur Weiterentwicklung des Weiterbildungsmasters. In einem längeren Diskussionsprozess im Kollegium des Fachbereiches wurde dann der Konsens zur Entwicklung eines neuen konsekutiven Masterstudienganges für BachelorabsolventInnen der Sozialen Arbeit und anderer humanwissenschaftlicher Studiengänge her-

beigeführt. In den Gesprächen mit AbsolventInnen und BewerberInnen hatte sich schon in den letzten Jahren ein deutliches Bedürfnis nach umfassenderen Kenntnissen zum Thema der menschlichen Sexualität herauskristallisiert. Die Einschränkung der Studieninhalte auf Sexualpädagogik und Familienplanung wurde relativ häufig von Interessierten kritisch angesprochen. Eine Ausweitung der Inhalte lag also nahe. Auf Grund der guten Vorerfahrungen konzipierte das Kernlehrteam ein neues Curriculum mit 120 credits, welches sich insbesondere der Stärkung der sexuellen Selbstbestimmung und Interdisziplinarität der Sexualwissenschaft verpflichtet fühlt. Die Forderungen nach Anerkennung des Rechtes auf sexuelle Selbstbestimmung sind heute in verschiedenen Grundsatzdokumenten der UN und EU-Organisationen verankert.

Der Masterstudiengang „Angewandte Sexualwissenschaft“ ist ein sechs Semester umfassendes Teilzeitstudium. Die Immatrikulation erfolgt zum Wintersemester. Das Curriculum besteht aus insgesamt 11 Modulen:

- In der 1. Studienphase (1. und 2. Semester) werden den Studierenden die interdisziplinären Zugänge zu sexualwissenschaftlicher Forschung und Praxis sowie die theoretischen und methodisch-praktischen Herangehensweisen sexueller Bildung unter lebensphasenbezogenem sowie themenspezifischem Blickwinkel eröffnet.
- In der 2. Studienphase (3. und 4. Semester) setzen die Studierenden erste eigene Bildungsprojekte oder kleinere Forschungsvorhaben um, die durch Projektmanagement vorbereitet und supervisorisch begleitet werden. Die Studierenden erlernen außerdem die theoretischen und methodischen Grundlagen von Beratung im Kontext von Partnerschaft und Sexualität. Ergänzt wird dieses Wissen durch die Grundlagen der Familienplanung sowie der psychosozialen Schwangerschaftsberatung, die ebenfalls parallel in Praxisprojekten bzw. Forschungsprojekten angewendet werden.
- Die 3. Studienphase (5. und 6. Semester) rundet die Qualifikation mit dem Erwerb von Kenntnissen zum Qualitätsmanagement im Handlungsfeld, sowie den sozial- und sexualwissenschaftlichen Forschungsmethoden zusammen mit der Masterarbeit ab.

Die Absolventen des Masterstudienganges finden ihre Berufschancen auf drei Ebenen:

- in den Berufsfeldern unter dem Dach des Schwangerschaftskonfliktgesetzes, in Ehe-, Lebens- und Familienberatung, Aids-Hilfen, Kinderschutzdiensten, Gesundheitsämtern bis hin zu speziellen sozial- und medienpädagogischen Arbeitsfeldern.

- im Bereich der Wissenschaft selbst sowie in den verschiedenen Arbeitsfeldern des höheren öffentlichen Dienstes, relevanten Verbänden und Trägern von Beratungs-, Sozial- und Gesundheitseinrichtungen (Leitungsaufgaben).
- in allen sozialpädagogischen Arbeitsfeldern (z. B. der Heim-, Behindertenpädagogik, der Schulsozialarbeit usw.), in denen die Absolventen gefragte Spezialisten sind.

Die bisherigen Erfahrungen in den jetzt 3 laufenden Masterkursen bestätigen die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Seit 2009 werden jährlich 25 BewerberInnen mit einem erfolgreich abgeschlossenen humanwissenschaftlichen Erststudium immatrikuliert, die inzwischen zu einem sehr großen Teil auch aus den alten Bundesländern und den deutschsprachigen Nachbarländern kommen. Der Merseburger Teilzeit-Masterstudiengang „Angewandte Sexualwissenschaft“ erfreut sich immer größerer Nachfrage. Die Bewerberzahl des NC-Studienganges übersteigt die vorgehaltene Studienkapazität derzeit um das Vierfache.

Aktuell bemüht sich das Team des Lehr- und Forschungsbereiches „Angewandte Sexualwissenschaft“ am Fachbereich SMK der HS Merseburg um langfristige Verstärkung des Studienganges und Ausweitung der Forschungsaktivitäten. Hierzu finden derzeit Verhandlungen zur Forschungsförderung statt. Das BMBF beabsichtigt im Rahmen der Förderung von Forschungsvorhaben im Zusammenhang mit sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten fünf Juniorprofessuren an deutschen Hochschulen zu etablieren. Eine dieser Professuren soll in Merseburg eingerichtet werden.

Die Aktivitäten im Rahmen des Studienganges und des jetzt gleichnamigen An-Institutes (früher Sexualpädagogisches Zentrum Merseburg) führte zu bundesweiter Anerkennung als mitteldeutsches Kompetenzzentrum für „Angewandte Sexualwissenschaft“. In den letzten Jahren haben sich Kooperationsbeziehungen zur Schweiz und Österreich entwickelt. Gegenwärtig laufen Gespräche mit dem Ziel der Etablierung eines deutsch-schweizerischen Weiterbildungsstudienganges mit einer spezifischen sexualberaterischen und sexualtherapeutischen Ausrichtung.

Autor

Prof. Dr. med. Harald Stumpe, Hochschule Merseburg, Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur, Geusaer Straße 88, 06217 Merseburg, e-mail: harald.stumpe@hs-merseburg.de



Volkmar Sigusch
Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten
 Campus 2013
 626 Seiten, Hardcover, 39,90 €

Sigmund Freuds Sexualtheorie ist inzwischen mehr als 100 Jahre alt. Seitdem hat sich viel verändert. Wir denken und arbeiten heute nicht nur anders, wir begehren und lieben auch anders. Die Sexualität ist nicht mehr die große Metapher des Rausches und der Revolution. Sie wird heute durch Medien und Kommerz weitgehend banalisiert. Vor diesem Hintergrund legt der große Sexualforscher Volkmar Sigusch mit diesem Buch eine eigene Sexualtheorie vor, die erstmals auch die Neosexualitäten unserer Zeit wie Internet-, Portal- und Asexualität umfasst, Neogeschlechter wie Trans-, Inter- und Agender sowie Neallianzen wie Polyamorie und Objektophilie. Selbstverständlich werden auch die alten Formen wie Hetero-, Homo- und Bisexualität, Sadomasochismus und Pädophilie erörtert.

Der Kern der Sigusch-Theorie lautet: Keine Sexualität eines Menschen ist mit der eines anderen identisch. Weil das Sexuelle sich der Systematisierung entzieht, kann darüber theoretisch nur in Fragmenten gesprochen werden. Und weil sich eine Sexualtheorie nur durch Praxis erhellt, geht Sigusch auf die gelebte Sexualität der Kinder, der Jugendlichen, der Paare, der Alten und vieler anderer ein – kritisch und konkret.

Judith Butler im sexualpädagogischen Kontext

Carla Schriever

Judith Butler in Context of Sex Education

Abstract

More than any other female philosopher, Judith Butler has been the key figure in the field of gender theory in the last 20 years. Her claim that gender cannot be understood as a given or natural category results in a deconstructional understanding of sex and gender in general. This article examines how gender theory can affect education and educational institutions; it sums up different perspectives on the merging of gender sensitivity with didactics to enhance gender awareness in teachers. Using this gender-theory approach, I taught a philosophy seminar entitled "A Postulate for a Pedagogical Reading of Judith Butler" in 2012 at Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. The results of the seminar form the body of this article. They exemplify how important this theoretical background becomes when students are confronted with adolescent pupils who are attempting to define their identity and sexuality. Gender-sensitive language becomes important, as does a diverse sex education in which heterosexuality is not perceived as the given norm. Any form of sex and gender education should be based on an understanding of culture with diverse sexualities and sexual orientations.

Keywords: Judith Butler, Gender, Education, Sexuality pedagogy, Sex education

Zusammenfassung

Wie kaum eine andere Theoretikerin hat Judith Butler den Diskurs um Geschlecht, Identität, Anerkennung und Körper in den letzten zwanzig Jahren beeinflusst, indem sie scheinbar statische Kategorien dekonstruierte und damit zu einem Neudenken provozierte. Der Artikel verbindet gendertheoretische Analysen mit anwendungsorientierten Fragen aus dem Feld der Sexualpädagogik sowie mit Ansätzen einer gendersensiblen Sprachwissenschaft. Die Fragestellungen sind dem Kontext eines philosophischen Seminars im Jahr 2012 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg entnommen, das von Student_innen verschiedenster Fachrichtungen mit und ohne Lehramtsausrichtung besucht worden war. Die Hauptintention des Seminars bestand darin, mittels der butlerschen Denkansätze über eine neue Methodik genderorientierter Pädagogik nachzudenken. Neue theoretische Ansätze mit anwendungsorientierten zu verbinden – also die Gender-Problematik

didaktisch zu reformulieren – ist an Schulen ein noch weitgehend unbeschränkter Weg. Die ersten Überlegungen hierzu werden nachfolgend zur Diskussion gestellt.

Schlüsselwörter: Judith Butler, Geschlecht, Erziehung, Sexualpädagogik, Aufklärung

Theoretischer Hintergrund

Judith Butler – eine der wichtigsten Gender-Theoretikerinnen – schlägt in ihrem seit Beginn der 1990er Jahre entwickelten Theoriekorpus vor, Geschlecht als einen diskursiv bestimmten Sachverhalt zu denken: Es sei nicht davon auszugehen, dass das „Konstrukt Männer ausschließlich dem anatomisch männlichen Körper zukommt, noch dass die Kategorie Frau ausschließlich weibliche Körper meint“ (Butler, 1991, 23). Damit stellt sie zum einen die hegemoniale heterosexuelle Matrix in Frage, nach der Körper entweder als männliche oder weibliche wahrgenommen und eingeordnet werden müssen. Zum anderen geht es ihr um die Bedeutung der Begriffe „Mann“ und „Frau“ und damit auch um die Frage, inwieweit sich in diesen Begriffen Ungerechtigkeit und Ungleichheit in den verschiedensten gesellschaftlichen Formen manifestieren, da die Begriffe aufgrund ihrer scheinbaren Unhintergebarkeit als gegeben hingenommen werden, der Reflexion entzogen bleiben und somit unhinterfragt tradiert werden.

Programmatisch unterscheidet Butler zwischen *sex* und *gender*, wobei sie sich mit dem Wort *gender* auf ein Theorem der französischen Philosophin Simone de Beauvoir bezieht – „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es“ (de Beauvoir, 1951, 334). Beauvoir hatte – ohne die Existenz von „genetischen, endokrinen und anatomischen Unterschieden zu verleugnen“ (ebd., 321), postuliert, dass es sich bei den Differenzen zwischen Männern und Frauen um kulturelle und gesellschaftliche Konstruktionen handle und nicht um Naturgegebenheiten (vgl. ebd., 321). Doch wie ist die Praxis der Frau- bzw. Mann-Werdung zu denken?

Butler bedient sich zum einen der Sprechakttheorie John L. Austins (1956), nach der sich Sprechakte als performative Äußerungen – als Äußerungen, mit denen zugleich eine Handlung vollzogen wird – verstehen lassen. Zum anderen bezieht sie sich auf den Begriff der „Anrufung“, den sie der Ideologietheorie Louis Althusser

(1977, 84) entlehnt. Wird ein Kind geboren, geschieht mit dem „Anruf“ der Hebamme oder des Arztes, dass es ein Mädchen oder ein Junge sei, eine Zuschreibung, die auf anatomisch visuellen Merkmalen beruht. Die Anrufung ist somit ein performativer wie auch ein imperativer Akt, in dem die implizite Konsequenz – etwa „sei ein Mädchen!“ – immer mitgedacht werden muss, mit der Folge, dass das Kind so wie es sprechen lernt, auch ein geschlechtliches Verhalten erlernen soll.

Der Begriff *sex*, mit dem Butler, wie auch andere Theoretiker_innen vor ihr, den Begriff des anatomischen Geschlechts fasst, scheint einen vermeintlich simplen Konsens bereitzuhalten: Bei Kindern mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen angleichende Operationen, oft schon kurz nach der Geburt, vorzunehmen. Denn in einer Gesellschaft, die von Zweigeschlechtlichkeit dominiert ist, bedeutet es nach wie vor eine große Herausforderung mit uneindeutigen Geschlechtszuweisungen leben zu müssen. Allein in der Adoleszenz, die in diesen Fällen anders als ‚normal‘, verläuft, fallen Unterschiede auf und führen schnell zu sozialer Ausgrenzung. Dies ist u.a. ein Grund, warum sich Eltern für eine angleichende Operation entscheiden, von der die Kinder oftmals bis zum Erwachsenenalter nichts erfahren (Schweizer, 2012).

Der Annahme, dass es nur zwei biologische Geschlechter gäbe, setzt Butler die These entgegen, dass auch anatomische Zuschreibungen sprachlich konstruiert sind, da sie aus der Verbindung zwischen einem bestimmten Begriff und einem bestimmten Phänotyp entstehen. Ihre Intervention zielt also weniger auf die anatomische Zweigeschlechtlichkeit, als vielmehr darauf, was diese ontologisch bedeutet. Sie hinterfragt die vordiskursive Trennung des anatomischen Geschlechts in männlich und weiblich, da diese Trennung schon wieder durch den Diskurs der Geschlechtsidentität erzeugt wird. Demnach resultiert das biologische Geschlecht aus der kulturellen Praxis seiner Herstellung: Unbestimmte Körpermerkmale werden als bestimmte Eigenschaften des biologischen Körpers erst definiert, d.h. dem Körper diskursiv hinzugefügt. Geschlechtliche Zuschreibungen haben somit wenig mit der Materialität der Körper zu tun, vielmehr mit einem „bestimmten Determinismus der Bedeutungen der Geschlechtsidentität, die in die anatomisch differenzierten Körper eingeschrieben sind, wobei diese Körper ihrerseits als passive Empfänger eines unumstößlichen kulturellen Gesetzes verstanden werden“ (Butler, 1991, 25).

Geht man mit Butler davon aus, dass das biologische Geschlecht ebenso wie die Geschlechtsidentität durch einen Diskurs erzeugt wird, dem Körper also nicht als natürliches Merkmal innewohnt, dann ist man auf den Effekt der kulturellen Konstruktion verwiesen. Für die Geschlechterkonstruktion bedeutet dies – wenn das bio-

logische Geschlecht ebenfalls als kulturell generiert angenommen wird – dass es sinnlos ist, die Geschlechtsidentität lediglich als kulturelle Interpretation des biologischen Geschlechts zu erfassen. Vielmehr erhält die jeweilige Kultur den Status eines ‚Gesetzes‘, das Geschlechtsidentität ebenso festlegt und determiniert wie „nach der Formel ‚Biologie ist Schicksal‘“ (ebd.). Kultur umgreift somit auch jene diskursiven bzw. kulturellen Mittel, die als eine Art kantsches *a priori* fungieren, durch die ‚eine geschlechtliche Natur‘ oder ein ‚natürliches Geschlecht‘ als ‚vordiskursiv‘, d.h. als der Kultur vorgelagert oder als politisch neutrale Oberfläche, auf der sich die Kultur einschreibt, erst einmal hergestellt und etabliert wird.

Geht man davon aus, dass Geschlechtsidentität auf mehrfache Weise einer Konstruktion unterliegt, inwieweit könnte sie dann auch anders konstruiert sein? Oder wie vollzieht sich die Konstruktion von Geschlechtsidentität überhaupt?

Dass *gender* nicht auf zwei Ausprägungen zu reduzieren ist, zeigt schon die unendliche Bandbreite, in der sich Geschlechtsidentität in der Perspektive ihrer Performanz ausdrücken kann. Dazu gehört ein aufs feinste komponiertes Zusammenspiel aus Gestik, Mimik, Bewegungsabläufen, Sprache, Verhalten und Kleidung. Die Codes, der sich Frauen wie Männer in je verschiedener Weise bedienen, werden in Erziehungsprozessen gelernt, aber auch auf mimetische Weise übernommen: „Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge“ (ebd., 26). Das Kind orientiert sich an den vorgelebten „Gender-Regeln“, es erlernt, wie sich Gleichgeschlechtliche, in erster Linie die Mutter/der Vater oder andere vergleichbar nahestehende Personen verhalten und es lernt, deren Beziehungsmuster kennen, die u.a. auf einem geschlechtlichen „Begehren“ basieren.

Das heterosexuelle Begehren und damit verbunden das Befolgen bestimmter Verhaltensweisen und das Einhalten von konsekutiven Regeln bietet einerseits den Rahmen für die Verbindung von zwei gegengeschlechtlichen Partnern, auf der im Normalfall die menschliche Reproduktion beruht. Andererseits ist mit diesem auf Hegemonie angelegten Konzept der Platz für Zwischengeschlechtlichkeit oder Homosexualität versperrt – es ist von diesem Hintergrund her schwer vorstellbar, *gender* als ein freigestaltbares und veränderbares Element der eigenen Identität zu begreifen. Welche Entfaltungsmöglichkeiten im Hinblick auf eine geschlechtliche Identität bieten sich dennoch?

Menschen können nicht darüber entscheiden mit welchem anatomischen Geschlecht sie geboren werden. Einer klar bestimmbarer Gruppe anzugehören, und damit einen identitären Ausgangspunkt zu haben, eine feste Grundlage, auf die jederzeit zurückgegriffen werden

kann, kann als genuin menschliches Bedürfnis gelten. Wird der Körper als Natürliches dargestellt, als etwas das aufgrund seiner Natürlichkeit niemals Anstoß zur Kritik oder Reflexion gibt, ist er einem Diskurs um die Geschlechtsidentität, der sich als gesellschaftlich und kulturell vermittelt begreift, entzogen. Wenn Butler dagegen darauf verweist, dass das auch sogenannte „natürliche“ Geschlecht diskursiv verfasst ist, dann liegt hierin Chance und Verunsicherung zugleich.

Geschlechtsidentität, *gender*, die im butlerschen Verständnis von ihrer ‚natürlichen‘ Determiniertheit befreit ist, unterliegt zunächst vielfältigen kulturellen Determinanten. Was ein Mensch mimetisch übernimmt, wie er spricht, wie er sich bewegt und sich kleidet, entzieht sich somit einerseits seiner Verfügung, andererseits wählt er selbst. Geschlechtsidentität steht damit an einem Scheidepunkt zwischen freiem Willen und Determinismus – hier liegt die emanzipative Chance. Das Postulat von der prädiskursiven Nichtexistenz eines geschlechtlichen Körpers wirft allerdings die Frage auf, wie die Teilhabe an gesellschaftlichen wie bildungspraktischen Prozessen mit der Einschreibung in ein klar eingrenzbare Geschlecht korreliert. Denn wir „bekommen einen Eindruck von Geschlecht, bevor wir überhaupt das Schulalter erreichen“ (Butler, 2012, 15). Während der Schulzeit selbst wird der zuvor begonnene mimetische Prozess durch gezieltes Einüben von Normen und Konventionen vorangetrieben. Ziel dieses Prozesses ist die Anerkennbarkeit – und hier liegt die Verunsicherung

Mit dem Rückgriff auf die Sozialphilosophie des jüdisch-französischen Philosophen Emmanuel Lévinas, mit der Butler an ihre hegelianisierende Anerkennungstheorie anknüpft (vgl. Butler, 2001, 592), begründet sie die Notwendigkeit einer eindeutig erkennbaren Geschlechtsidentität, die Anerkennung in den Bereich der Frage verschiebt, wer den Status einer Person erhält und wer nicht. Da Menschen vergesellschaftet leben, ist Anerkennung ein Überlebensfaktor. Im Leben und Erlernen von Geschlechternormen und -konventionen erfolgt eine ständige Verhandlung über den Platz in der Gesellschaft. Um in bestimmter Weise anerkannt zu werden, um angenommen zu werden, bedient sich das Individuum gesellschaftlich geprägter Verhaltensmuster, die Anerkennung strukturieren und sicherstellen. Schlägt die gewählte Form der Genderidentität fehl, können gesellschaftliche Sanktionen greifen.

Geschlechtsidentität im Sexualpädagogischen Kontext

Doch wie kann nun mit diesem Ansatz im sexualpädagogischen Kontext verfahren werden? In dem 2012 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg durchgeführtes Seminar *Ein Postulat für eine pädagogische Lesart Judith Butlers* habe ich mit 20 Student_innen versucht, dieser Frage nachzugehen. Mit verschiedenen praktischen Methoden zur gendersensiblen Unterrichtsgestaltung haben wir uns bemüht, das butlersche Konzept für die Sexualpädagogik nutzbar zu machen. Im Fokus einer solchen Auseinandersetzung muss der Diversity-Ansatz der butlerschen Theorie stehen, i.e., dass es nicht nur zwei Geschlechter gibt.

Im ersten Seminarteil haben wir uns mit den Fragen befasst, inwieweit man vom gesellschaftlichen Zwang zu einer bestimmten Geschlechtlichkeit ausgehen kann und welche Rolle Bildungsinstitutionen dabei spielen. Schulen, Kindergärten oder Krabbelgruppen sind wichtige Schnittstellen in Bezug auf Anerkennungsprozesse und Geschlecht. Denn was zu Hause im Mikrokosmos der Familie möglicherweise als normal gilt oder wenigstens geduldet wird, wie z.B. das Tragen gegengeschlechtlicher Kleidung, kann beim ersten Kontakt mit Gleichaltrigen auf dem Spielplatz oder in einer Krabbelgruppe Probleme hervorrufen. Anerkennungsprozesse vollziehen sich anders, wenn das Kind aus dem geschützten Raum der Familie heraus tritt. Oftmals wird der gesellschaftliche Rahmen von Eltern antizipiert, so dass sie schon früh als Exekutive der Gesellschaft wirken und Prozesse, die aus der Norm fallen, zu Hause sofort unterbinden. Damit wollen Eltern für ein ‚problemfreies‘ Leben ihrer Kinder in der Gesellschaft garantieren, was sich jedoch als Trugschluss erweisen kann.

Das zeigt sich an Fällen, in denen Kinder bereits im frühen Alter ihre Transidentität entdecken. Ob diese später in einer Form von Transsexualität, Transvestitismus oder Homosexualität mündet, ist von Fall zu Fall verschieden. Oft wird dieses erste Herantasten der Kinder an ihr späteres Identitätskonzept mit zum Teil extremen Abwendungsversuchen verhindert (von Braun & Stephan, 2009). Die Eltern haben Angst, das Kind könne mit einer nicht konformen sexuellen Identität Probleme in der Gesellschaft bekommen; oft leiden sie unter dem Gefühl des eigenen pädagogischen Versagens. Die Unfähigkeit mit einer geschlechtlichen Uneindeutigkeit des eigenen Kindes umzugehen, liegt oft in den eigenen Erfahrungen innerhalb der gesellschaftlichen Prozesse der jeweiligen Kultur. Viele Eltern fühlen sich ohnmächtig, wenn ihr Kind beispielsweise in der Adoleszenz beginnt, sich als homosexuell zu definieren.

Denn abweichend von der vorgegebenen und vorgelebten Heteronormativität der Gesellschaft bekennt sich das Kind ja zu einem als ‚divergent‘ empfundenen Lebenskonzept. Durch die Annahme, Menschen seien per se heterosexuell, wird das Moment der Ausgrenzung verstärkt. Würde diese gesellschaftliche Vorannahme wegfallen, so könnte der innere Rechtfertigungszwang aufgehoben werden, denn Menschen müssten sich zunächst zu ihrem Geschlecht – wie schwierig dies dennoch sein mag – und dann erst zu ihrer jeweiligen Partnerwahl bekennen.

Dass eine solche Umkehrung zunächst illusionär klingen mag, ist verständlich und doch gibt es im pädagogischen Bereich Möglichkeiten, diesbezüglich Erfahrungen zu machen. Kinder, die zunächst einmal noch wenig von gesellschaftlichen Prozessen geprägt sind, dürften nicht zu bestimmten Spielformen und Farben gedrängt werden. Überhaupt die Möglichkeit einer Wahl, selbst wenn, wie normativ vorgegeben, Mädchen sich dann für rosafarbene Kleidung entscheiden, würde einen solchen Identitätsfindungsprozess positiv begleiten. Der Aspekt der Kleidungs-/Farb-/Verhaltenswahl kann sich maßgeblich auf spätere Identitätskonzepte auswirken. Die Wahl- und Entfaltungsmöglichkeiten, die man in Erziehungsprozessen bereithält, kann dem Kind einen breiteren Rahmen zur Selbstfindung vermitteln, in dem es sich Schritt für Schritt entfalten kann. Dass Eltern ihrer Tochter Fragen stellen wie: „Hast du schon eine Freundin oder einen Freund?“ kann bei einer gendersensiblen Erziehung ein klares Zeichen für die eigene Offenheit setzen. Das Problem an dieser Stelle ist oft der eigene Entwicklungsprozess der Eltern, in dem sie mit bestimmten Sichtweisen konfrontiert waren, die sie selbst internalisiert haben.

Butler sieht die Problematik im mimetischen Aspekt eines beginnenden Sozialisierungsprozesses. Durch das unreflektierte Kopieren der Umwelt setzt sich ein bestimmtes Verhalten innerhalb der eigenen Geschlechtlichkeit und Identität fest. Dieser Prozess ist nach seinem Vollzug dem Individuum kaum noch bewusst, so werden bestimmte Aspekte der Geschlechtlichkeit und der Geschlechterverhältnisse verinnerlicht, die der gesellschaftlichen Normalität folgen.

Und genau an dieser Stelle wird Butlers Theorie für die Sexualpädagogik relevant. Butler geht davon aus, dass aufgrund dieser Vorgaben, Menschen kaum in der Lage sind, sich vollständig zu erneuern. So erklärt sie in *Gender and Education* (2012, 22):

„Wir haben niemals die völlige Kontrolle über unsere eigenste Selbstformierung oder die totale Kontrolle über unsere Beeinflussungen.“

Menschen versuchen Verhaltensmuster zu erschaffen, in denen sie möglichst ohne Anerkennungsprobleme leben können und bestenfalls mehr positive als negative Rückmeldungen bekommen. Menschen, die sich einmal in diesem Konzept eingerichtet haben, können nur schwer von ihren eigenen Formierungsprozessen Abstand nehmen und ein Verständnis dafür entwickeln, dass ihr Kind ein Lebenskonzept hat, das nicht konform mit ihrem eigenen Lebens- und Verhaltenskonzept ist.

Die Chance des Umdenkens, die Bemühung, diese Grundlagen neu zu erschaffen und Freiräume zu ermöglichen liegt im Feld der Pädagogik. Nach der Erziehung und den Anerkennungsprozessen, die im Elternhaus stattfinden, wirken Pädagog_innen als nächste auf die Kinder ein; ihre Vorbildfunktion ist sprichwörtlich, denn von ihnen übernehmen Kinder Handlungs- und Sprachabläufe und Reaktionen auf ihre Umwelt. Gendersensibilität ist in vielen Kindergärten und Grundschulklassen eher noch ein Nebenschauplatz. Die Freundschaften, die sich unter den Gleichaltrigen und oft auch Gleichgeschlechtlichen finden lassen, sind oft gezeichnet von Prozessen wechselseitiger Nachahmung und ähnlichen Vorlieben. Kinder, die sich als ‚anders‘ empfinden, bemerken oft, dass sie in einer Randposition sind. Dieser Aspekt wird von Erzieher_innen oft unterschätzt, da eher von Schüchternheit ausgegangen wird, als davon, dass das Kind sich mit den vorzufindenden Prozessen nicht identifizieren kann.

Das Pilotprojekt eines Kindergartens in Schweden zeigt, wie bedeutend die Sprache auf die Konstruktion von Geschlecht einwirkt. Im 2003 gestarteten Projekt, mit dem Namen *Egalia* sprechen die Kinder eine Genusfreie Sprache, sie benutzen keine Artikel, weibliche und männliche Fälle werden nicht unterschieden und auch in der gegenseitigen Ansprache bezeichnen sie sich neutral als „Freunde“. Geschlechtsneutrales Spielzeug und Kleidung sind Teil des Konzepts. Die Stringenz, mit der in „Egalia“ gearbeitet wird, ruft immer wieder Kritik hervor. Ein Rahmen der Orientierung sei nicht gegeben. Das Personal im „Egalia“ sieht das anders, die Kinder hätten zwar keine geschlechtlichen Rollenvorbilder, würden diesen „Mangel“ aber kreativ ausgleichen, indem sie verschiedene Personen adaptieren und somit mehr Freiheit in der Entwicklung ihrer Identität haben. Ob „Egalia“ dem Anspruch einer gendersensiblen Pädagogik gerecht wird, ist hinsichtlich der Schutzraum-Funktion nur schwer zu beurteilen. Feststeht, dass mit „Egalia“ ein Konzept vorliegt, das verschiedenste Ansätze einer gendersensiblen Pädagogik vereint.

Doch es können auch andere Herangehensweisen gefunden werden, die mit einfachen Mitteln Aspekte der gendersensiblen Pädagogik im Alltagsgeschehen von Bildungsinstitutionen integrieren. Allein die Verteilung der

Kinder in immer neue Gruppen kann das Gefühl eines Gruppenzwangs brechen, genau wie eine offene Spielzeugverteilung, die trotz der Theorie noch nicht an allen pädagogischen Einrichtungen praktiziert wird. Das Anbieten von Sportmöglichkeiten mit unterschiedlichen Geschlechtskonnotationen kann den Diskurs erweitern und Heranwachsenden Möglichkeiten verschaffen, ihre individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten optimal zu erproben. Dazu können in der Didaktik auch Rollenspiele helfen, in denen geschlechtlich konnotierte Rollen getauscht werden oder Namensänderungen für einen kurzen Zeitraum stattfinden.

Um diese Impulse richtig nutzen und einen offenen Umgang mit dem Themenbereich anbieten zu können, müssen die Pädagog_innnen gendersensibel qualifiziert werden. Wichtigster Faktor ist jedoch, dass sie sich ihrer Vorbildrolle bewusst sind und nicht unreflektiert ihre Lebensentwürfe und Entscheidungen auf die Kinder übertragen. Die gendersensible Vermittlung bedarf einer absoluten Wertfreiheit.

In der schulischen Sexualpädagogik ist entscheidend, dass ein auf gesellschaftliche Diversität angelegter Unterricht stattfindet, der homosexuelle, wie bi- und transsexuelle Lebensweisen berücksichtigt. Notwendig wären in diesem Zusammenhang eine Verankerung der Thematik in den Biologie-Lehrwerken, offene Gesprächsrunden im Unterricht, die auch von Expertengruppen wie der SchLAU (Schwul-lesbische Schulaufklärung) angeleitet werden können. Hier können Fragen und Vorurteile offen diskutiert werden. Durch den Kontakt mit gleichaltrigen Schülern_innen, aber auch älteren Personen aus verschiedenen Berufsbereichen, tritt ein Stück Normalität in die Auseinandersetzung mit der Diversitätsthematik ein. Die Schüler_innen erkennen, dass homosexuelle und transsexuelle Menschen ähnliche Probleme haben wie sie und einen ähnlichen Lebensstil pflegen. Durch diese Erkenntnisse können so Vorurteile und Zuschreibungen gelockert werden.

Die Lehrkräfte müssen in der Lage sein, Diskussionen im Nachhinein aufzufangen und dafür Sorge zu tragen, dass eventuell anwesende homosexuelle Schüler_innen nicht zum Gegenstand der Diskussion werden. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema im Unterricht kann homo-bi-transsexuellen Schüler_innen eine Möglichkeit der Reflexion auf ihr eigenes Leben geben und zeigen, dass sie ein Teil des Diskurses sind. Denn es ist die Sprache, die nach Butler die vielfältigen Prozesse der Anerkennung steuert. Wenn Homo-Trans*- und Bisexualität eine Verortung im Zentrum des Diskurses haben und damit die Randstellung aufgehoben wird, beginnt Anerkennung, die eine Form der Anerkennbarkeit ist, die nicht auf einem Ausschluss beruht, sondern auf Intelligibilität.

Literatur

- Althusser, L., 2010 (1977). Ideologie und Ideologische Staatsapparate. Notizen für eine Untersuchung. In: Ideologie und ideologische Staatsapparate. VSA, Hamburg, 71–99.
- Austin, J.L., 1956. How to Do Things with Words. Dt. Ausgabe: Zur Theorie der Sprechakte. Reclam, Stuttgart 1972.
- De Beauvoir, S., 1973. Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Rowohlt, Reinbek.
- Butler, J., 1991. Das Unbehagen der Geschlechter. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Butler, J., 2001. Eine Welt, in der Antigone am Leben geblieben wäre. Interview mit Carolin Emcke u. Martin Saar. In: DZfPh, 49. Jg., Nr. 4, 587–599.
- Butler, J., 2012. Gender and Education. In: Ricken, N., Balzer, N. (Hg.), Judith Butler – Pädagogische Lektüren. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Heidelberg, 5–29.
- von Braun, Ch., Stephan, I., (Hg.), 2009. Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gendertheorien. UTB, Stuttgart.
- Schweizer, K., 2012. Intersexualität kontrovers: Grundlagen, Erfahrungen, Positionen. Psychosozial-Verlag, Gießen.

Autorin

Carla Schriever, M.A., Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Fakultät IV, Institut für Philosophie, Ammerländer Heerstraße 114–118, 26129 Oldenburg, e-mail: ca.schriever@uni-oldenburg.de

„Meine Lust mach ich mir selbst“ – Eine Auseinandersetzung mit selbstbestimmter Sexualität

Franziska Barth

„I make my lust myself“ – A Discussion of Self-Determined Sexuality

Abstract

The text proceeds from the assumption that constructivist theoretical approaches can be applied in the pedagogical context to establish a more open linguistic and perceptual culture about sexual topics. This is shown in interviews with the Berlin rapper Sookee and the art teacher/sexual pedagogue Angelika Beck. The text subsequently introduces an experimental system of lust based on the construction, within the medial blogger sphere, of a sexual-sensual perception and experience play-space which acts as a countermodel to the often pornographic mainstream of the Internet, and on the devising of a self-responsible, self-reflective and observant way of dealing with oneself and the other.

Keywords: Sexual pedagogy, Lust, Constructivism, Internet blogs, Pornography

Zusammenfassung

Die Ausgangsthese des Textes beruht auf der Annahme, dass konstruktivistische Theorieansätze sich auch im pädagogischen Kontext umsetzen lassen, um damit eine offenere Sprach- und Wahrnehmungskultur zu sexuellen Themen zu etablieren. Dies wird u.a. anhand von Interviews mit der Berliner Rapperin Sookee und der Kunstlehrerin und Sexualpädagogin Angelika Beck belegt. Daran anschließend stellt der Text ein Experimentalsystem der Lust vor, das darauf basiert, in den medialen Strukturen einer Bloggersphäre, Strukturen eines sexuell-sinnlichen Wahrnehmungs- und Erfahrungsspielraumes zu konstruieren, die als Gegenmodell zum oftmals pornographischen mainstream des Internets fungieren und einen selbstverantwortlich-reflexiven und achtsamen Umgang mit sich selbst und dem Anderen entwerfen.

Schlüsselwörter: Sexualpädagogik, sexuelle Lust, Konstruktivismus, Internetblogs, Pornographie

Zwischen systemischem Denken, künstlerischem Tun und Sexualpädagogik

„Den eigensinnigen Menschen, der seine Sinne, seine Wahrnehmung wie seinen Körper, seine Sexualität, aber auch seinen Lebens- und Zeitsinn sein eigen nennen konnte, der selbständig dachte und handelte (und auch gegenüber den sogenannten Mächtigen dieser Welt), der seinem Leben einen eigenen Sinn gab, diesen Menschen gilt es in unserer heutigen Welt wieder zu entdecken.“ (Voß, 2006, 12)

Konstruktivistische Pädagogik

In der Pädagogik steht ein Paradigmenwechsel an. Die postmodernen Denkformen eröffnen innovative Gestaltungsmöglichkeiten um „neue Schul- wie Unterrichtswirklichkeiten zu gestalten“ (ebd., 11). Lehrer fungieren schon lang nicht mehr als bloße „Wissensmülleimer aus dem [...] die Schüler vollgeschüttet werden.“ (Beck, 2012)

Vielmehr prägt eine von „Lernlust und Eigensinn“ (Voß, 2006) bestimmte Unterrichtsgestaltung, deren Kompetenzen „in einem auf Dialog angelegten Unterricht im Hinblick auf Kontextsteuerung, individuelle Lernbegleitung und Perspektivenwechsel liegen, die aktuelle Debatte vielfältiger „Lernkulturen“ (Voß, 2006, 8) im schulischen Kontext.

Anstatt die Kinder und Jugendlichen zu „trivialisieren“ (Foerster & Pörksen, 2008, 65), so Heinz von Foerster, sollte man sich lieber von der Idee einer einzigen richtigen Antwort verabschieden und die Schüler einladen zur gemeinsamen Lösungssuche. Eine obsoletere Vorstellung vom Lernen beinhaltet die Annahme, dass die Schüler „nichts wissen“ und durch Lernen, vom wissenden Lehrer, schrittweise in einen besseren, höheren Zustand des Wissens transformiert werden (ebd., 69). Konstruktivistische Unterrichtsskizzen distanzieren sich stark von derartigen Lerntheorien und verweisen viel mehr auf ein gemeinsames „ausprobieren, mitgestalten, eigene Ideen und Visionen entwerfen (Voß, 2006, 11) und „ge-

meinsam [...] Wissen erarbeiten“ (Foerster & Pörksen, 2008, 71) im pädagogischen Miteinander.

„Es entsteht, so meine ich, eine Atmosphäre der Kooperation, des gemeinsamen Suchens, des Forschens. Man weckt die Neugierde und die Empathie, regt zu eigenen Gedanken an, serviert nicht irgendwelche fertigen Resultate, sondern Fragen, die zum Ausgangspunkt einer Zusammenarbeit und des wechselseitigen Entzückens werden. Jeder stützt sich auf die Kompetenzen des anderen; das Zittern vor der Allwissenheit einer einzelnen Person hat ein Ende“ (ebd.).

Försters Plädoyer für eine „gelebte Kommunikation, Partizipation, geeignete Verantwortungsteilung und Bereitschaft“ (Voß, 2006, 16) antizipiert ein Leistungsverständnis,

„[...] das anknüpft an vorhandene Neugier, intrinsische Motivation, Lust, Begierde und Leidenschaft, anknüpft an eine Differenz hinsichtlich dessen, wer, wann, unter welchen Bedingungen welche Leistungen erbringen kann.“ (ebd.)

Statt eines didaktischen Prinzips oder eines vereinheitlichenden Regelkatalogs folgt die konstruktivistische Pädagogik viel mehr einer Haltung dem Menschen gegenüber, „[...] die geprägt ist durch Werte, wie Respekt, Wertschätzung, Neugierde, durch Autonomie und Ko-evolution, durch Partizipation und Eigenverantwortung“ (ebd.). Dabei stehen das Entdecken und die Erweiterung der eigenen Möglichkeitsräume sowie ein gegenseitiger inspirierender, wohlwollender und lustvoller Austausch im Vordergrund, denn wie Fritz B. Simon es sehr treffend formulierte:

„Wer wo auch immer als Lehrer wirkt, sollte sich stets bewusst sein, dass diejenigen Erreger die größte Chance haben, deren Übertragung mit Lust verbunden ist. Dies gilt für den schulischen Lehrstoff genauso, wie für andere Tröpfcheninfektionen.“ (zit.n. ebd.)

Angelika Beck¹

„Der Spielraum in der Schule ist so groß, wie die Phantasie derer, die ihn beanspruchen. Das ist mein Motto.“ (Beck, 2012)

Angelika Beck kombiniert in ihrem praktischen Schaffungsfeld beispielhaft einen konstruktivistisch geprägten Kunst- und Deutschunterricht an einer Gesamtschule mit innovativen Konzepten zur selbstbestimmten, sexuellen Bildung.

Sie sieht in der Begegnung von Jugendlichen und zeitgenössischer Kunst ein großes Potential, die „eigene Selbstfindung zu intensivieren“, „Wünsche und Bedürfnisse zu erspüren, zu benennen und mit anderen darüber zu sprechen.“ (Beck, 2008, 695) Dabei verweist sie zum einen auf die Verwandtschaft der künstlerischen Praxis mit dem sexuellen Erleben, als auch auf den Bezug zum Konstruktivismus, der radikal mit definierten Wahrheiten bricht (Beck, 2012) und im Kontext des Sexuellen eine Vielfalt von Sichtweisen proklamiert, die einer „selbständige(n) Selektion“ und einer eigenen Erfindung und Erprobung von „Ordnungskriterien“ bedürfen (Beck, 2008, 695).

Durch die Möglichkeit zwischen künstlerischen und sexuellen Themen innerhalb des Unterrichtssettings zu „switchen“ (ebd.) eröffnen sich neben veränderten Wahrnehmungsangeboten auch oftmals veränderte Sprachräume.

„Das heißt in einem schambesetzten Raum hast du immer die Möglichkeit ins anderswo zu gehen und dann dem Luft und Raum zu geben, was, wenn man direkt drauf geht, nicht thematisiert werden kann.“ (Beck, 2012)

Innerhalb dieses Formats ist es ihr wichtig einen Sprachraum zu eröffnen, der „den Schülern erlaubt alle Worte zu nehmen, die sie kennen und auf der anderen Seite [...] Wortmaterial anzubieten, das gesellschaftlich anschlussfähig ist.“ (ebd.)

In ihren Unterrichtsskizzen geht es neben der Stärkung von medialen, sozialen und emotionalen Kompetenzen der Jugendlichen (Beck, 2008, 695) in vielen Projekten auch um „die Förderung von (sexueller) Selbstbestimmung und -besinnung im Bereich (sexueller) Fantasien und Vorstellungen.“² Dabei gilt es den

¹ Vgl. Beck, A., 2005. Das Schwellkörpersystem der Frau als dreidimensionales Modell. In: *Sexuologie*, Bd 12 (3–4) 105–119.

² „Was zieht mich an – was stößt mich ab?“ Ein sexualpädagogisches Kunstprojekt, durchgeführt in drei Klassen der 9. Jahrgangsstufe. Platz 7 beim Wettbewerb „Unterricht-innovativ“ des BDI und des PhV. 2.

medial erzeugten, zunehmend technisch fokussierten Formaten des Sexuellen, die durch die Produktion von „Heimwerkerbüchern“³ noch verstärkt werden, ein sinnliches Selbstbewusstsein entgegen zu setzen, in welchem eigene Bedürfnisse und Wünsche, abseits der von den Medien vermittelten Spannbreite genormter, steriler Bilder ihren Raum finden.

Beck postuliert in diesem Rahmen eine Pornografiekompetenz für Schüler als auch Lehrer, die es jedem ermöglicht für sich sagen zu können:

„Das zieht mich an; das stößt mich ab; das tut mir gut; das macht mich an; das mag ich nicht; das will ich nicht sehen. [...] Also zu sagen: ‚Nee, ausgeweidete Babys und aufgeschlitzte Schwangere will ich nicht sehen.‘ [...] und dabei ein Gefühl für sich selber kriegen und das hat was mit Fühlen zu tun und das Fühlen hat sich in den letzten 20 Jahren rückläufig entwickelt.“ (Beck, 2012)

Dabei plädiert sie im Rahmen des ganzheitlichen Beschauens der Situation auch immer für „die Reflexion der eigenen sexuellen Biografie“ (ebd.), ohne die ihr eine professionelle sexualpädagogische Arbeit nicht möglich erscheint (vgl. Beck, 2012), denn „um Schülern einen freien Raum zu geben, ist das wichtig, das ich mit mir selber im Einklang bin, auch was alle sexuellen Desaster und Frustrationen und Scheitern angeht.“ (ebd.)

Im Rahmen einer kreativen Kombinatorik verstrickt Angelika Beck in ihrer Unterrichtsgestaltung die zu verhandelnden Themen mit eigenen, biografischen Zugängen der Jugendlichen. So werden beispielsweise Romane

„subjektiv und persönlich, aus unterschiedlichen Blickwinkeln und ausgehend von den Interessen der Lern- und Altersgruppe erschlossen“ (Beck, 2005, 29)

Diese Auseinandersetzung am Knotenpunkt zwischen historischem Stoff und eigener Lebenswirklichkeit kann „ein Feld für Differenzenerfahrungen eröffnen“, das an den Fragen anknüpft, die die Schüler aktuell beschäftigen.“ (ebd.) Durch den beidseitigen neugierigen Austausch pulsieren Selbstwirksamkeit und Akzeptanz im kommunikativen Miteinander. Beck verweist auf den Freiraum, den Kunstunterricht bieten kann. In seiner Nutzung „kann es leichter fallen normative Fixierungen aufzugeben und den inneren Resonanzraum zum Schwingen zu bringen.“ (Beck, 2008)

³ Beck, 2012. Beck nutzt diesen Begriff zur Skizzierung von spezifischer sexueller Ratgeberliteratur, die vorrangig an der technischen Funktionalität der Sexualität interessiert sind.

Sookee

„Es gibt diese vier Felder: Es gibt die pädagogische Arbeit, es gibt die queer – feministische Theorie und Praxis, es gibt die radikale Linke und es gibt Hip Hop und die Schnittmenge davon ist das, was ich jetzt gerade mache.“ (Sookee, 2012)

Die Rapperin Sookee, die in Berlin Germanistische Linguistik und Gender Studies studierte, versteht sich ähnlich, wie Angelika Beck als „Kommunikationsbrücke“ (ebd.) zwischen interdisziplinärem Gedankengut und praktischer Auseinandersetzung mit kontroversen Themenfeldern.

Die in der Berliner Subkultur aktive Hip Hop Künstlerin, unterstützt mit ihren sex positiven Empowermenttiteln assoziative Wahrnehmungsalternativen, die „von Konsensualität berichten und die schön sind und einvernehmlich und Spaß machen und unterstützen.“ (ebd.) Ihre Musik fungiert als positives Irritationspotential im Spannungsfeld eines von Männlichkeit dominierten und oftmals eindimensional stereotypisierten Feldes einer deutschen Hip Hop Bewegung.

Neben der eigenen künstlerischen Praxis generiert sie Rap-Workshopprojekte für Jugendliche, welche lernen sollen „angstfrei mit Sprache umzugehen“ (Strauss, 2011) und Fortbildungen für Lehrer und Pädagogen der offenen Jugendarbeit, die von pornografischen Formaten und den immanenten stereotypen Männer- und Frauenbildern oftmals völlig überfordert sind und den tatsächlichen Einfluss auf die Wahrnehmung und das Handeln der Jugendlichen nicht einschätzen können. Dabei sieht sie sich aufgrund des Studiums in der „glücklichen Lage“, das Hip Hop Genre „aus soziologischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive“ betrachten und reflektieren zu können.⁴ Das „Switchen“ zwischen akademischen, künstlerischen, pädagogischen und subkulturellen Bezugspunkten ermöglicht ihr ein ideales Vermittlungssetting zwischen scheinbar disparaten Formaten.

Als ein wichtiges Ziel ihrer Arbeit im pädagogischen Feld sieht sie die positive Bestärkung⁵ von Jugendlichen, in Bezug auf die Kommunikation eigener Grenzen, Wünsche und Bedürfnisse. In Anlehnung an die Auseinandersetzung mit spezifischen Rap Formaten, die pornografische Inhalte aufweisen, plädiert sie dafür

⁴ Interview mit Sookee, verfügbar unter <http://maedchenmannschaft.net/sookee-hiphop-kann-nur-so-homophob-und-sexistisch-sein-wie-die-gesellschaft-in-der-er-stattfindet/> (verifiziert am 08.08.2012).

⁵ Sookee selbst bezeichnet den Terminus als „Empowerment“.



Abb. 1: Sookee, zweiten Pseudonym Quing of Berlin, ist eine deutsche Rapperin aus der Queer-Szene

„[...] sich explizit Sachen zu suchen, die man selber gut findet, damit man Pornografie nicht als Gesamtes verwerfen muss, sondern, dass man weiß, dass es Sachen gibt, die machen mir auch Spaß, die sind fein und da bin ich irgendwie gestärkt darin, weil ich nicht vor so einem Riesenheer von etwas Bösem stehe, sondern weiß, ich habe so etwas wie Verbündete.“ (Sookee, 2012)

Ihr geht es nicht darum, die Mainstreampornografieformate zu verteufeln oder den Zugriff darauf einzuschränken, wie in einigen pädagogischen Kontexten erwünscht, sondern dieses Material zu

„[...] entmystifizieren; eben auch offen zu legen, was sind die Produktionsbedingungen, was sind die Bilder dahinter und für wen ist das gemacht; es nicht schlimm zu finden, sondern das einfach nur noch scheiße zu finden [...] also sich davon nicht mehr so emotional rocken zu lassen.“ (ebd.)

Neben einem positiven Gespür für die eigenen visuellen Stimuli thematisiert sie die Notwendigkeit einer offenen Sprachkultur über Sexuelles. „Es gibt irgendwie auch kaum eine Sprache über Sexualität, also innerhalb der Sexualität.“ Meist stehen lediglich die Sprachschablonen der Mainstreampornografie zur Verfügung, welche „die Sachen [...] viel größer“ zauber[t], „als sie eigentlich sind.“ (ebd.) Darüber hinaus plädiert sie für eigene haptische Erfahrungszuwächse, die in Zeiten von medial vorgegebenen technischen Schablonen oftmals unterminiert werden.

„Begriffe, wie weich oder hart, vorsichtig oder dazwischen, die lassen sich nicht mal eben angucken. Das musst du selber in Erfahrung bringen. [...] Das pornografische Skript und auch das Dr. Sommer Team gibt dir kein Gefühl für Haptik.“ (ebd.)

In diesem Sinne spricht sie sich auch für einen offenen Umgang mit Masturbation, und der lustvollen Entdeckung des eigenen Körpers aus. Sie spricht sich dafür aus, dass vor allem Frauen, die

„[...] sich untereinander austauschen und viel masturbieren, (...) selber eine Idee davon bekommen, was sich gut anfühlt und wenn sie dann noch in der Lage dazu sind, das zu kommunizieren, dann passiert halt nicht mehr so viel Blödes. Dann könnten sich Generationen einige Traumatisierungen in den ersten sexuellen Erfahrungen ersparen.“ (ebd.)

Mit ihrer Empowerment-Strategie richtet sich Sookee sowohl an Jugendliche, als auch an pädagogische Fach-

kräfte, denn im Bezug auf frauenverachtende, pornografische Inhalte im Rap entstehen oftmals Emotionen der Betroffenheit, Überforderung, moralischen Abwehr oder Re-Traumatisierungen eigener sexueller Erfahrungen, die die pädagogische Arbeit belasten können.

„Es hilft nichts in die Arbeit mit den Jugendlichen reinzugehen und sich etwas vorzunehmen, was mich selbst überfordert. Damit muss ich erst einmal umgehen. Wenn es mich schockt, dann schockt es eben. Wenn ich feststelle, ich kann mich darum nicht kümmern, weil es mich zu sehr triggert, dann hilft das auch nichts, dann lasst die Finger davon. Dann redet im Team drüber, wer das leisten kann.“ (ebd.)

Sookee sieht jedoch in der Auseinandersetzung mit problematischen Feldern, wie Sexualität, Gewalt, eigener Lust und Pornografie auch ein Potential die eigene Haltung immer wieder neu zu überdenken.

„Was ist tatsächlich ein eigener Blick darauf? Wenn ich von allen Jugendlichen sowieso schon ein klares Bild habe, dann wird sich nichts verändern. Die müssen (...) echt noch mal resetten und noch mal von vorne. Du weißt den Namen, mehr weißt du eigentlich nicht.“ (ebd.)

In diesem Sinne erscheint es notwendig einen wertfreien Raum zu schaffen, in dem Neugier und spielerische Intervention die festgefahrenen Erwartungsmechanismen aufweichen und sich sowohl die Jugendlichen, als auch die pädagogischen Kräfte anders zeigen dürfen: „alle machen sich im übertragenen Sinne einfach mal nackt und sprechen darüber.“ (ebd.)

Im Rahmen einer solchen Offenheit außerhalb gefühlter hierarchischer Machträume postuliert Sookee die Verbreitung von Komplimenten und positiven Körperbezügen (ebd.), die in unserer deutschen Denktradition oftmals durch Ängste und Unsicherheiten abgewehrt oder kritisch betrachtet werden. Für viele, so Sookee, ist es nicht möglich, „etwas Schönes zu teilen, aus Angst davor einen Korb zu bekommen oder [...] zurückgewiesen“ zu werden. (ebd.) „Oder gleich so dieses: Ohje, der will was von mir.“ (ebd.)

Um sich von dieser Denktradition zu lösen schlägt sie vor, „Rituale zu schaffen, wo sich die Leute wohlfühlen. So etwas, wie eine Sicherheit in einem Raum.“ (ebd.)

Im neugierigen wohlwollenden Miteinander können immer wieder Momente des Neuartigen und des Überraschenden entstehen, die Wahrnehmungs- und Erfahrungswelten von Menschen positiv irritieren und verändern können. „Außerdem sind Überraschungsmomente sowieso die größten!“ (ebd.)

Vom Weblog zum Lustblog. Eine intermodale Versuchsanordnung

Das Weblog als öffentliches Tagebuch

„Wer unter Strom schreibt, schließt nicht bestimmte Möglichkeiten aus. Wer unter Strom schreibt, schließt ausdrücklich alle Möglichkeiten ein und bringt sie ins Spiel, um sie immer wieder mit etwas anderem zu kombinieren und dadurch neue Impulse zu bekommen und sie gleichzeitig an andere weiterzugeben.“ (Porombka, 2011, 153f)

In Zeiten von *Facebook*, *Twitter*, *Flickr*, *MySpace* oder *Xing* eröffnen sich uns „die zunehmende Vernetzung von Kommunikation zu einem kreativen, sozialen Beziehungsgefüge“ (Diemand, Mangold, Weibel, 2007, 3), innovative Möglichkeiten „die Gegenwart zu erkunden“ (Porombka, 2011, 11) und deren spielerisches Potential zur sukzessiven Veränderung der Kultur und der eigenen Wahrnehmungs- und Erfahrungswelt zu nutzen. (vgl. ebd., 12)

Stephan Porombka beschreibt in seinem 2011 erschienenen Buch *Schreiben unter Strom* wie Internetuser durch die kontroverse Aneignung und Auseinandersetzung mit „social media“⁶ Angeboten zu aktiven Produzenten ihrer eigenen Geschichten werden. (Porombka, 2011, 11) Dabei gilt es

„digitales Material her[zu]stellen, [zu] sammeln, [zu] bearbeiten und dann über Vernetzung so zu kombinieren, dass sich daraus etwas überraschend Neues ergibt, mit dem man weiter arbeiten kann.“ (ebd., 21)

Eine solche „Spielwiese des Identitätsmanagements“, auf der „persönliche Erlebnisse oder Gedanken“ (Diemand, 2007, 62) festgehalten und reflektiert werden können, stellt das *Weblog*⁷, oder kurz *Blog* dar. Diese „digitalen Erinnerungsarchive“ (Diemand, 2007, 62) sind

„regelmäßig aktualisierte Webseiten, die bestimmte Inhalte (zumeist Texte beliebiger Länge, aber auch

⁶ Wird auch als „Social Software“ bezeichnet und beschreibt sowohl Weblogs, als auch kollaborative Plattformen, die „sozial“ im Sinne von wohlwollend meist eine kostenlose Nutzung und einfache Handhabung erlaubt und zudem die Vernetzung von personalisierter Information und Kommunikation erlaubt. Vgl. auch: Diemand, V., Mangold, M., Weibel, P. (Hrsg.), 2007, 60.

⁷ Web = Netz; Log = Logbuch.

Bilder oder andere multimediale Inhalte) in umgekehrt chronologischer Reihenfolge darstellen.“ (Schmidt, 2006, 13)

Auf Blogs werden zumeist persönliche Erlebnisse und aktuelle Lebenswirklichkeiten des Bloggers auf individuelle Weise fragmentarisch miteinander verschaltet. Der Blogger selbst fungiert dabei als

„Beobachter, Sammler und Kombinator. Er durchforstet das Netz nach Artikeln, Bildern und Filmen, annotiert und kommentiert die Fundstücke und sendet sie über seine Seite weiter. [...] Das Blog wird zu einer Art Relais, zu einer Schaltstelle, über die Material zusammengestellt, angereichert und weitergegeben wird.“ (Porombka, 2011, 90)

Thematisch oszilliert die Blogosphäre⁸ als buntes Potpourri aus Urlaubserinnerungen, spezifischen thematischen Beiträgen, wie beispielsweise Mode, Musik, Sport, Politik oder ähnlich signifikanten Kategorien mit subjektivem Bezug zum Blogger. Als medialer Raum zur Selbstdarstellung wird der Blog zum „Kaleidoskop des Ich[s].“ (Diemand, 2007, 67)

„Wie in einem Tagebuch werden verschiedene Seiten eines Selbst präsentiert, von der privaten bis zur beruflichen Rolle bis hin zu kurzen Statements über das politische Geschehen und Erlebnisse beim morgendlichen Brötchenkauf.“ (ebd., 67f)

Der Blogger hat die Möglichkeiten die vielschichtigen Facetten seiner Identität simultan miteinander zu verknüpfen und sich selbst im Rahmen eines explorativen Settings neu zu erfinden.

Das Blog impliziert durch seine selbstreferenziell angelegte Struktur ein hohes Maß an Authentizität⁹, durch welche sich individuelle Erzählweisen und Ästhetiken entwickeln und weitergedacht werden können. Das tagebuchartige Format des „Online Journals“ (Schmidt, 2006, 69) bietet Anschlusspotential, die Möglichkeitsräume der eigenen virtuellen Selbsterzählung zu reflektieren, zu erweitern oder zu verändern.

Der Blogger gestaltet durch die von ihm gewählten Inhalte und Formalia des Blogs die von außen lesbaren Komponenten seines Online Archivs aktiv mit. Gleichsam kann er durch die Aktivierung der Kommentarfunktion auch den Lesern die Chance geben, sich in den Gestal-

tungsprozess einzuklinken und gemeinsames intermediales Material¹⁰ anzureichern. So kann das Blog, wenn es als kontingent und prozessual erwünscht empfunden wird, als „Verschaltung von Möglichkeiten“ begriffen und dadurch nicht als „frustrierendes Durcheinander“ gelesen, sondern als „belebende Form der Produktivität wahrgenommen werden.“ (Porombka, 2011, 150)

„Die Blogger bloggen aus Lust und Laune, um ihre Meinung, ihre Gefühle, ihren Sense und Non-Sense, ihr Intimleben, ihre Alltagserfahrungen und -beobachtungen etc. in die virtuelle Welt hinaus zu tragen. Es geht vor allem darum spannende, sinnvolle, sinnlose, lustige, traurige, langweilige, kontroverse Diskussionen zu entfachen und es geht uns auch darum, in der Blogosphäre Aufmerksamkeit zu erzeugen – sei es um aus Ego-Gründen im Mittelpunkt zu stehen, sei es zum Zweck Kontakte zu knüpfen und zu pflegen, oder sei es ganz einfach, um der Welt etwas mitzuteilen.“ (Büffel, 2005)

Weblogs besitzen eine spezifische interaktionale Kommunikationsarchitektur, die eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst ermöglichen. Die kaum „formalisierte Kommunikationsumgebung“ unterstützt die Möglichkeiten des Bloggers, „Geschichten zu erzählen und mit Sprache zu spielen, um zu einer eigenen Ausdrucksform zu kommen“. (Schmidt, 2006, 77) Da die Selbstdarstellung im Weblog stark mit dem Terminus der Authentizität verknüpft ist, manifestieren sich Online – Identitäten, die „relativ eng mit den realweltlichen Identitäten der Autoren verbunden sind“. (ebd.) Unter diesem Gesichtspunkt erlauben sowohl der Titel des Blogs, als auch die darin zu verhandelnden thematischen Schwerpunkte, das individuelle Design und die kennzeichnenden Sprachcodes (ebd.). Einblicke in spezifische Identitätsfacetten des Bloggers.

Um das Charakterpotential der Blogs als aktive Identitätsgestaltungsinstanzen nachzuvollziehen, ist es notwendig sich mit den Besonderheiten der Identitätskonstruktion und der Identitätsarbeit in den postmodernen Lebensstrukturen auseinanderzusetzen.

⁸ Gesamtheit aller Blogs. Vgl. auch Schmidt, J., 2006, 54.

⁹ Von den Autoren wird erwartet mit ihrer eigenen Stimme zu sprechen, also die eigenen Gedanken und Kommentare zu Erlebnissen und zitierten Inhalten auszudrücken. Vgl. Schmidt, J., 2006, 71.

¹⁰ Beinahe alle Blogformate ermöglichen das Archivieren verschiedenster medialer Versatzstücke, wie Texte, Bilder, Videos, Links, Musik und andere.

Exkurs: Identitätsarbeit in der konvergen-ten Medienwelt

„Jeder [...] wird heute zum flexiblen Konstrukteur seiner eigenen Biografie mit einem persönlichen Wertekosmos, er muss und kann sich seine Identität und seine Werteorientierungen aus Versatzstücken selbst und eigenverantwortlich zusammenbasteln, sozusagen sein eigenes biografisches und ethisches ‚Gesamtkunstwerk‘ schaffen und inszenieren, eine Kunst dessen Inhalt er selbst ist.“ (Deutsche Schell, 2000)

Durch die stete Pluralisierung und Fragmentarisierung von Lebensformen und Lebensweisen, wird Identitätsarbeit heute nicht mehr als die Erarbeitung eines „stabilen Profils“ (Witzke, 2009, 128) beziehungsweise einer konsistenten, unverrückbaren, einheitlichen Identität begriffen, sondern als die „Herstellung einer Passung zwischen dem subjektiven ‚Innen‘ und dem gesellschaftlichen ‚Außen‘.“ (Keupp, 2009, 54) Identität wird zum „Projektentwurf“, der zwischen „Eigensinn“ und „Anpassung“ (ebd.) oszilliert und die „gleichzeitige Verfolgung unterschiedlicher und teilweise sogar widersprüchlicher Projekte über die ganze Lebensspanne hinweg“ (ebd.) anstrebt. Die Herausforderung liegt darin, sich trotz permanenter Veränderung als kohärent wahrzunehmen und die gesammelten „Erfahrungsfragmente in einen für [sich] sinnhaften Zusammenhang“ (ebd.) zu bringen. Dem ist zu entnehmen, dass sich Identitätsarbeit in post-modernen Strukturen nicht mehr auf die „Übernahme vorgefertigter Identitätspakete“ reduzieren lässt, sondern die Fähigkeiten jedes einzelnen Menschen zur „Selbstorganisation“, zum „Selbsttätigwerden“ oder zur „Selbsteinbettung“ erfordert (ebd.). Das Gefühl der „Authentizität“, sowie das Erleben von eigener „Handlungsfähigkeit“ und „Sinnhaftigkeit“ sind dabei wichtige Indikatoren zur Aufrechterhaltung des Kohärenzgefühls (ebd., 64).

Für die Identitätsarbeit spielen vor allem die (Massen)Medien eine große Rolle, die „bestimmte kollektive oder individuelle Identitäten als Vorbilder und Wirklichkeitsentwürfe präsentieren.“ (Schmidt, 2006, 73)

„Medien sind eine zentrale Vermittlungsinstanz. In ihnen repräsentieren sich menschliche Geschichte, Erfahrungsräume und Daseinsformen, versehen mit aktuellen Interpretationsofferten. [...] Sie fungieren [...] als wichtige Quelle für Wissen, Meinung, Werte, kulturelle Orientierung.“ (Schorb, 2009, 86)

Das Internet ermöglicht neben der massenmedialen Aneignung spezifischer Identitätsfacetten zusätzlich den interpersonalen Kommunikationsraum, in dem beispiels-

weise durch das selektive Aktivieren von Teilidentitäten neue Identitätskonstruktionen erprobt und modifiziert werden können (vgl. Schmidt, 2006, 73–77)

Mediale Angebote dienen also im doppelten Sinne als „Schienen für die Wahrnehmung“, also einerseits als Orientierungshilfe auf der Suche nach vielfältigen Lebensweisen, andererseits als Ausgangsmaterial für Selbstinszenierungen zur Erweiterung des „aktiven Gestaltungsraum[s]“ der eigenen Subjektivität. (Witzke, 2009, 130)

Das Offenlegen bestimmter Aspekte des Selbst im medialen Raum, was als „self-disclosure“ bezeichnet wird, „erfüllt dabei wichtige Funktionen.“ (Schmidt, 2006, 71)

„These may include (1) self-clarification, which occurs when individuals think about and focus attention on themselves in preparation of speaking about themselves to others; (2) social validation, in which individuals hope to obtain feedback and advice about appropriateness or correctness of their beliefs or behaviors from those to whom they open up and reveal themselves; (3) relationship development, in which the disclosure of information as a commodity may occur as a form of interpersonal exchange; and (4) social control, in which the discloser essentially engages in impression management by selectively and strategically revealing certain pieces of information to influence others’ opinions.“ (Calvert, 2000, 83f, zit.n. Schmidt, 2006, 72)

Diese Form der kontrollierten Öffnung im virtuellen Raum kann dazu dienen, bewusster die eigenen Strukturen und Gedanken zu reflektieren und gleichsam auch aktiv gestaltend den Austausch mit anderen Menschen zu fördern.

Im folgenden Abschnitt möchte ich nun näher skizzieren wie Blogs als „Sozialkapital“ und „Werkzeug der Beziehungspflege“ fungieren und als mediale Möglichkeit für die selbstbestimmte Arbeit an der eigenen Identität dienen können.¹¹

Blogs als Identitätsarbeitsplatz

„Seit ich mein Leben nicht-linear und offen gestaltet, ist es reicher geworden. Ich habe das Beobachten des Nutzlosen wieder entdeckt, die Dinge, die wir in unserer Kindheit beherrschen und später verlernen sollen. Seitdem bemühe ich mich täglich, zu mir zu

¹¹ Ebd., 90ff, in Schmidt (2006) ist kein Hinweis darauf zu finden, ob sich der Begriff „Sozialkapital“ auf Bourdieus Definition des „Sozialen Kapitals“ bezieht.

nehmen, was Walt Whitman einst ‚die unfassbare Nahrung und zu jeder Stunde des Tages‘ nannte.“ (Hülswitt, 2011, zit.n. Porombka, 2011, 149f)

Das Blog als selbst gewählte und kontrollierbare Vernetzungsinstanz von eigenen Geschichten und externem Anreicherungs-material funktioniert durch seine spezifische Struktur der (wahlweise) dialogischen Orientierung anders als die Darstellungsmöglichkeiten auf Homepages oder Profilen der sozialen Netzwerke.

Die Selbstpräsentation im Weblog geschieht sowohl über die Konversation mit sich selbst als auch durch die Möglichkeit des dialogischen Austauschs mit dem Leser.

Diese mediale Form skizziert, wie schon am Anfang des Kapitels beschrieben, die narrative Arbeit am Selbstbild, welche „in der Auseinandersetzung zwischen dem eigenen Handeln und Denken einerseits und den wahrgenommenen Reaktionen des sozialen Umfelds andererseits“ (Schmidt, 2006, 79) oszilliert.

Blogger experimentieren im selbstbestimmten Modus mit den eigenen Begrenzungen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit. Sie machen

„[...] persönliche Merkmale, Gedanken und Gefühle öffentlich verfügbar und überschreiten dadurch Grenzen des vormals Privaten, behalten jedoch die Kontrolle über Form, Inhalt und Grenzen dieser Darstellung nach außen.“ (Schmidt, 2006, 83)

Dieses hohe Maß an Selbstbestimmung führt gleichsam wieder zu einem Mehr an Authentizität, welches hier ein „ehrliche[s], aber nicht notwendigerweise [...] vollständiges Offenlegen von persönlichen Informationen, Ereignissen und Gedanken“ (Schmidt, 2006, 85) meint. Autoren können selbst entscheiden, wie sie sich ausdrücken und welche Informationen sie teilen wollen.

Die tagebuchartige Struktur des Blogs mit der chronologischen Anordnung der Beiträge ermöglicht dem Autor im Rahmen der narrativen Auseinandersetzung mit sich selbst das „Wiedererkennen, Kontextualisieren und Reflektieren der eigenen Person“ (Schmidt, 2006, 78). Dem Leser wiederum eröffnet die mediale Rezeption die Option eines selektiven Zugriffs auf die Informationen und Selbstdarstellungen des Bloggers.

„Dies wird bei nahezu allen Weblog-Plattformen und -Systemen durch die technische Eigenschaft unterstützt, Einträge nicht nur chronologisch zu sortieren, sondern auch inhaltlich zu kategorisieren bzw. über ‚tags‘ zu verschlagworten.“ (Schmidt, 2006, 83)

Somit kann der Leser, die für ihn relevanten Informationen herauslesen, mit eigenen Lebensweisen, Werten und Identifikationspunkten kombinieren und gegebenenfalls mit weiteren intermodalen Elementen anreichern. Dies kann entweder durch die Kommentarfunktion auf dem Blog des Autors stattfinden, oder durch die Einspeisung in das Netzwerk des Lesers. Dieses Ausstaffieren eines Materialpools, beziehungsweise das Generieren eines persönlichen Archivs, welches sich durch Formen der Selbstinszenierung, als auch des gegenseitigen Zitierens und Teilens ergänzen lässt, folgt dem Prinzip der Bricolage, worunter die

„[...] Neuordnung und Rekontextualisierung von Objekten, Tönen und Kombinationen mit dem Ziel, neue Bedeutungen herzustellen und damit das vorhandene Gesamtsystem von Bedeutungen neu zu ordnen oder auch absichtlich zu verwirren“ (Witzke, 2009, 131)

zu verstehen ist. Die Linearität von Erzählung und Geschichte wird durch den netzwerkartigen Aufbau hinfällig und in eine neuartige Kombinatorik des Prozesshaften eingespeist. (Porombka 2011, 152)

So kann das Blog auch als virtuelles Medium für das Erproben unsicherer Strukturen und Situationen verstanden werden, in denen es gilt, analog zum real lebensweltlichen Kontext eine Haltung einzunehmen, die es ermöglicht „sich ein[zu]lassen, alles kontingent und temporär zu denken.“ (ebd., 154) Die Verknüpfung von „Nichtlinearität und Kombinatorik“ (ebd., 149) erlaubt nicht nur eine „schwellenlose Verschaltung von virtueller und realer Welt“ (ebd.), sondern integriert im Erprobungsmodus auch Komponenten des Scheiterns und der Überraschung in die alltagsweltliche Auseinandersetzung. Die „Unbeherrschbarkeiten des Lebens“ (ebd.) können im Schutzraum des Blogs, im Dialog mit den Lesern, wahrgenommen, reflektiert und gestalterisch modifiziert werden.

Somit bietet die Blogosphäre einen wohlwollenden, reflexiven und prozessualen Raum zur Exploration der eigenen Identitätsfacetten. Die Selbstnarration erfolgt über die selbstbestimmte Darstellung von relevant erscheinenden Themen, Persönlichkeitsfacetten, Gedanken und Erfahrungen und integriert die Auseinandersetzung und Anreicherung des Materials mit kombinatorischen Äquivalenten oder kontroversen Fragmenten von einem antizipierten Publikum. Diese zwischenmenschliche Wechselwirkung, die den Blogs inhärent zu sein scheint, birgt gleichsam das Potential zur Weiterentwicklung und Modifikation von Identitätsfacetten, Werten, Interessen und Wahrnehmungen.

Durch die zum größten Teil selbstreferenzielle und nicht in erster Linie kommerzielle Ziele verfolgende Blogosphäre entstehen authentische, subjektive Wahrnehmungslandschaften, die eine Darstellungsvielfalt zulassen, die innerhalb politisch, wirtschaftlich oder ideologisch geprägter kommerzieller Angebote durch den stark verengten Duktus kaum möglich erscheint. Für den Leser ist es wichtig Blogs nicht in einem Kosmos mit massenmedial verarbeiteten Material zu erfahren oder gar einen objektiven Wahrheitsanspruch an das dargestellte Material zu stellen, sondern die Wesenhaftigkeit und Subjektivität des Bloggers zu erkennen und auf Grundlage dessen, die relevanten Bausteine für das *Eigene* zu betrachten¹². Gegebenenfalls gelingt es im spielerischen, neugierigen Miteinander intermodal anzuknüpfen, die Versatzstücke anzureichern oder in andere Netzwerke einzuspeisen, um die Möglichkeiten der individuellen Kombinatorik sukzessive zu erweitern. Denn

„Weblogs sollen Gegenöffentlichkeiten unterstützen, bislang marginalisierte Stimmen in die Öffentlichkeit bringen und den kooperativen Austausch zwischen Menschen mit geteilten Interessen fördern.“ (Schmidt, 2006, 9)

Tumblr. Das Durcheinandertagebuch

„Das Schöne an Tumblr ist, dass es so intuitiv ist.“¹³

Mittlerweile gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher und zumeist kostenfreier Bloganbieter¹⁴, die vor allen Dingen im englischsprachigen Ausland, aber zunehmend auch in Deutschland genutzt werden.

In diesem Kapitel möchte ich mich „Tumblr“¹⁵, einem spezifischen Blogportal widmen, dessen individuelle Bedienung eine ganz eigene Art des Blogkultur ermöglicht.

„Blogs sind was für Vielschreiber. Auf Twitter können 140-Zeichen-Textfetzen veröffentlicht werden, eine Art sozialer Herzrhythmusstörung. Youtube, Flickr und MySpace beherbergen Film, Foto und

Sound. Facebook speichert den Smalltalk des Menschengeschlechts. Tumblr ist von allem etwas.“¹⁶

Diese „neue Form von virtueller, sozialer Interaktion“ (ebd.) ermöglicht es mit nur wenigen technischen Handgriffen selbst generiertes oder im Netz gefundenes Material auf dem eigenen Blog zu zeigen. „Man stellt die Fundstückchen neu zusammen und beschriftet manche.“ (ebd.) Im Gegensatz zu den meisten anderen Blogformaten, die sich oftmals auf ein bestimmtes Darstellungsmedium beschränken, wie etwa Texte, oder Videos, vereint dieses „Durcheinandertagebuch“ sämtliche denkbaren medialen Versatzstücke zu einem heterogenen Konglomerat.¹⁷

„Man kann sich eine eigene Seite anlegen, Videos, Bilder, Texte, Zitate, Links hochladen, für Freunde, Fans und das restliche Netzvolk.“ (ebd.)

Zwar sind es keine reinen Bilderblogs, jedoch wird auf bloßes Textmaterial in Form von essayistischer oder tagebuchähnlicher Auseinandersetzung mit themenbezogenen und alltagsrelevanten Inhalten weitgehend verzichtet. Textbeiträge werden entweder in Form von kurzen Zitaten oder als Text in Bildform (beispielsweise fotografierte beschriebene Zettel, Schilder, Wände, Gegenstände, Körper) gezeigt.

David Karp, der Tumblr 2007 gründete, beschreibt die Besonderheit dieses Blogformates in der vielfältigen persönlichen Ausdrucksweise, mit der „man etwas Einzigartiges [schafft] auf das man stolz sein könne“.¹⁸

Was Tumblr in seiner Funktionsweise von anderen Bloganbietern unterscheidet, ist die Funktion des „Rebloggens“¹⁹. Herkömmliche Blogsysteme bieten zumeist die Möglichkeit Einträge auf anderen Blogs zu kommentieren. Oftmals entstehen dabei sehr kritische, kontroverse aber auch diffamierende Diskussionen. Findet man auf einem Tumblr Blog spannende, affizierende Versatzstücke, die man kommentieren möchte, muss man das jeweilige Element zunächst auf dem eigenen Blog *rebloggen*, bevor man seine Ideen dazu schreiben kann, „dabei wird automatisch ein Verweis auf die Quelle gesetzt.“ (ebd.)

¹² Natürlich gibt es auch Politik- oder Wirtschaftsblogs, die aber zumeist von interessierten Privatpersonen geführt werden. Es gibt jedoch auch Unternehmen, die eigene Blogangebote besitzen. Diese Arbeit beschäftigt sich jedoch nur mit Blogs von Privatpersonen.

¹³ K. P. Interview am 11.04.2012 in Hamburg, Z. Der Name wurde auf Wunsch des Interviewpartners für die Arbeit anonymisiert.

¹⁴ Beispielsweise <http://www.wordpress.org>; <http://www.blog.de> oder <http://www.blogger.de>.

¹⁵ <http://www.tumblr.com> (verifiziert am 10.08.2012)

¹⁶ Arzt, Ingo. Das Durcheinandertagebuch (09.04.2010) <http://www.taz.de/!50880/> (verifiziert am 22.07.2012).

¹⁷ Arzt, Ingo. Das Durcheinandertagebuch (09.04.2010) <http://www.taz.de/!50880/> (verifiziert am 22.07.2012).

¹⁸ Reißmann, O. Das Jahr des Tumblr (31.12.2011) <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/einfacher-blogdienst-das-jahr-des-tumblr-a-805943.html> (verifiziert am 20.07.2012).

¹⁹ Rebloggen meint das Zurückbloggen eines medialen Versatzstückes, welches bei anderen Bloggern gefunden wurde, auf den eigenen Blog.

„Jeder hinterlassene Gedanke ist auf die eigene virtuelle Identität zurückzuführen, zudem sieht jeder, wer den eigenen Blog zitiert. [...] Glaubt man den Kritiken im Netz, sind Tumblr-Blogger deshalb erstaunlich nett zueinander.“²⁰

Mit diesem Hintergrund und beim subjektiven Beschauen der hochgradig heterogenen Blogs zu mannigfaltigen Themen²¹ erscheint genau dieses wohlwollende Format des Teilens und Tauschens als Potential für eine intermodale Selbstnarration. Auf die spezifischen Nutzungsweisen werde ich im nächsten Abschnitt näher eingehen.

Neben dem Spezifikum des *Rebloggens* funktioniert Tumblr ähnlich wie andere Bloganbieter. Das System listet die gebloggtten Versatzstücke auf einer Seite untereinander geordnet auf, beginnend mit dem Aktuellsten. Es bietet die Möglichkeiten, dass sich User untereinander verlinken, das heißt, *Follower*²² eines anderen Blogs werden. Auf dem *Dashboard*, also der Bearbeitungsfläche für sämtliche Blogeinträge, erscheinen immer die aktuellsten *Posts*²³ der Blogs, denen man folgt. Ähnlich wie bei Facebook können Einträge *gemocht*²⁴, geteilt und kommentiert werden. Die Nutzer haben die Möglichkeit einander gegenseitig Nachrichten zu schicken, die Seite mit anderen *social media* Angeboten zu vernetzen und den Grad zwischen Privatheit und Öffentlichkeit je nach eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen zu regulieren. Beispielsweise funktioniert es problemlos, einen Tumblr Blog lediglich als persönliches intermodales Archiv für den solitären Gebrauch zu verwenden, indem Beiträge unter einem Synonym gepostet werden, die Blogadresse nicht weitergegeben, die Kommentarfunktion abgestellt und die Möglichkeit des *Rebloggens* verwehrt wird. Diametral dazu besteht jedoch auch die Option dem Blog die Funktion einer Website zur Selbstpräsentation zu geben, welche zusätzlich noch Interaktions- und Partizipationsangebote zur Verfügung stellt.

Der Lustblog. Vernetzungsschauplatz für individuelles Begehren

Nachdem ich mögliche mediale Praktikengängige eigener Selbstdarstellung und Selbsterfahrung vorgestellt habe, möchte ich mich nachfolgend einem medialen Phänomen widmen, dessen formale und inhaltliche Strukturen mir für eine reflexive, selbstbestimmte und wohlwollende Beschäftigung mit persönlichen Aspekten des sexuellen Erlebens interessant und wirkungsvoll erscheinen.

Im Rahmen meiner Recherchen für die Diplomarbeit entdeckte ich lustvolle, stimulierende Bilder und kleine Videosequenzen bei Tumblr, die sich mit ihrer spezifischen Ästhetik von den mir bekannten üblichen pornografischen Formatschablonen populärer Webseiten²⁵ signifikant unterscheiden. Genauso, wie sich Blogs mit Kunst, Natur oder Mode beschäftigen können, gibt es ebenfalls Archive, die sich Darstellungen zu Liebe, Sexualität, Geschlecht, Beziehung, Körper und Nacktheit teilen.

Diese *Lustblogs*²⁶, von denen ich im Folgenden berichten werde, sind ein spezifisches Tumblr Format, welches körperliche, erotische, sexuell assoziative, implizite und explizite visuelle Darstellungen von Menschen zeigt. Dabei werden Bilder, die im weitesten Sinne Sexualität thematisieren, oftmals mit Elementen *anderer Kategorien*²⁷ verschränkt. Als Lustblogs werden in dieser Arbeit all diejenigen Blogs bezeichnet, deren sexuell konnotiertes, visuelles Darstellungskonglomerat mindestens die Hälfte des gesamten gebloggtten medialen Stoffes ausmacht. Die hier beschriebenen Blogs sind nicht kostenpflichtig und werden von Privatpersonen (zumeist Einzelpersonen, aber auch Paaren oder Gruppen) geführt. Das gebloggte Material²⁸ wird entweder selbst produziert²⁹, von anderen Tumblr Nutzern *gerebloggt* oder aus weiteren Internetquellen generiert.

20 Arzt, Ingo. Das Durcheinandertagebuch (09.04.2010) <http://www.taz.de/!50880/> (verifiziert am 22.07.2012).

21 Vgl. <http://www.tumblr.com/explore> (verifiziert am 22.07.2012). Beliebte Blogthemen sind beispielsweise Fashion, Landscape, Film, Animals, Art, Poetry und viele mehr. Je nach Interesse kann man spezifische Suchwörter (tags) eingeben und wird an eine Fülle von Blogs verwiesen, die diese Wörter enthalten.

22 Als Follower werden all die bezeichnet, die regelmäßige Aktualisierungen eines bestimmten Blogs abonniert haben.

23 Als Post bezeichnet man die veröffentlichten Beiträge auf dem Blog.

24 Zumeist wird dafür das englische like verwendet.

25 Beispielsweise youporn.com, x-hamster.com, x-tube.com.

26 Der hier eingeführte Terminus wurde zuvor noch in keiner mir vertrauten Fachliteratur publiziert und ist von mir unter Einbindung diverser qualitativer Forschungsansätze entwickelt worden. Im Hinblick auf die starken individuellen Tendenzen in den Darstellungen, der Darstellungsweise, dem Darstellungsformat und den Intensionen von Bloggern erscheinen mir quantitative Forschungsansätze in der Kombination Sexualität und eigenes Blog eher kontraindiziert und die dargestellte und intendierte Vielheit verkürzend.

27 Siehe <http://www.tumblr.com/explore>.

28 Meist werden Bilder oder kleinere Videosequenzen (gif – Dateien) gepostet, aber auch Links, Zitate, Musik oder kürzere Texte.

29 Beispielsweise werden Bilder mit der eigenen Webcam, Digicam oder dem Handy aufgenommen und gepostet.

Das Forschungssetting. Eine Versuchsanordnung mit Risiko

Im Folgenden werde ich kurz darstellen mit welchen empirischen Forschungsmodalitäten ich mich den Lustblogs angenähert habe. Voranstellen möchte ich, dass die von mir generierten Informationen keinerlei repräsentative Aussagen über Beschaffenheit, Nutzungsmodalitäten oder Wirkungsmechanismen der Lustblogs zulassen. Zudem strebt meine Arbeit weder eine quantitative, objektive oder allgemein verbindliche Sicht auf Inhalte oder Umgangsformen mit Lustblogs an, noch dient sie dazu neue Formen von Wahrheiten zu formulieren, oder spezifisches Wissen über Lustblogger zu generieren. Meine hier dargestellte Auseinandersetzung mit den Lustblogs forciert, einen, den Blogs immanenten, strukturellen Möglichkeitsraum sichtbar werden zu lassen (vgl. Rheinberger, 2006, 20–40), in welchem eine individuelle Debatte mit Themen, die eigene Sexualität betreffend, reflektiert, erweitert und kommuniziert werden kann. Hierbei möchte ich aus dem gesammelten Materialfundus nicht nur auf den persönlichen Umgang der Blogger mit ihren Archiven eingehen, sondern auch Ideen und Perspektiven für mögliche Zuschauer beziehungsweise Leser ansprechen. Ich möchte herausarbeiten, wie das Format des Tumblr Blogs dazu beitragen kann neue Formen von Visualisierung des Sexuellen zu generieren, die sich innerhalb ihrer Darstellungsweise oftmals signifikant von konsumorientierten, pornografischen Äquivalenten unterscheiden.

Außerdem interessiert mich die Vielfalt von Nutzungsmotiven der Blogger, sowie deren Gestaltungs- und Rezeptionsverhalten. Weiterhin vermute ich innerhalb der Lustblogkultur eine spezifische Form des kommunikativen Austauschs über Sexualität, welcher sich von der dialogischen Auseinandersetzung in anderen medialen Räumen oder im realweltlichen Kontext unterscheidet. Daraus ergibt sich eine Reihe an Fragen. Kann der Lustblog Teil einer explorativen Auseinandersetzung mit der eigenen Lust sein? Wie beeinflusst der Lustblog das individuelle Bewusstsein im Hinblick auf sexuelle Wünsche, Bedürfnisse und Grenzen? Entstehen durch das Praktizieren eines eigenen Lustarchivs andere Kommunikationsformen über Sexuelles in einer Partnerschaft oder in anderen Beziehungsformen?

Innerhalb meiner eigenen forschenden Praxis beschäftigte ich mich zunächst mit möglichen Zugängen zur Weblogforschung (Schmidt, 2006, 13–20) und verschiedenen Formen der Datenerhebung. Nach Jan Schmidt erscheinen dabei „pragmatische, explorativ-experimentelle“ (ebd., 24) Verfahren, wie *standardisierte Befragungen* als praktikabel, um „Motive für das Führen oder Lesen eines Weblogs, Routinen im Umgang mit

dem Format oder Erwartungen an Inhalte und Themen“ (ebd.) abzufragen. Eine *Inhaltsanalyse*, in der Weblogs „anhand bestimmter Kategorien“ (ebd.) untersucht werden, um sie von anderen Formen abzugrenzen wird durch „die besondere Spannung zwischen Flüchtigkeit und Permanenz“ (ebd.) erschwert, da sich „die Gestalt von Weblogs bei regelmäßiger Aktualisierung in relativ kurzen Zeiträumen“ (ebd., 25) verändert.

Bei meinen Recherchen fand ich Material³⁰, welches die oftmals diametrale Ausrichtung zwischen Blogger und Wissenschaftler thematisiert und einen kontroversen Diskurs aufmacht, in dem auch ich mich wieder fand.

Blogger, die sich über ihr Medium in ihrer Individualität ausdrücken und entwickeln, wollen oftmals nicht „analysiert, interpretiert und repräsentativ befragt werden“ (ebd.), da dies schnell den Eindruck vermitteln kann „kategorisiert und (stereo-)typisiert zu werden“ (ebd.). „Wissenschaftliche Distanz [...] als Quelle der „Objektivität“ wird im Forschungsfeld der Blogkultur kritisch betrachtet, da die oftmals standardisierten Vergleichskategorien zu „verzerrten und verknäpften Versionen der wissenschaftlichen Beschreibung“ führen und „an der eigentlichen Realität eher vorbeigehen als ihren Kern zu treffen“. (ebd.) Eine Möglichkeit neue Perspektiven einer gemeinsamen Sprach- und Verständigungskultur zu entwickeln, wird in der sukzessiven Teilhabe der *Lebenswelt* des jeweils anderen gesehen. Für den Blogger könnte es interessant sein, die eigene Blogpraxis bewusst zu reflektieren und sich in konstruktive Metadebatten einzuklinken, während der Forscher „durch den praxisnahen (Selbst-)Versuch“ eigene Blogerfahrungen sammelt.“ (ebd.) Diese reflexive und doch individuelle Form der Erfahrungsgenerierung erschien mir auch für diese Arbeit als durchaus praktikabel.

Ich entwickelte für die Auseinandersetzung mit dem Thema über ein Jahr hinweg einen eigenen Lustblog³¹ (vgl. Abb. 2) und reflektierte den persönlichen Umgang damit in Form gesammelter Notizen. Weiterhin führte ich zwei narrative Interviews³² mit Bloggern und schickte einen kurzen, standardisierten Fragebogen an verschiedene Tumblr Lustbloguser. Darin erfragte ich persönliche Parameter zu Nutzungsmodalitäten und den Einfluss der Blogpraxis auf die

³⁰ Büffel, 2005. Die Publikation, die anlässlich dieser Tagung entstand, verhandelt ebenfalls in einzelnen Punkten die Diskrepanz zwischen wissenschaftlicher Auseinandersetzung und Bloggerpraxis. Vgl. dazu: Diemand, Mangold, Weibel, 2007, 21–58.

³¹ <http://www.skopophilia.tumblr.com> (verifiziert am 28.07.2012).

³² Der Interviewpartner Peter K. generiert ebenfalls einen Tumblr Blog, während die Interviewpartnerin Theresa Lachner Kolumnen innerhalb eines erotischen Blogs schreibt (<http://www.feigenblattmagazin.de/>).



Abb. 2: Zwei Bildsequenzen aus dem eigenen Lustblog „skopophilia“ – <http://www.skopophilia.tumblr.com>

eigene erfahrene Sexualität. Zudem interessierten mich die subjektiv empfundenen Unterschiede der Tumblrbilder von pornografischen Bildern³³.

Außerdem gestaltete ich innerhalb eines Jahres ein Blogverzeichnis mit den hundert (für mich) heterogensten, interessantesten und differenziertesten Lustblogs³⁴. Diese sehr subjektive schematische Anordnung enthält von mir generierte Schlagworte, die die inhaltlichen Spezifika innerhalb der heterogenen Blogvielfalt annähernd wiedergeben. Weiterhin gibt es eine Spalte, die, soweit vorhanden, eine kurze persönliche Darstellung des Bloggers, die sich zumeist auf der ersten Blogseite befindet, auflistet. Hieraus lassen sich verschiedene persönliche Nutzer Motivationen errahnen und ausdifferenzieren.

Die eigene Lustblogpraxis. Ein bebildeter, reflexiver Reigen

„Ich bin leidenschaftlicher Voyeur. [...] was mich interessiert ist sozusagen der Voyeurismus, der mit dem Alltag von Menschen verbunden ist und mit Natürlichkeit [...] Das habe ich da wiedergefunden.“ (K., P., 2012)

Die Möglichkeiten, sich den Tumblr Lustblogs und der sehr differenzierten und heterogenen Bilderflut zu nähern, sind ebenso vielseitig wie die Intensionen der Blogger ein solches Archiv zu führen oder deren persönlicher Umgang damit.

Zunächst einmal ist es dem Blogger freigestellt sich mit dem richtigen Namen oder einem Pseudonym bei Tumblr anzumelden. Auf der Startseite des Blogs lassen sich kurze Beschreibungstexte oder ein kurzes Statement über die eigene Intension des Bloggens einfügen. Aufgrund des oftmals sexuell expliziten Inhalts weisen die meisten Blogger darauf hin, dass die Seite ausschließlich für volljährige Menschen geeignet ist.³⁵ Weiterhin wird zumeist darauf aufmerksam gemacht, dass geteilte, nicht selbst generierte, mediale Versatzstücke umgehend vom Blog genommen wer-

den, wenn der Urheber dies ausdrücklich wünscht.³⁶

„Auf Tumblr (...) hat sich eine Art Kavalieregeln etabliert: Einem Fotografen ein Bild zu klauen gilt als in Ordnung, solange man nur den Urheber nennt und einen Link zum Original setzt. Viele Urheber tolerieren diese Nutzung, bedanken sich sogar für die Verbreitung ihrer Werke.“³⁷

Sowohl die öffentliche (ungeschützte) Präsentation expliziter Bildmaterialien, als auch das sogenannte „Copy-Paste-Bloggen (ebd.) sind rechtliche Grauzonen beziehungsweise in einigen Zusammenhängen bereits illegal. An diesem Punkt widersprechen sich jedoch auch das amerikanische und das deutsche Rechtssystem, so dass eine einheitliche Beurteilung nicht gegeben ist. Ich möchte die daraus resultierenden Unklarheiten zwar an dieser Stelle erwähnt wissen, jedoch den Fokus auf den inhaltlichen, selbstnarrativen und intensionalen Anknüpfungsmöglichkeiten der Tumblr Lustblogs belassen.

Die schon erwähnten Selbstbeschreibungen auf der Startseite ermöglichen es dem Blogger seine Ideen und Vorstellungen zum Blog verdichtet zu konturieren. Im Folgenden möchte ich einige ausgewählte, heterogene Auszüge aus den *Lustblogs* skizzieren, um die Vielfältigkeit der selbstbestimmten Darstellungen zu vermitteln.

„Es gibt Menschen, die immer nur sich zeigen in verschiedenen Posen. [...] Dann gibts Menschen, die wilde Sammelsurien posten, also Blogs, die gar nicht ausschließlich erotisch sind. [...] Dann gibt es eben Blogs von Menschen, die wirklich nur erotische Bilder rebloggen also wirklich nur Dinge, die sie spannend finden oder die ihrem Fetisch entsprechen. Das ist auch das Interessante.“ (K., P., 2012)

Oftmals beschreibt sich der Blogger assoziativ selbst.

“I am sex positive, geek positive, queer positive, bisexual, polyamorous and kinked. If this doesn't sound like your kind of mix there's plenty of what you're looking for elsewhere.”³⁸

³³ Ich gab dabei keine Definition von pornografischen Bildern vor, sondern arbeitete mit dem persönlichen Verständnis des Bloggers.

³⁴ Durch die enorme Kurzlebigkeit der Blogosphäre übernehme ich keine Garantie für die vollständige Verfügbarkeit sämtlicher, ausgewählter Blogs.

³⁵ “This blog is NSFW [not safe for work] and it is not intended for audiences under the age of 18, or where dirty, politically incorrect smut is restricted. The content of this blog is not suitable for children, people who act like children, or people with delicate sensibilities. You have been warned”. Vgl. auch <http://www.skopophilia.tumblr.com>

³⁶ “I am not the owner of all these photos and copyright remains with the owner. If you are the owner of any of these photos and you do not want them displayed here, please email me and I will remove”. Vgl. <http://www.skopophilia.tumblr.com>.

³⁷ Reißmann, O., Das Jahr des Tumblr (31.12.2011). <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/einfacher-blogdienst-das-jahr-des-tumblr-a-805943.html> (verifiziert am 20.07.2012).

³⁸ <http://prettynaughtythings.tumblr.com> (verifiziert am 30.07.2012).

“I’m a woman in my 30’s, a daughter, sister, wife & mother, and a professional. I think in pictures and

these are some that speak to my soul. Come explore with me.”³⁹

Andere werfen lediglich Stichworte und subjektiv gewählte Identitätsfacetten ein.

“[...] bisexual. canada. athlete. writer. poet. analyzer. vintage clothes shopper/adorer. animal lover. If you want a pen pal, or someone to really get to know talk to me. [...]”⁴⁰

Einige Blogger beschreiben die Funktion des Blogs für ihre Person.

“this is a growing mosaic of sensual moments [...] that touch and arouse Me both intensely and intimately [...] a window into My mind [...]”⁴¹

Die Blogs können sich thematisch stark auf eine bestimmte Lust, einen Fetisch, ein spezifisches Interesse oder einige ausgewählte Identitätsfacetten fokussieren, wie beispielsweise „Füße“⁴², „Bondage“⁴³ oder „Paare“⁴⁴, wobei die einzelnen Bilder innerhalb der Sammlung zumeist eine starke Heterogenität in Format, Blickrichtung, Farbigkeit, Ästhetik und anderen beschreibenden Bildkategorien aufweisen. Wenn auf Urheberquellen verzichtet wird, ist eine Unterscheidung zwischen professionellen und amateurhaften Aufnahmen kaum möglich. Doch eben diese Vielfalt innerhalb spezifischer Themen eröffnet neue Wahrnehmungsräume für den Betrachter.

„Die Diversität in den Darstellungen gab Anstoß meine bisherigen ungebildeten Vorstellungen, beispielsweise zum Thema „Sexualität im Alter“, mit neugierigen, vorsichtigen Blickpunkten zu erforschen und weiterzudenken.“ (Barth, 2012, 5)

„Wenn ich als Mann erstmal zehn verschiedene Männer gehört habe, die auf zehn verschiedene Weisen einen lauten Orgasmus haben, dann traue ich mich vielleicht irgendwann auch mal laut zu sein und das rauszulassen, was da ist, auch wenn das erst-

mal verunsichert und komisch klingt, aber dann bist du irgendwann näher bei deinen eigenen Bedürfnissen glaube ich, wenn du einfach gesehen hast, von den zehn Männern macht es jeder anders [...], aber eben auch jeder ist irgendwie normal und irgendwie ein Freak. Ich glaube diese Diversität, darum geht es im Eigentlichen.“ (K., P., 2012)

Die hier erwähnte Vielheit der Lustbilder⁴⁵ interagiert auf verschiedene Arten mit den (sexuellen) Fantasien, Wünschen und Vorstellungen der Betrachter.

Zum einen besteht die Möglichkeit während des Bilderschauens inspirierendes, affizierendes Material zu finden, welches dann wieder als Ausgangspunkt für die eigene Begehrenskonstruktion und Reflexion fungieren kann. Zum anderen erlaubt die Vielheit eine differenzierte Veranschaulichung der intuitiven und reflexiven Anteile der eigenen Luststruktur, aus der heraus wieder neue, vielfältig miteinander kombinierbare Lustfacetten generiert werden können.

„[...] selbst wenn ich jetzt nach einem Bild von nackten Füßen im Gras suche, dann ist ja das, was das Bild zeigt trotzdem nicht exakt dasselbe, was ich sowieso schon im Kopf hatte, sonst bräuchte ich ja das Bild nicht. Insofern ist es immer ein Stück Überraschung und damit auch immer ein Stück Erkenntnismöglichkeit.“ (K., P., 2012)

Diese Formen des Überraschenden und des Unerwarteten entstehen sicher ungleich öfter in solchen Räumen, die durch verstärkt individuelle und persönliche Strukturen geprägt sind.

„Das macht es auch so viel spannender, als irgendwelche Erotikseiten im Internet, die dann aber letzten Endes immer redaktionell betreut werden, wo es eben darum geht etwas zu zeigen, was die meisten Leute angeblich sehen wollen. Ich habe das Gefühl in den meisten Blogs geht es eben nicht darum was die Leute sehen wollen, sondern es geht darum, was die Leute zeigen.“ (K., P., 2012)

Besonders affizierend erscheint für die Blogger der Moment der Authentizität, der durch das Zeigen von Teilen des eigenen Körpers⁴⁶ beziehungsweise relevant erscheinender Facetten des Selbst generiert wird, und der durch die Lustbilder angeregte verbale oder schriftliche Austausch.

³⁹ <http://iriselli.tumblr.com/#about> (verifiziert am 11.08.2012).

⁴⁰ <http://kissandsurrender.tumblr.com> (verifiziert am 30.07.2012).

⁴¹ <http://eroticimages.tumblr.com> (verifiziert am 30.07.2012).

⁴² <http://lovely-feet.tumblr.com> (verifiziert am 31.07.2012).

⁴³ <http://unnaturallybound.tumblr.com> (verifiziert am 31.07.2012).

⁴⁴ <http://fckyehcouples.tumblr.com> (verifiziert am 31.07.2012).

⁴⁵ Als Lustbilder bezeichne ich in dieser Arbeit sämtliche mediale Versatzstücke, die auf einem Tumblr Blog gezeigt werden können.

⁴⁶ Beispielsweise <http://earth-to-effy.tumblr.com/tagged/me> (verifiziert am 01.08.2012).

“I actually feel really grateful for the closeness of people. I have meant some wonderful people, and we can share really personal and private things. I have talked to people about their sex lives, their own confidence, how to make their partners appreciate them and such. I have really been grateful for some of the people I have met.”⁴⁷

“I feel like it’s encouraging me even more to be open about these things because I was brought up believing that it was wrong for women to have sexual desires and knowing that there are so many women out there who enjoy the same things as I do, is great.”⁴⁸

Die Ausgangssituation, die eine selbstbestimmte Auseinandersetzung mit eigenen sexuellen Identitätsfacetten erst ermöglicht, ist das unter den Bloggern herrschende kollektive Bewusstsein über die in den Lustblogs dargestellten Formen von Intimität, Authentizität und persönlicher sexueller Exploration. Es suggeriert eine andere Form von *Normalität*, die abseits vertrauter Normen und Wertevorstellungen die bewusste Visualisierung, Verbreitung und Veröffentlichung der eigenen Lust im virtuellen Raum wünscht und in den Narrationsprozess explizit mit einbezieht. Der *Vertrauensvorschuss*, der durch das öffentliche Visualisieren intimer Details von den Bloggern erbracht wird und eine Form von Nähe schafft, die in Alltagskonversationen unter Fremden, aber auch unter Freunden oft nicht zu finden ist, dient vielfach als Quelle für eigene Explorationspraktiken und als Basis für den weiteren, persönlichen Austausch der Blogger untereinander.

“Most of the people that like my posts I tend to talk to on Tumblr frequently so even though I haven’t met them, I feel I can be honest and open because they have been too and they know that side of me.”⁴⁹

„(...) was ich gerne abonniere und anschau sind Blogs, wo ich das Gefühl habe, das sind Menschen, die vor allem sich und ihren Alltag zeigen. (...) Das ist natürlich auf eine Art sehr intim. Es ist natürlich auch alles Projektion, denn ich kenne ja die Menschen nicht.“ (K., P., 2012)

Die Nähe zum Urheber ist es, was die Lustblogs von anderen Internetportalen, die visuelle Versatzstücke menschlicher Sexualitäten zeigen, unterscheidet. Vor allem die meisten kommerziellen Sexseiten sind eher rezipienten-

orientiert und durch homogene Darstellungsweisen geprägt. Allerdings gibt es auch teilweise kostenpflichtige Seiten, die sehr individuell geprägtes, sexuell stimulierendes Material von Amateuren sammeln und zeigen. Auf „beautiful agony“⁵⁰ können sich Menschen bei der Selbstbefriedigung filmen und dieses Video auf der Seite präsentieren. Trotz des gemeinsamen Themas und einer strikten Formatvorgabe⁵¹ sind die Darstellungen äußerst heterogen, was schätzungsweise an der ganz individuellen Umsetzung der sexuellen Spielform liegt. Auf Tumblr ist dieses Prinzip ebenfalls anzuwenden.

„Es gibt eine Autorenperspektive und die Leute machen das viel mehr für sich selbst als für andere. Mir geht das zumindest so. Ich habe viel weniger die Menschen im Hinterkopf, die sich das anschauen, als vielmehr mich selbst, wenn ich etwas blogge oder reblogge.“ (K., P., 2012)

Der Blogger kann selbst entscheiden, wie viel er in welcher Form von seiner Persönlichkeit zeigen möchte. Im Rahmen des Explorierens eigener Grenzen, Wünsche und Bedürfnisse kann er sich jederzeit neu ausprobieren und mit den schier unendlichen Variationen der eigenen Darstellungspraxis spielen.

„Ich begann eben diese Uneindeutigkeiten von Authentizität und Fiktion, von Phantasie und Inszenierung als Spielform zu nutzen, indem ich die Grenzen meiner Wirklichkeitskonstruktion aufschwemmte und mir über die parallele Bildproduktion ein weiteres Verständnis der eigenen Identitätsvielfalt generierte. Ich konnte beispielsweise innerhalb eines Tages drei Bilder posten, die meine Affinität für Bibi Blocksberg, rosa vibrierende Strap-Ons und zärtliches Nackenkraulen darstellen.“ (Barth, 2012, 9)

Wichtig bei der Betrachtung der Lustblogs ist die ihnen inhärente, non-lineare Erzählstruktur.⁵² Die Blogs funktionieren dabei in ähnlicher Weise, wie die am Ende des letzten Kapitels beschriebenen Experimentalsysteme. Allerdings können sie auch nur als solche genutzt, beziehungsweise gelesen werden, wenn die eigene Haltung

⁵⁰ <http://www.beautifulagony.com> (verifiziert am 01.08.2012).

⁵¹ Die Kamera sollte von oben filmen und lediglich das Gesicht bis knapp über die Brust darstellen.

⁵² „Mit dem Rechner ist ein nonlineares Medium auf den Plan getreten, das gleichsam als Bindung nicht-linearer Narrationen fungieren kann. Es lassen sich mit ihm bildhaft gesprochen, Zettelkästen erstellen, deren Kärtchen in verschiedenen Reihenfolgen angeordnet werden können, ohne dass man sich Sorgen machen muss, es könnten Zettel herausfallen oder verloren gehen.“ Hülswitt, T., 2011, 23.

⁴⁷ Fragebogen „kissandsurrender“ (vgl. Anhang D Barth, 2012).

⁴⁸ Fragebogen „givemehardlove“ (vgl. ebd.).

⁴⁹ Fragebogen „theplaything“ (ebd.).

„die Prinzipien der Nichtlinearität und der Kombinatorik“ (Prorombka, 2011, 150) mit einschließt und somit eine alternative Nutzungsweise erst ermöglicht.

Das Potential der Lustblogs liegt im foucaultschen Sinne also nicht darin, sie auf ihre tiefere Wahrheit hin zu untersuchen, also (im linearen) verstehen zu wollen, welcher Mensch sich hinter dem Blog verbirgt, sondern das heterogene Lustkonglomerat zu nutzen, um aus den viabel erscheinenden, medialen Versatzstücken die eigene Lustbiografie weiter zu entwickeln. Der Mehrwert der Bilder für den Einzelnen liegt in der

„[...] polysemantischen Kraft, die den Bildern innewohnt und den kontroversen Diskussionen, die man darum mit anderen führen kann. [...] Darin erschloss sich mir die verbindende Kraft eines Bildes, welches beim gemeinsamen Betrachten durchaus beide Seiten inspirieren kann, ohne dass es die dogmatische Idee verfolgt in unterschiedlichen Personen dieselben Gedanken zu wecken. Viel intensiver erscheint mir doch der Austausch über die Heterogenität der Gedanken zwischen der Homogenität des Gefühls. So entsteht manchmal eine zarte Form von Nähe und Zugehörigkeit in einem Konglomerat der Vielfalt.“ (Barth, 2012, 10f)

Lustblogs als Möglichkeitsmotor für einen selbstbestimmten Umgang mit der eigenen Sexualität

„[...] ich glaube diese sehr intuitive, assoziative, impulsive Umgangsweise mit Bildmaterial; dieses Collagieren, dieses Patchworkartige, dieses intuitive, visuelle Album oder Tagebuch; also dieses Prinzip kann schon sehr gut funktionieren, wenn es darum geht jemanden über sich nachdenken zu lassen oder jemanden Dinge bewusst zu machen oder seine Sexualität weiter zu denken oder zu differenzieren.“ (K., P., 2012)

Durch den regelmäßigen, intuitiven, reflexiven und gestalterisch produktiven Umgang mit Facetten der eigenen Sexualität und deren vielfältigen Visualisierungsoptionen, ermöglichen die Tumblr Lustblogs neue Blickwinkel auf den eigenen Körper und dessen Variabilität.

„Ich habe mich schon seither in Posen fotografiert, wo ich vorher gar nicht auf die Idee gekommen wäre, das auszuprobieren. Einfach irgendwie die Lust ein spannendes Bild zu produzieren.“ (K., P., 2012)

“I’ve learnt to love parts of my body I didn’t give much credit to before.”⁵³

“I decided to start posting images to try to find things I like about myself. (...)

It has really changed how I feel about my body. I know it’s far from perfect, but I’ve gained a better perspective and been treating myself better.”⁵⁴

Die medial gestalterische Erprobung eigener Identitätsfacetten hat nicht nur Rückwirkung auf den Wahrnehmungs- und Erfahrungsraum der virtuellen Realität. Vielmehr kommt es zu einer

„[...] schwellenlose[n] Verschaltung von ‚virtueller‘ und ‚realer‘ Welt, durch die beide Seiten gleichzeitig unter Strom gesetzt werden.“ (Prorombka, 2011, 150)

Dies ist, wie eben schon erwähnt, im Hinblick auf die Wahrnehmung und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körperschema zu beobachten, lässt sich jedoch auch für die individuelle, sexuelle Exploration vermuten.

“I have become much more open with my own very open sexual bend. I just allow me to be me now. Also i have become much more tolerant of gender issues, gay, lesbian and trans folks. It has opened up a huge big world to me.”⁵⁵

“It’s helped mine and my partner’s sex life too because we are inspired by Tumblr and therefore explore new styles. I feel I can be honest on Tumblr, because they are being honest like me.”⁵⁶

Durch das authentische, öffnende Potenzial der Lustblogs und die Nähe zum Autor kann die kontroverse, virtuelle Be- und Verarbeitung des eigenen Sexuellen durchaus auch Anknüpfungsmomente für die reelle, alltagsweltliche Auseinandersetzung mit der Thematik bieten.

„Im Laufe der Arbeit am Blog veränderten sich simultan meine Bezüge zum Sexuellen, zum Eigenen und zu meinem diskursiven Verständnis davon. Die Erfahrungen mit den Menschen, mit denen ich unmittelbar mein Leben teile, bereichern und beleben die Vielfalt meiner Darstellungen. Gleichzeitig intensivieren sich auch meine Beziehungen weil ich für

53 Fragebogen „the plaything“ (vgl. Anhang D Barth, 2012).

54 Fragebogen „kissandsurrender“ (ebd.).

55 Fragebogen „thesensual starfish“ (ebd.).

56 Fragebogen „theplaything“ (ebd.).

das *Eigene* eine Sprache und eine visuelle Ausdrucksform gefunden habe, die eine spielerische Selbstverständlichkeit im offenen Umgang mit dem Thema zulassen.“⁵⁷

Das Tumblr Archiv⁵⁸, über welches jeder Blog verfügt, ermöglicht im selbstnarrativen Prozess immer wieder auch die Rückschau auf vergangene Darstellungen und lädt dazu ein sich mit der eigenen Lust reflexiv zu beschäftigen. Durch die Visualisierung lassen sich eventuell intuitiv gebloggte Lustfacetten bewusster wahrnehmen, klarer differenzieren und weiter denken.

„Nach einem Jahr Bloggen und Intensivreflexion ist mir auch ganz klar, dass ich als Lustmensch niemals fertig bin oder mir irgendwann meiner Sexualität in Gänze bewusst sein werde. Wie mein Blog auch intuitiv visualisiert, befindet sich meine Lust immer im Prozess und die Darstellungen, die ich wähle, verändern sich sowohl im intensiven Kontakt mit Menschen, als auch durch Eindrücke, emotionale Umschichtungen, im Kontext neuer Herausforderungen oder einfach nur so, weil ich wissen will, was *Dieses* oder *Jenes* mit mir macht.“⁵⁹

Die Sichtbarkeit der *Lustblogosphäre* im medialen Raum ist ähnlich gering, wie die allgemeine Wahrnehmung differenzierter, positiv orientierter, sexueller Darstellungen. Dabei ermöglichen genau diese Bilderräume sowohl für Produzenten, als auch für Rezipienten einen Projektions- und Reflexionsrahmen für die eigenen sexuellen Konstrukte. Spannend erscheint mir die Idee, die in den Lustblogs gestalteten und gefundenen Bilder im Spannungsfeld von pornografischen Darstellungen und eigener sexueller Exploration kontrovers zu diskutieren. Auch im sexualpädagogischen Kontext halte ich eine entsprechend erweiternde Auseinandersetzung außerhalb der verkürzten Debatten um Pornografie und Jugendschutz für äußerst relevant.

Literatur

- Arzt, I., 2010. Das Durcheinandertagebuch. In: taz, 09.04.2010.
- Barth, F., 2012. „Meine Lust mach ich mir selbst“. Mediale Möglichkeitsräume für eine kontroverse Auseinandersetzung mit selbstbestimmter Sexualität. Historische Blicke. Postmoderne Labore. Hildesheim, Unveröffentlichte Diplomarbeit.
- Beck, A., 2005. Das Schwellkörpersystem der Frau als dreidimensionales Modell. In: *Sexuologie*, 12 (3–4), 105–119.
- Beck, A., 2006. „Schlaf mit wem du willst!“ Effi Briest als Unterrichtsabenteuer. In: Voß, R. (Hg.). *LernLust und EigenSinn. Systemisch konstruktivistische Lernwelten*. Heidelberg, Carl-Auer Verlag.
- Beck, A., 2008. *Kunstpädagogik in der sexuellen Bildung*. In: Bernike-Schmidt, R., Sielert, U. (Hg.). *Handbuch Sexualpädagogik/Sexuelle Bildung*. Mannheim, Beltz Juventa.
- Beck, A., 2012, Interview 04.01.2012, Oberursel.
- Büffel, St., 2005. Nachlese ZKM-Tagung (III): Blogger und Wissenschaftler – Zwei Kommunikationskulturen? <http://www.media-ocean.de/2005/09/25/nachlese-zkm-tagung-iii-blogger-und-wissenschaftler-zwei-kommunikationskulturen/> (verifiziert am 27.07.2012).
- Calvert, C., 2000. *Voyeur Nation. Media, Privacy, and Peering in Modern Culture*. Boulder.
- Deutsche Shell (Hg.), 2000. *Jugend 2000*. 13. Shell Jugendstudie. Opladen, Leske + Budrich.
- Diemand, V., 2007. Gesicht wahren im Web 2.0 – Blogs zwischen Authentizität und Inszenierung. In: Diemand, V., Mangold, M., Weibel, P., (Hrsg.), 2007.
- Diemand, V., Mangold, M., Weibel, P. (Hg.), 2007. *Weblogs, Podcasting und Videojournalismus – Neue Medien zwischen demokratischen und ökonomischen Potentialen*. Mannheim, Heise Zeitschriften Verlag.
- Foerster, H. v., Pörksen, B., 2008. *Wahrheit ist die Erfinder eines Lügners. Gespräche für Skeptiker*. Heidelberg, Carl-Auer Verlag.
- Hülswitt, T., 2011. *Handbuch des Nonlinearen Erzählens*. Hildesheim, Edition Paechterhaus.
- K., P., 2012, Name anonymisiert, Interview 13.04.2012, Hamburg.
- Keupp, H., 2009. Identitätskonstruktionen in der spätmodernen Gesellschaft – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen. In: Theunert, H. (Hg.). *Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien*. München, kopaed.
- Porombka, St., 2011. *Schreiben unter Strom. Experimentieren mit Twitter, Blogs, Facebook & Co*. Mannheim, Duden.
- Reißmann, O., 2011. Das Jahr des Tumblr. In: *Der Spiegel*, 31.12.2011.
- Rheinberger, H.-J., 2006. *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*. Göttingen, Wallstein.
- Schmidt, J., 2006. *Weblogs. Eine kommunikationssoziologische Studie*. Konstanz, UvK.
- Schorb, B., 2009. *Mediale Identitätsarbeit: Zwischen Realität, Experiment und Provokation*. In: Theunert, H. (Hg.). *Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien*. München.
- Sooke, 2012, Interview 03.03.2012, Witten.
- Strauss, St., 2011. *Pro Homo*. In: *Berliner Zeitung* vom 19.04.
- Voß, R. (Hg.), 2006. *LernLust und EigenSinn. Systemisch konstruktivistische Lernwelten*. Heidelberg.
- Witzke, M., 2009. *Mediale Selbstausdruck: Thematisierungs-*

⁵⁷ Barth, F., 2012, 11.

⁵⁸ Beispielsweise www.skopophilia.tumblr.com/archive (verifiziert am 02.08.2012).

⁵⁹ Barth, F., 2012, 12.

und Kommunikationspotenziale im Kontext von identitätsbildenden Prozessen. In: Theunert, H. (Hg.). Jugend

– Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien. München.

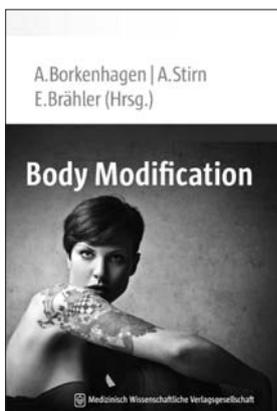
Autorin

Franziska Barth, Dipl. Kulturwissenschaftlerin, Laagweg 4, 07973 Greiz, web: www.streifenblicke.de, e-mail: franziskaba@gmx.de



Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge 62 / 2013 Sonderheft: Geschlecht – Sexualität. Erkundungen in Feldern politischer Praxis Herausgegeben von Beate Binder, 168 S., Broschur, 14,90 €

Geschlechter-Gerechtigkeit, Anerkennung sexueller Diversitäten, Antidiskriminierungsarbeit – diese Ziele haben sich gegenwärtig verschiedenste Initiativen, Projekte und Institutionen auf die Fahnen geschrieben. Sie organisieren Bildungs-, Beratungs- und Unterstützungsangebote und informieren die Öffentlichkeit über geschlechtliche und sexuelle Diskriminierung und Ausgrenzung. Die vorliegenden Beiträge befragen dieses Feld alltäglicher politischer Praxis: Wie werden abstrakte Ziele zu konkreter Praxis? Mit welchem Selbstverständnis agieren Personen in diesem Feld? Welches Wissen wird für die Interventionen in die gesellschaftliche Geschlechter-Ordnung genutzt?



Borkenhagen | Stirn | Brähler (Hrsg.), Body Modification MWV Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin 2014, 317 Seiten, 51 Abb., 11 Tab., Softcover, 39,95 €

Das gesamte Spektrum der Körpermodifikationen

Die klassischen Formen der Körpermodifikationen, wie Piercings, Tattoos oder Bodybuilding, sind inzwischen allgegenwärtig. Mittlerweile werden medizinisch-ästhetische Eingriffe von (minimalinvasiven) Schönheitschirurgischen oder gewichtsreduzierenden Maßnahmen bis hin zu Penisverlängerungen oder Amputationen immer populärer.

Dieses Werk setzt sich erstmals aus dem Blickwinkel der Psychologie und Medizin mit dem teils schwer nachvollziehbaren Phänomen der Körpermodifikationen auseinander. Das Buch nähert sich – wissenschaftlich fundiert – den gängigen Formen und Ausprägungen, den Risiken und Nebenwirkungen, den psychischen und medizinischen Aspekten, der rechtlichen Situation sowie dem kulturgeschichtlichen Hintergrund der äußerst heterogenen Körpermodifikationen.

Mit einem durchgehend praxisorientierten Ansatz bietet das Werk konkrete Informationen für alle Ärzte und Therapeuten bei der Beratung und Behandlung ihrer Klienten bzw. Patienten.

Sexualität als Wegbereiter zum Urologen

Berlin, 24.10.2013. Die Ejaculatio praecox ist unabhängig von der Altersgruppe eine der häufigsten sexuellen Funktionsstörungen des Mannes [1]. Dennoch spielt sie im öffentlichen Bewusstsein bisher eine untergeordnete Rolle. Und das, obwohl die Betroffenen häufig einem großen Leidensdruck ausgesetzt sind und Männergesundheit im Jahr 2013 in aller Munde ist. Ursachen, Formen und Therapie der Ejaculatio praecox, der Stand der Männergesundheit im Jahr 2013 und eine erfolgreiche Arzt-Patienten-Kommunikation zu sexuellen Themen waren Inhalte eines Symposiums von Berlin-Chemie im Rahmen des diesjährigen Kongresses der DGU.

Studien zeigen, dass etwa jeder 5. Mann von Ejaculatio praecox betroffen ist. Anders als beispielsweise erektile Dysfunktion tritt die Ejaculatio praecox (EP) jedoch unabhängig vom Alter auf [1]. Doch durch Scham und fehlendes Wissen über Behandlungsoptionen meiden die betroffenen Männer in vielen Fällen selbst dann den Arztbesuch, wenn sie einen hohen Leidensdruck verspüren [2].

Sexualität ist ein Zugang zur Männergesundheit

„Männer sind in gesundheitlichen Fragen eindeutig benachteiligt.“, sagt Prof. Theodor Klotz, Weiden, und führt aus: „Während junge Frauen durch Vorsorge und Kontrazeptiva quasi automatisch zum Gynäkologen kommen, gibt es bei Männern keine relevanten Untersuchungen in jüngeren Jahren.“ Dadurch fehle jungen Männern zwischen 15 und 30 Jahren häufig ein medizinischer Ansprechpartner. Dies habe sich auch durch den Schub, den die Männergesundheit in den letzten 20 Jahren bekommen hat, nicht geändert. Denn dieser kam vor allem durch die Einführung von Behandlungsmöglichkeiten der erektilen Dysfunktion und war somit eher für ältere Männer folgenreich.

Doch auch für jüngere Männer gilt, dass Sexualität ein Zugang zur Männergesundheit sein kann. Schon Teenager haben diesbezügliche häufig viele Fragen. „Hier können wir Urologen tätig werden und Ansprechpartner für Männer und Jungen ab 15 Jahren werden“ ist sich Klotz sicher.

Lebenslange oder erworbene EP – Unterscheidung bedeutend für Therapieerfolg

Bei Männern unter 60 Jahren ist die Ejaculatio praecox die häufigste sexuelle Funktionsstörung [1,3]. Für eine erfolgrei-

che Therapie ist die Unterscheidung zwischen der primären (lebenslangen) und der sekundären (erworbenen) Form der Ejaculatio praecox wichtig. Die lebenslange EP tritt unabhängig vom Alter oder der sexuellen Situation auf, beispielsweise auch bei der Masturbation. Etwa 60% der Männer mit vorzeitigem Samenerguss sind von dieser Form betroffen [4]. Studien assoziieren eine teilweise veränderte Sensibilität bestimmter Serotonin-Rezeptoren, wie eine Hyperfunktion des 5-HT_{1A}-Rezeptors und eine Hypofunktion des 5-HT_{2C}-Rezeptors. Zusätzlich assoziieren Studien einen Polymorphismus des 5-HT-Transporters bei dieser Ausprägung der EP [5,6].

Im Unterschied zur primären Form des vorzeitigen Samenergusses tritt die erworbene Form erst nach Jahren eines normalen Ejakulationsverhaltens auf. Diese Form der EP ist häufig Folge einer Erektionsstörung, einer Prostatitis oder Hyperthyreose [7]. „Diese Unterscheidung ist für die Wahl der Therapie bedeutsam: Die lebenslange Form lässt sich gut medikamentös behandeln. Bei der erworbenen müssen immer erst andere Krankheiten ausgeschlossen bzw. diese zuerst therapiert werden“, erläutert Dr. Thomas Kreutzig, Koblenz.

Medikamentöse Therapie bei Ejaculatio praecox

Medikamentös steht den Behandlern bisher nur eine zugelassene Option bei Ejaculatio praecox zur Verfügung: Der kurzwirksame Serotonin-Wiederaufnahmehemmer Dapoxetin (Priligy®) wurde extra für die bedarfsgerechte EP-Behandlung entwickelt. Der Wirkstoff zeichnet sich durch spezielle pharmakokinetische Eigenschaften aus: Er wird schnell absorbiert, hat eine kurze initiale Halbwertszeit von ca. 90 Minuten und wird rasch vom Körper ausgeschieden [8,9]. In fünf klinischen Phase-III-Studien mit über 6.000 Patienten wurden die Wirksamkeit und Verträglichkeit von Dapoxetin untersucht [10-13]. Dapoxetin verlängerte die intravaginale Ejakulations-Latenzzeit (IELT) signifikant [10-13].

Dr. Kreutzig betonte, dass es essentiell sei, bereits vor Therapiebeginn mit dem Patienten über seine Erwartungshaltung hinsichtlich der Therapie zu sprechen. Auch ein Follow-up-Termin sei unbedingt zu empfehlen. Bei diesem sollte die Wirksamkeit und die Verträglichkeit der Therapie überprüft werden. Schließlich könnte bei Bedarf, unter Berücksichtigung der Fachinformation, eine Dosisanpassung von 30 mg auf 60 mg erfolgen [8]. Auch legen die Studiendaten nahe, dass die Verlängerung der IELT mit Fortschreiten der Therapie meist noch zunimmt [4].

Neben einer Verlängerung der IELT kann die Therapie mit Dapoxetin den Männern und ihren Partnerinnen auch zu einer höheren sexuellen Lebensqualität führen. Denn durch die Therapie, konnte der Leidensdruck des betroffenen Mannes und seiner Partnerin reduziert werden [3].

Sexuelle Probleme sind keine „Lifestyle“-Sorgen

Dass diese Faktoren wichtig und sexuelle Probleme mehr als „Lifestyle“-Sorgen seien, erläuterte Prof. Hartmut Bosinski, Kiel. Sexualität befriedige die psychosozialen Grundbedürfnisse nach Bindung, Nähe und Geborgenheit. Störungen hätten daher neben unmittelbaren Auswirkungen auf die Partnerschaft auch mittelbare, negative Folgen wie ein verändertes Selbstbild oder vermindertes Selbstwertgefühl.

Doch sehr häufig geht die Initiative nicht vom Arzt aus. Immerhin 40% der befragten Hausärzte gaben in einer von Bosinski präsentierten Erhebung an, dass der Bereich Sexualität und sexuelle Störungen ausschließlich auf Anfrage des Patienten angesprochen werde. 65% der Befragten fühlen sich nicht oder nur mäßig sicher im Umgang mit Patienten, die eine Sexualstörung haben [14]. Auch wenn es sich um eine relativ kleine und regional begrenzte Befragung handele, ist Bosinski sicher, dass es vielen hausärztlich tätigen Kollegen ähnlich gehe.

Sexualanamnese ist auch im Praxisalltag möglich

Jedoch ist eine richtige und schnelle Sexualanamnese erlernbar, führt Bosinski aus. In die Anamnese eingebettete Fragen nach Sexualität und möglichen Störungen würden von den Patienten als normaler Bestandteil eines ärztlichen

Gesprächs gewertet. Dabei sei vor allem wichtig, dass die Fragen wertungsfrei gestellt und auch die Antworten nicht bewertet werden.

Tipps für das Patientengespräch zu sexuellen Themen bietet auch der Therapie-Leitfaden Ejaculatio praecox. Der kompakte Leitfaden wurde für den Praxisalltag konzipiert und von Experten aus unterschiedlichen Fachrichtungen (Urologie, Andrologie, Psychologie, Sexualmedizin) erstellt. Er enthält Fragen für eine zielführende Anamnese und rasche Diagnose des vorzeitigen Samenergusses. Darüber hinaus werden die verschiedenen Behandlungsmöglichkeiten bei vorzeitigem Samenerguss aufgeführt. Der Leitfaden kann über den Außendienst von Berlin-Chemie bezogen werden.

Quelle

Industrie-Symposium „Sex in der urologischen Praxis“ – von Prävention bis Kommunikation im Rahmen der 65. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Urologie e. V. (DGU), Dresden, 26. September 2013 (Veranstalter: Berlin-Chemie)

Referenzen

1. Porst H et al., Eur Urol 2007;51: 816-23.
2. Brandenburg U et al., Maturitas 2009;63: 124-7 3.
3. Laumann EO et al., JAMA. 1999;281(6): 537-44.
4. McMahon CG et al., J Sex Med 2011, 8: 524-39 5.
5. Waldinger M. J Urol. 2002;168: 2359-67.
6. Janssen PKC et al. J Sex Med. 2009; 6(1): 276-84.
7. Althof SE et al., J Sex Med 2010, 7: 2947-69.
8. Fachinformation Priligy® (Stand Januar 2013).
9. Andersson KE et al., BJU Int. 2006, 97(2): 311-5.
10. Pryor J et al., Lancet 2006, 368: 929-37.
11. Buvat J et al., Eur Urol 2009, 55: 957-67.
12. Kaufman J et al., BJU Int 2009, 103: 651-8.
13. McMahon CG et al., J Sex Med 2010, 7: 256-68.
14. Cedzich D, Bosinski H, Sexuologie 2010, 4: 135-47.



Sexuelle Präferenzstörungen in der Urologischen Sprechstunde

Franca Genest, Ahmed Magheli, Stephanie Roll, Wolfgang von Pokrzywnitzki, Klaus M. Beier

Sexual Preference Disorders in Urologic Consultations

Abstract

Clinical experience over the last decades has shown that sexual preference disorders can lead to sexual dysfunction. They may also negatively affect partnership and sexual life. Although this is a common theory in sexual medicine, very limited data on this important subject has been published so far. Our study explores the connection between erectile disorders (ED) and sexual paraphilias and their influence on existing partnerships in men who sought help for ED at the urological outpatient clinic of the Charité – University Clinic of Berlin. These men took part in face-to-face interviews and completed the „Fragebogen zum sexuellen Erleben und Verhalten“ (FSEV) questionnaire.

We found that the majority of patients with ED (N = 36) manifested either a paraphilia without significant distress (N = 18) or with significant distress (N = 8). This fact alone is significant, because 14 out of 36 patients reported sexual preferences with potential danger for others (i.e. exhibitionism, frotteurism, pedophilia, hebephilia). These outcomes suggest the need to specifically address these problems during urological/andrological assessment for ED.

Correlations indicate that the extent of the partnership impairment is more frequently connected with the severity of the sexual preference disorder than with ED. Thus the patients seemed to be more concerned about their impaired partnership than their sexual disorder.

Our data suggests that in patients with ED and a solid relationship status intervention options for both, the ED and the potential sexual preference disorder should be offered.

Keywords: Sexual preference disorder, Erectile disorder, Partnership, Urology, Sexual medicine

Zusammenfassung

Klinische Erfahrungen in der Sexualmedizin zeigen, dass sexuelle Funktionsstörungen im Gefolge sexueller Präferenzstörungen auftreten und die sexuelle und partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit der Betroffenen beeinträchtigen können. Daten hierzu sind bislang kaum erhoben worden. In der vorliegenden Studie wurde eine Population, die die andrologische Sprechstunde in der Urologischen

Hochschulambulanz der Charité aufgesucht hatte, mittels des Fragebogens zum sexuellen Erleben und Verhalten (FSEV) im Rahmen einer strukturierten Sexualanamnese (SSA) untersucht, um diesbezügliche Daten zu erfassen.

Dabei zeigte sich, dass der größere Anteil von Patienten, die wegen einer Erektionsstörung befragt wurden (N = 36), entweder eine Besonderheit der sexuellen Präferenz ohne Leidensdruck (N = 18) oder mit Leidensdruck aufwiesen (N = 8). Dies ist deshalb von erheblicher Bedeutung, weil bei 14 von 36 befragten Männern eine Präferenzbesonderheit mit potentieller Fremdgefährdung (i.e. Exhibitionismus, Frotteurismus, Pädophilie oder Hebephilie) vorlag. Mit Blick auf dieses Indikationsgebiet lässt sich ableiten, dass der Männerheilkunde (Andrologie/Urologie) ein viel höherer Stellenwert zukommen müsste als dies bisher der Fall ist.

Korrelationsanalysen ergaben Anhaltspunkte dafür, dass weniger die Schwere der Erektionsstörung als das Ausmaß der partnerschaftlichen Beziehungsbeeinträchtigung mit der Schwere der sexuellen Präferenzbesonderheit in Zusammenhang stehen könnte. So scheinen die Betroffenen weniger sexuell als partnerschaftlich unzufrieden zu sein. Bei bestehender Partnerschaft ergeben sich dann Interventionsmöglichkeiten, die sowohl Einfluss auf die sexuellen Funktionsstörungen als auch auf die sexuellen Präferenzbesonderheiten haben könnten.

Schlüsselworte: Sexuelle Präferenzstörung, Erektionsstörung, Partnerschaft, Urologie, Sexualmedizin

Einleitung

Die sexuelle Präferenzstruktur manifestiert sich bei jedem Menschen auf drei Achsen:

- Hinsichtlich des präferierten Geschlechts des Sexualpartners (männlich und/oder weiblich),
- hinsichtlich des präferierten Alters des Sexualpartners (nicht das kalendarische Alter, sondern das körperliche Entwicklungsalter: Kindlich, jugendlich, erwachsen) und
- hinsichtlich der präferierten Art und Weise sexueller Interaktionen (Initiative des Sexualpartners, Praktiken etc.) (vgl. Beier, 2010; Ahlers, 2010; Beier et al., 2005).

Dabei gilt, dass sich die Sexualstruktur im Jugendalter konstituiert und in ihren grundsätzlichen Merkmalen lebenslang bestehen bleibt und nicht mehr veränderbar ist. Dies schließt eine Unveränderbarkeit spezieller sexueller Neigungen ein, die sich ebenfalls im Jugendalter manifestieren und die sexuelle Präferenzstruktur teilweise oder sogar vollkommen kennzeichnen können.

Genau jene individuellen Manifestationsformen auf den genannten drei Achsen entscheiden dann darüber, auf welche Reize jeder Einzelne sexuell ansprechbar ist, so dass sich schon hieraus ein großes Spektrum prinzipiell resultierender Möglichkeiten ergibt. Wichtig ist allerdings, dass mit dem individuellen Erregungsmuster die größte Intensität an Lustgewinn erreichbar ist, so dass sich hierdurch ganz wesentlich das sexuelle Erleben bestimmt. Das bedeutet aber zugleich, dass die von dem individuellen Muster abweichenden sexuellen Reizsignale keine vergleichbare Lustintensität zu entfalten vermögen – auch wenn dies von den Betroffenen möglicherweise sehnlich gewünscht wird. Ein Mann, der sexuell auf das weibliche Geschlecht orientiert ist (Achse 1), dabei auf die erwachsene Entwicklungsform (Achse 2) und in der Interaktion aber auf die Füße der Frau (Achse 3), wird durch koitale Intimität mit einer Frau bei weitem nicht den Lustgewinn erfahren, wie wenn er sich ihren Füßen zuwenden würde, was von dem sexuellen Präferenzmuster der Partnerin (erheblich) abweichen kann (vgl. Beier, 2010; Beier et al., 2005).

Unter Störungen der sexuellen Präferenz (Paraphilien) werden aus sexualmedizinischer Sicht Störungsbilder verstanden, bei denen die Betroffenen unter von der Norm abweichenden sexuellen Impulsen leiden, die Bestandteil ihrer sexuellen Präferenzstruktur sind (vgl.

American Psychiatric Association 2000; Beier, 2010; Dilling et al., 2000; Saß et al., 2000). Personen, welche diese Neigungen aufweisen, jedoch nicht unter ihnen leiden, werden nicht als gestört, krank oder behandlungsbedürftig angesehen, solange sie weder andere noch sich selbst durch ihre abweichenden sexuellen Bedürfnisse beeinträchtigen oder gefährden. **Tabelle 1** gibt einen Überblick über die wichtigsten Störungen der Sexualpräferenz (Paraphilien) nach DSM-IV-TR (APA, 2000) / ICD-10 (WHO, 1993; vgl. American Psychiatric Association, 2000; Dilling et al., 2000)

Ersten epidemiologischen Daten zufolge ist die Prävalenz paraphiler Neigungen höher als bisher angenommen wurde (vgl. Langström & Zucker, 2005; Ahlers et al., 2009). Für den deutschen Sprachraum ergibt sich dies aus den Ergebnissen einer Teilstichprobe der „Berliner Männer Studie“, welche zunächst eine repräsentative Auswahl von 6000 Männern im Alter zwischen 40 und 79 Jahren hinsichtlich des Vorliegens einer Erektionsstörung und der damit verbundenen Auswirkungen auf die Lebensqualität, die Gesundheit und die Partnerschaft untersucht hatte. An diesem ersten Teil der Erhebung nahmen 1915 Männer teil, welche hiernach zu einer ausführlichen sexualwissenschaftlichen Fragebogenerhebung unter Einbeziehung der (dann auch untersuchten) Partnerinnen eingeladen wurden (Schaefer et al., 2003). Die auf diese Weise entstandene Stichprobe umfasste 373 Männer, von denen 63 alleinstehend und 310 partnerschaftlich gebunden waren (darüber hinaus wurden auch 108 Partnerinnen befragt). Diese Daten lassen auf eine mögliche Prävalenz paraphiler Neigungen in der Allgemeinbevölkerung schließen, denn es wurden diesbezüglich die häufigsten sexuellen Erregungsmuster hinsichtlich ihres Auftretens

Tab. 1: Überblick über die Störungen der Sexualpräferenz/Paraphilien nach ICD-10/DSM-IV-TR (vgl. American Psychiatric Association 2000, Dilling et al. 2000)

	Störungen der sexuellen Präferenz ICD-10	Paraphilien DSM-IV
Transvestitischer Fetischismus	F 65.1	302.3
Fetischismus	F 65.0	302.81
Masochismus	F 65.5	302.83
Sadismus	F 65.5	302.84
Voyeurismus	F 65.3	302.82
Exhibitionismus	F 65.2	302.4
Frotteurismus	F 65.8	302.89
Toucherismus	F 65.7	302.9
Pädophilie	F 65.4	302.2
Multiple Störungen der Sexualpräferenz	F 65.6	----
Nicht näher bezeichnete Störungen der Sexualpräferenz / Paraphilien	F 65.9	302.9

in den Sexualphantasien, bei der Masturbation (als Phantasieinhalte) und für das reale Sexualverhalten abgefragt (vgl. Ahlers et al., 2009).

57,6% der befragten Männer kannten eines dieser Erregungsmuster als Teil ihrer Phantasiewelt, 46,9% nutzten diese zur Erregungssteigerung bei der Selbstbefriedigung und 43,9% lebten sie auf der Verhaltensebene aus. Selbst wenn wegen der obligatorischen, nahezu unvermeidbaren Selektionseffekte eine Übertragung dieser Zahlen auf die Allgemeinbevölkerung unzulässig erscheint, ist doch eine Vorstellung über die mutmaßliche Verbreitung zu gewinnen, welche auch Umfang und Vielfalt entsprechender Angebote – etwa der pornographischen Industrie nachvollziehbarer macht (vgl. Beier & Loewit, 2011).

Wie die klinische Erfahrung in der Sexualmedizin zeigt, gibt es eine breite Überlappung zwischen sexuellen Präferenzstörungen und sexuellen Funktionsstörungen, was mit erklärt, warum häufig die sexuelle und partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit der Betroffenen beeinträchtigt sind. Vor diesem Hintergrund ist erwartbar, dass Patienten, die sich wegen sexueller Funktionsstörungen (als präsentiertes Symptom) um eine Behandlung bemühen, möglicherweise darüber hinaus sexuelle Präferenzbesonderheiten aufweisen, die sich wiederum auf die Sexualfunktionen in der beklagten Weise auswirken, ohne dass den Betroffenen dieser Zusammenhang bewusst ist (vgl. Beier, 2010; Ahlers et al., 2009). Daten hierzu sind allerdings bislang kaum erhoben worden.

Methodik

In einer explorativen Querschnittstudie wurden alle Patienten, die im Rahmen der andrologischen Sprechstunde in der Hochschulambulanz der Klinik und Poliklinik für Urologie der Charité – Universitätsmedizin Berlin vom Februar bis zum September 2010 wegen einer Erektionsstörung vorstellig wurden, sexualmedizinisch diagnostisch erfasst, wobei die strukturierte Sexualanamnese (SSA) und der Fragebogen zum sexuellen Erleben und Verhalten (FSEV) für die Datenerhebung sexualmedizinisch relevanter Informationen genutzt wurden. Methodisch handelt es sich um eine standardisierte Sexualanamnese zur assistierten Datenerhebung per Selbstbeantwortung, jedoch unter Anleitung. Damit wurde auch eine Vergleichbarkeit zur Berliner Männerstudie hergestellt, bei der der FSEV ebenfalls zum Einsatz kam (vgl. Ahlers, 2010; Ahlers et al., 2009; Ahlers et al., 2004; Ahlers & Beier, 2000; Ahlers et al., 2002; Ahlers et al., 2008; Englert et al., 2007). Von besonderer Bedeutung waren die Fragen zum Themenkreis sexuelle Funktion und sexuelle Neigung.

Kriteriumsdefinition: Sexuelle Funktion

Dieser Bereich umfasste 11 Fragen zur männlichen sexuellen Funktion, welche sich allesamt auf die letzten 12 Monate beziehen. Darin werden Lust, Erektion, Ejakulation, Orgasmus, Schmerzen und die Gefühlslage erfragt. Dabei bezieht sich jede einzelne Frage noch einmal auf 3 Unterkategorien, angelehnt an das 5 x 3 der Sexualmedizin (vgl. Ahlers et al., 2004):

- **Geschlechtsverkehr (GV):** Das Einführen von Penis in Vagina, oder After
- **Sex ohne Geschlechtsverkehr (Sex ohne GV):** Sexuelle Stimulation bzw. alle sexuellen Praktiken mit einer Partnerin/einem Partner, ohne Einführen von Penis in Vagina oder After.
- **Selbstbefriedigung (SB):** Stimulation der eigenen Genitalien zur sexuellen Erregung.

Der Fragebogen enthielt insgesamt 2 Fragen zur Erektion, betreffend deren Rigidität und Dauer:

Frage 27. Ausreichende Erektion:

Wie oft wird Ihr Penis bei ausreichender sexueller Stimulation steif genug, um beschwerdefrei z.B. folgende sexuelle Aktivitäten durchführen zu können?

Frage 28. Andauernde Erektion:

Wie oft bleibt Ihr Penis solange steif, wie die sexuelle Stimulation andauert?

Hierbei wurde das Ausmaß der Erektionsstörung auf einer fünfstufigen Likert-Skala markiert, die in **Tabelle 2** dargestellt wird.

Hierzu wurden dann noch einige Unterfragen, bezüglich der Dauer der bestehenden Symptomatik gestellt, da nach DSM-IV eine Störung erst dann krankheitswertig ist, wenn sie länger als sechs Monate vorliegt (vgl. American Psychiatric Association, 2000; Ahlers et al., 2002). Hierbei konnte der Proband zwischen den Optionen: „Seit meiner Pubertät/ersten sexuellen Erfahrungen“, oder einem individuellen Zeitraum mit der Angabe von Jahren und/oder Monaten wählen, siehe **Tabelle 3**.

Daraufhin wurde der Proband erneut mittels einer fünfstufigen Likert-Skala nach dem persönlichen Leidensdruck und nach partnerschaftlichen, beruflichen und sozialen Auswirkungen befragt. Auch hier bezieht sich wieder alles auf GV, Sex ohne GV und SB. Im Einzelnen wurden folgende Fragestellungen abgefragt:

Frage 27. c: Wie sehr leiden Sie unter der Häufigkeit, mit

der Ihr Penis bei ausreichender sexueller Stimulation steif genug wird?

Frage 28. c: Wie sehr haben Sie wegen der Häufigkeit, mit der Ihr Penis bei ausreichender sexueller Stimulation steif genug wird, partnerschaftliche, soziale oder berufliche Probleme?

Frage 27. d: Wie sehr leiden Sie unter der Häufigkeit, mit der Ihr Penis solange steif bleibt, wie die sexuelle Stimulation andauert?

Frage 28. d: Wie sehr haben Sie wegen der Häufigkeit, mit der Ihr Penis solange steif bleibt, wie die sexuelle Stimulation andauert, partnerschaftliche, soziale oder berufliche Probleme?

Hinsichtlich der Beeinträchtigung der Erektion wurde hierbei zwischen zwei Kategorien, „EDy“ (i.e. „Erectile dysfunction“) und „EDi“ (i.e. „Erectile Disorder“) unterschieden (vgl. Schaefer et al., 2003). Das bedeutet, dass innerhalb der statistischen Auswertung nur die Männer berücksichtigt wurden, bei denen sich im Verlauf des Interviews herausstellte, dass sowohl deren Erektions-Reaktion selbst gestört ist, als auch, dass bei diesen ein klinisch signifikanter Leidensdruck bestand. Das Vorliegen einer EDi war gegeben,

wenn der Befragte angab niemals/selten/manchmal/oft eine Erektion während *GV und /oder Sex ohne GV und/oder SB* zu haben, oder aufrecht erhalten zu können und zusätzlich das Vorhandensein von subjektivem Leidensdruck bestätigt wurde, oder sich daraus problematische Auswirkungen für den Alltag ergaben, auch hierbei musste einer der Werte *Sehr oft/oft/manchmal/selten* angegeben sein. Ferner musste diese Problematik zumindest schon seit 6 Monaten vorhanden sein, um den DSM-IV Kriterien gerecht zu werden (vgl. Schaefer & Ahlers, 2006).

Kriteriumsdefinition: Sexuelle Neigung

In diesem Teil des FSEV wurden 22 Fragen zur sexuellen Neigung entsprechend den Definitionen der Paraphilien anhand des DSM-IV-TR und ICD 10 gestellt. Wie schon bzgl. der EDi bezogen sich auch alle zur paraphilen Ansprechbarkeit gestellten Fragen auf die letzten 12 Monate – es wurden folgende Neigungen abgefragt:

1. Objekte und Materialien (Gummi, Leder, Latex etc.) im Sinne von Fetischismus

Tab. 2: Innerhalb des angepassten FSEV verwendete fünfstufige Likert-Skala zur Ordinalskalierung der erhobenen Daten

	Niemals	Selten	Manchmal	Oft	Sehr oft
Auf GV	1	2	3	4	5
Sex ohne GV	1	2	3	4	5
Auf SB	1	2	3	4	5

Tab. 3: Innerhalb des angepassten FSEV genutzte Fragestellung bzgl. der Dauer der Beschwerdesymptomatik sexueller Funktionsstörungen b) Seit wann ist das der Fall?

bzgl. GV	O seit meiner Pubertät / ersten sexuellen Erfahrungen.
	O seit ca. _____ Jahren und _____ Monaten.
bzgl. Sex ohne GV	O seit meiner Pubertät / ersten sexuellen Erfahrungen.
	O seit ca. _____ Jahren und _____ Monaten.
bzgl. SB	O seit meiner Pubertät / ersten sexuellen Erfahrungen.
	O seit ca. _____ Jahren und _____ Monaten.

2. Cross-Dressing im Sinne von Transvestitischem Fetischismus
3. Gedemütigt zu werden im Sinne von Masochismus
4. Eine andere Person zu quälen im Sinne von Sadismus
5. Aktives heimliches Beobachten anderer in Intimsituationen im Sinne von Voyeurismus
6. Entblößen in der Öffentlichkeit im Sinne von Exhibitionismus
7. Das Reiben an fremden Personen im Sinne von Frotteurismus
8. Vorpubertäre Kinderkörper im Sinne von Pädophilie
9. Jugendliche Körper im Sinne von Hebephilie
10. Außergewöhnliche sexuelle Praktiken, z.B. Urophilie und Koprophilie
11. Spezielle Partnerwahl, im Sinne von z.B. Nekrophilie, Zoophilie

Auch bei den Fragen zur paraphilen Ansprechbarkeit wurde wieder innerhalb von 3 verschiedenen Kategorien unterschieden:

- **Masturbationsfantasien:** Das bedeutet als Begleitfantastie, d.h. ausschließlich fantasierte sexuelle Handlungen bei der Selbstbefriedigung.
- **Sexuelle Betätigung:** D.h. in tatsächlich realisierten sexuellen Handlungen, die stattfinden, während man alleine ist, z.B. das Anziehen bestimmter Kleidung, oder das Betrachten entsprechender erotischer oder pornografischer Materialien.
- **Sexuelle Kontakte:** In tatsächlich realisierten sexuellen Handlungen vor, an oder mit anderen.

Das entscheidende hierbei war, dass die ersten beiden Kategorien ausschließlich Fantasien enthielten, die dritte Kategorie jedoch schon realisierte sexuelle Kontakte mit einem Partner beinhaltete. Der Proband konnte auf die Frage hin, ob und in welchem Maße er bestimmte Objekte/Praktiken/Partner als sexuell erregend empfindet,

anhand einer fünfstufigen Likert-Skala das bei ihm bestehende Ausmaß markieren, vgl. **Tabelle 4**.

Es wurden wieder Fragen bezüglich der Bestehensdauer der geäußerten Neigung gestellt, hierbei konnte der Proband zwischen „Seit der Pubertät/ersten sexuellen Handlungen“, oder einer individuellen Monats/Jahres-Angabe wählen, wobei wieder nach den 3 Unterkategorien einzeln gefragt wurde.

Die nachfolgenden 3 Unterfragen bezogen sich jeweils auf die Häufigkeit der angesprochenen Inhalte, den persönlichen Leidensdruck und die Beeinträchtigung innerhalb von Partnerschaft/Beruf/Sozialleben, hervorgerufen durch die jeweilige paraphile Ansprechbarkeit:

1. Wie oft kommen diese Inhalte bei Ihnen vor?
2. Wie sehr leiden Sie unter diesen Inhalten?
3. Wie sehr beeinträchtigen diese Inhalte Ihr partnerschaftliches, soziales oder berufliches Leben?

Auch hier antwortete der Proband wieder, indem er eine fünfstufige Likert-Skala benutzte, welche sich auf die 3 Unterkategorien im Einzelnen bezog.

Das Bestehen einer paraphilen Ansprechbarkeit wurde als gegeben angesehen, wenn der Proband auf einer der 3 unterschiedlichen Erlebensebenen den erfragten Inhalt als *wenig*, *mittelmäßig*, *ziemlich* oder *sehr* sexuell erregend empfand. Ein Nichtansprechen auf das dargebotene sexuelle Reizmuster wurde bei dem angegebenen Wert „1: gar nicht“ oder einem angekreuzten „trifft nicht zu“ angenommen (vgl. Ahlers, 2010).

Das Vorliegen einer Paraphilie mit Leidensdruck im Sinne des DSM-IV Katalogs wurde angenommen, wenn eine sexuelle Neigung mindestens vom Wert „3 = mittelmäßig“ in einer der 3 Erlebensebenen angegeben wurde und zusätzlich ein subjektiver Leidensdruck, oder eine Auswirkung auf die sozialen Beziehungen in einem Zeitraum von 6 Monaten aufgetreten waren (vgl. Ahlers, 2010).

Tab. 4: Innerhalb des angepassten FSEV genutzte Likert-Skala zur Ordinalskalierung der abgefragten sexuellen Neigungen und deren Ausprägungsgrades

	Gar nicht	wenig	mittelmäßig	ziemlich	sehr	trifft nicht zu
In Masturbations-Fantasien	1	2	3	4	5	0
bei sexueller Betätigung:	1	2	3	4	5	0
bei sexuellen Kontakten:	1	2	3	4	5	0

Statistische Analyse

Die Studienpopulation wurde hinsichtlich verschiedener Merkmale, insbesondere aber zur Häufigkeit des Auftretens sexueller Präferenzbesonderheiten, zunächst deskriptiv ausgewertet. Für die Berechnung von Korrelationen wurde eine interferenzstatistische Datenanalyse unter Nutzung des Rangkorrelationskoeffizienten nach Kendall genutzt. Er basiert auf ordinalskalierten Informationen, d.h. es muss kein gleicher Abstand zwischen benachbarten Rängen unterstellt werden (vgl. Fahrmeier et al., 2009).

Ergebnisse

Berichtet wird im Folgenden über 36 Patienten, die im Untersuchungszeitraum (Februar bis September 2010) in der Hochschulambulanz für Urologie der Charité vorgestellt wurden und bei denen die Kriterien einer Erektionsstörung erfüllt waren. (Insgesamt wurden jedoch 46 Patienten befragt, drei wurden aufgrund zu vieler fehlender Daten ausgeschlossen und sieben erfüllten die vorgegebenen Kriterien einer Erektionsstörung nicht [11]). Die Patienten waren zwischen 27 und 76 Jahren alt, das Durchschnittsalter betrug 54,92 Jahre.

Abbildung 1 zeigt die Altersverteilung der befragten Studienteilnehmer, von denen sich lediglich 4 nicht in einer aktuellen partnerschaftlichen Beziehung befanden.

Tabelle 5 zeigt, dass der größte Anteil der Patienten entweder eine paraphile Ansprechbarkeit (PA) oder

eine Paraphilie mit Leidensdruck (PAL) aufwiesen, im Gegensatz zu den 10 Probanden, die keine paraphile Ansprechbarkeit (KPA) aufwiesen. Bei 14 der Betroffenen muss sogar im Zusammenhang mit der paraphilen Ansprechbarkeit von einer potentiellen Fremdgefährdung ausgegangen werden (Exhibitionismus, Frotteurismus, Pädophilie, Hebephilie).

Abbildung 2 zeigt, dass Betroffene mit einer paraphilen Ansprechbarkeit häufiger Lust auf koitale Intimität hatten und Abbildung 3 informiert darüber, dass diese Gruppe auch häufiger Lust auf masturbatorische Aktivität hatte.

Der überwiegende Teil aller Untergruppen (8 der KPA, 14 der PA und 6 der PAL) war mit dem Sexualleben derzeit nicht zufrieden, egal ob Single, oder in einer Partnerschaft, vgl. Tabelle 6.

Die Mehrheit in allen Untergruppen gab jedoch an, in der aktuellen Partnerschaft zufrieden zu sein (8 der KPA, 9 der PA und 7 der PAL, vgl. Tabelle 7).

Die Mehrheit aller Gruppen ist in sexueller Hinsicht in der Partnerschaft, aber auch im Singleleben unzufrieden (8 der KPA, 12 der PA, 5 der PAL, vgl. Tabelle 8).

Die Korrelationsanalysen zeigten Tendenzen hinsichtlich eines negativen Zusammenhangs zwischen Ausprägungsgrad der paraphilen Ansprechbarkeit und dem Schweregrad einer Erektionsstörung bei Geschlechtsverkehr. Hiernach ist tendenziell ein hoher Schweregrad der Erektionsstörungen mit einer weniger stark ausgeprägten paraphilen Ansprechbarkeit korreliert. Dies gilt in gleicher Weise bei Vorliegen einer paraphilen Ansprechbarkeit mit Leidensdruck: Die Berechnungen zeigen, dass diese eher mit einem geringeren Schweregrad einer Erektionsstörung korreliert.

Tab. 5: Verteilung paraphilie-assoziiierter Erregungsmuster in den 2 Subgruppen der Patienten – denjenigen ohne Leidensdruck (Paraphiler Ansprechbarkeit – PA) und denjenigen mit Leidensdruck (Paraphile Ansprechbarkeit mit Leidensdruck – PAL); Mehrfachantworten möglich

	PA n = 18	PAL n = 8
Fetischismus	5	3
Transvestitischem Fetischismus	4	1
Masochismus	7	1
Sadismus	8	1
Voyeurismus	8	5
Exhibitionismus	1	1
Frotteurismus	3	1
Pädophilie	1	1
Hebephilie	6	0
Außergewöhnliche sexuelle Praktiken	11	3
Spezielle Partnerwahl	0	0

Abb. 1: Altersverteilung des befragten Gesamt-Patientenkollektivs in Jahren

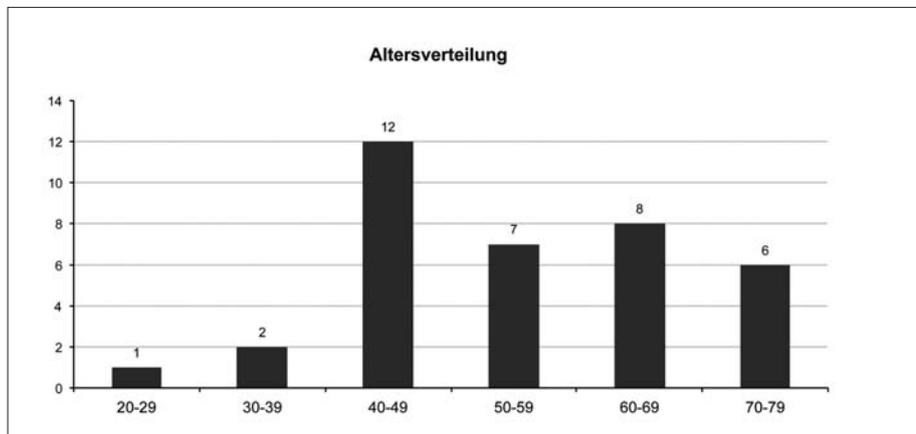


Abb. 2: Verteilung der Antworten auf die Frage nach Lust auf Sex (GV) innerhalb der 3 Subgruppen

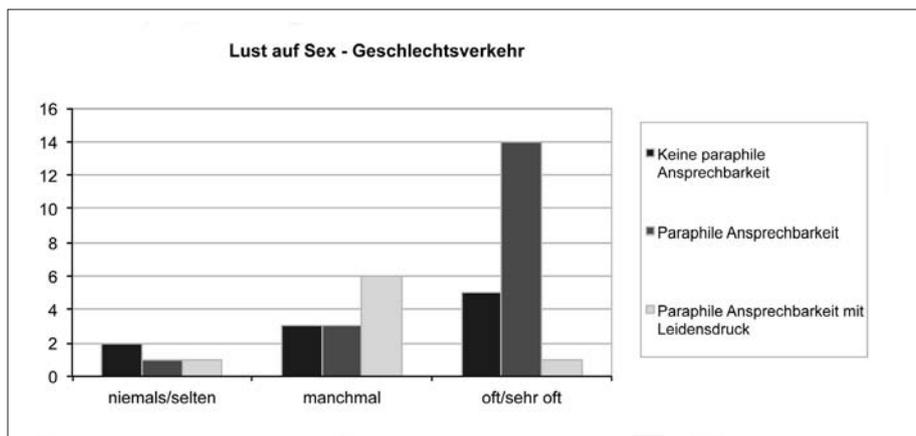
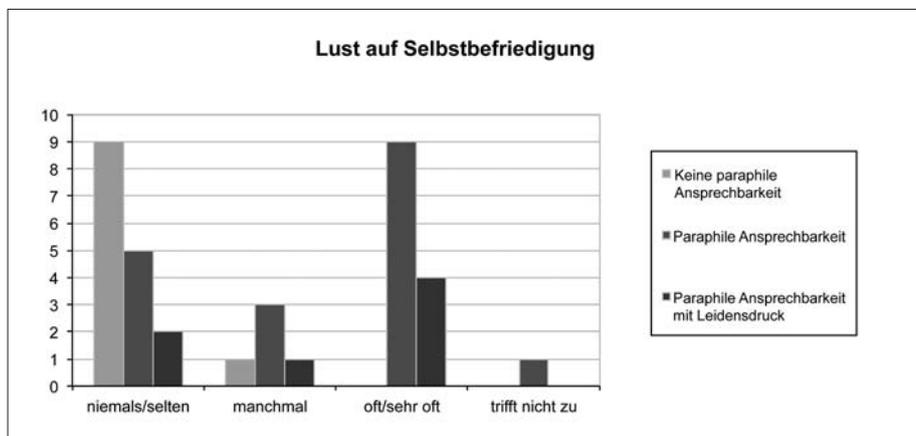


Abb. 3: Verteilung der Antworten auf die Frage nach Lust auf SB innerhalb der 3 Subgruppen



Tab. 6: Verteilung der Antworten innerhalb der 3 Subgruppen auf die Frage, ob sie derzeit mit ihrem Sexualleben zufrieden seien

Zufriedenheit mit dem Sexualleben	KPA n = 9	PA n = 17	PAL n = 8
Gar nicht	6	6	2
Wenig	2	8	4
Mittel	-	2	1
Ziemlich	1	1	1
Sehr	1	-	-

Tab. 7: Verteilung der Antworten innerhalb der 3 Subgruppen auf die Frage, ob sie derzeit mit ihrer Partnerschaft zufrieden seien

Zufriedenheit mit der Partnerschaft	KPA n = 10	PA n = 13	PAL n = 8
Gar nicht	1	1	-
Wenig	-	1	-
Mittel	1	2	1
Ziemlich	3	3	5
Sehr	5	6	2

Tab. 8: Verteilung der Antworten innerhalb der 3 Subgruppen auf die Frage, ob sie derzeit mit ihrer Partnerschaft/Singleleben in sexueller Hinsicht zufrieden seien

Zufriedenheit mit Partnerschaft/Singleleben sein sexuell	KPA n = 10	PA n = 16	PAL n = 7
Gar nicht	5	7	3
Wenig	3	5	2
Mittel	1	3	1
Ziemlich	-	1	-
Sehr	1	-	1

Tab. 9: Ergebnisse der Korrelationsanalysen

	Sexuelle Beziehungszufriedenheit (Korrelationskoeffizient, p-Wert)	Partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit (Korrelationskoeffizient, p-Wert)
Paraphile Ansprechbarkeit (n = 18)	-0,3 (p=0,22)	0,15 (p=0, 54)
Paraphilie mit Leidensdruck (n = 8)	0,2 (p=0,55)	-0,7 (p=0, 056)

Hinsichtlich der Korrelation mit der partnerschaftlichen Zufriedenheit ergaben sich darüber hinaus zwei weitere interessante Tendenzen:

Je mehr die paraphile Ansprechbarkeit ausgeprägt ist, umso niedriger ist die sexuelle Beziehungszufriedenheit, umso höher aber die partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit. Besteht hingegen eine Paraphilie mit Leidensdruck, war die Situation umgekehrt: Die sexuelle Beziehungszufriedenheit war tendenziell höher. Die partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit hingegen war deutlich niedriger (mit einem p-Wert von 0,056 wird aber auch hier das statistische Signifikanzniveau von $p=0,05$ nicht erreicht).

Allerdings ist hier darauf hinzuweisen, dass aufgrund der geringen Stichprobengröße die errechneten Werte

nicht innerhalb des signifikanten Bereichs lagen und man diesbezüglich allenfalls über Tendenzen und die Richtung des Zusammenhangs Aussagen machen kann, vgl. **Tabelle 9**.

Diskussion

Die Mehrheit des Untersuchungskollektivs, immerhin 26 von 36 Patienten, gaben sexuelle Präferenzbesonderheiten an, wobei ein nicht geringer Anteil entweder eine paraphile Ansprechbarkeit mit Leidensdruck aufwies und/oder – das paraphile Erregungsmuster mit potentieller Fremdgefährdung verbunden war. Beides war aber nicht

der Vorstellungsgrund der Betroffenen, sondern wurde erst durch diese Studie in Erfahrung gebracht.

Ganz im Einklang mit den Ergebnissen der Berliner Männerstudie waren auch bei dieser Untersuchung die meisten Probanden sexuell auf das weibliche Geschlecht orientiert. Dies galt auch, wenn eine Pädophilie und Hebephilie festgestellt wurde: Keiner der Befragten gab bei diesen Neigungen das männliche Geschlecht als das bevorzugte an, obschon bekannt ist, dass es die pädophile Neigung auch mit Ausrichtung auf das männliche Geschlecht gibt. Ähnlich wie bei der Berliner Männerstudie ist daher anzunehmen, dass sich unter den Teilnehmern einige Männer befanden, die möglicherweise eine sog. pädophile Nebenströmung aufwiesen, d.h., eine auf Mädchen gerichtete Pädophilie vom nicht ausschließlichen Typus. Das bedeutet, dass diese Männer mit altersähnlichen (und damit erwachsenen) Frauen sexuell erlebnisfähig sind und gleichzeitig eine paraphile Ansprechbarkeit durch vorpubertäre Mädchen verspüren (vgl. Ahlers, 2010).

Männer mit einem ausschließlichen Typus einer Pädophilie (zumal bei Ausrichtung auf das männliche Geschlecht) haben mutmaßlich bei der hier vorliegenden Untersuchung wie auch bei der Berliner Männerstudie kaum bzw. nicht teilgenommen. Bei Personen mit pädophiler Sexualpräferenz vom nicht-ausschließlichen Typus ist wiederum vorstellbar, dass sie über ein geringeres Problembewusstsein und vor allem über einen geringeren Leidensdruck verfügen, eben weil sie mit altersanalogen Partnerinnen oder Partnern sexuell erlebnisfähig sein können (vgl. Beier, 2010).

Allerdings legen die Daten dieser Studie auch den Schluss nahe, dass beim Vorliegen von sexuellen Präferenzbesonderheiten Auswirkungen auf die sexuelle und/oder partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit das Auftreten von Leidensdruck mit erklären können.

Aus klinischer Sicht ist das in hohem Maße nachvollziehbar: Aufgrund der Manifestation paraphiler Impulsmuster in der Jugend und ihrer Unveränderbarkeit im weiteren Lebensverlauf ist es erforderlich, dass die Betroffenen sich mit diesen inneren Erlebensanteilen „arrangieren“ müssen und dadurch mehr oder weniger stark mit Selbstzweifeln konfrontiert sein können. Diese resultieren nicht zuletzt aus der Frage, ob ein Partner/eine Partnerin sie wirklich vollkommen akzeptieren würde, wenn allein die Inhalte der sexuellen Phantasien bekannt wären – also selbst dann wenn deren Verwirklichung gar nicht intendiert wäre. Diese Verunsicherung tangiert die Beziehungsebene so stark, dass bestehende Partnerschaften besonders riskiert sind – zum einen aus Unkenntnis über den Verlauf einer paraphilen Neigung (geht diese zurück, bleibt

sie so oder weitet sie sich noch aus?) oder aber durch ein jahrelanges Verheimlichen (Abschirmen der paraphilen Erlebnisanteile vor der Partnerin), welches dann zu umso größerem Vertrauensverlust führt, wenn die Neigung durch andere Umstände bekannt wird (zunehmend häufiger durch Aufdecken entsprechender Internetaktivitäten des Partners; vgl. Beier, 2010). Sofern aber eine Beziehung besteht und beide Partner ein authentisches Interesse an einer gemeinsamen Perspektive haben, lässt sich mit paarbezogenen Interventionen auch hier die sexuelle und partnerschaftliche Beziehungszufriedenheit verbessern, was eine der zentralen Behandlungselemente der Sexualmedizin darstellt. Dabei sind allerdings vier Faktoren von ausschlaggebender Bedeutung für die Prognose: Der Anteil des paraphilen Musters an der sexuellen Präferenzstruktur, die Wertigkeit des paraphilen Stimulus im inneren Erleben, die Fähigkeit zur Selbstrücknahme sowie das zusätzliche Auftreten sexueller Funktionsstörungen, wobei gerade letzteres wiederum auf eine eigene Symptomatik abstellt, die von den Betroffenen als Vorstellungsgrund benannt wird (vgl. Beier & Loewit, 2011).

Aufschlussreich ist auch die Häufigkeit der Männer mit einer hebephilen Sexualpräferenz (6 von 36), zumal differenzierte Auswertungen aus dem Präventionsprojekt Dunkelfeld nahelegen, dass es nicht wenige Männer gibt, die eine sexuelle Ansprechbarkeit für das frühpubertäre Körperschema aufweisen, darunter leiden, sich in den sozialen Beziehungen beeinträchtigt fühlen und/oder entsprechend dieser Neigung bereits gehandelt haben (durch sexuelle Übergriffe und/oder die Nutzung von Missbrauchsabbildungen). Die meisten dieser Männer meldeten sich im Präventionsprojekt Dunkelfeld durchschnittlich im Alter von 37 Jahren, wussten aber bereits seit dem frühen Erwachsenenalter von ihrer Problematik. Dies spricht für eine hohe Stabilität der Präferenzausrichtung und der Fokus einer primärpräventiven Therapie sollte deshalb auf dem Ziel der vollständigen Verhaltenskontrolle liegen (vgl. http://kein-taeter-werden-ppd.charite.de/das_projekt/; Beier et al., 2009; Beier et al., 2013).

Es ist daher zu wünschen, dass sich das Gesundheitssystem dieser Patientengruppe stärker aufschließt, um präventiv therapeutische Maßnahmen zur Verhaltenskontrolle einleiten zu können, und auf diese Weise ursacherbezogen den Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexuellen Übergriffen und sexueller Ausbeutung zu erhöhen. Dabei geben die Ergebnisse der hier vorgelegten Studie Anlass zu der Annahme, dass mit Blick auf dieses Indikationsgebiet der Männerheilkunde (Andrologie/Urologie) ein viel höherer Stellenwert zukommen müsste als dies bisher der Fall ist.

Literatur

- Ahlers, Ch. J., Beier, K.M., 2000. Strukturierte Sexualanamnese. SSA. Berlin, Pairdata.
- Ahlers, Ch.J., Schäfer, G.A., Beier, K.M., 2002. Fragebogen zum sexuellen Erleben und Verhalten, FSEV. Berlin, Pairdata.
- Ahlers, Ch.J., Schaefer, G.A., Beier, K.M., 2004. Erhebungsinstrumente in der klinischen Sexualforschung und der sexualmedizinischen Praxis. *Sexuologie* 11 (3–4), 74–97.
- Ahlers, Ch.J., Neutze, J., Hupp, E., Mundt, I.A., Konrad, A., Beier, K.M., Schäfer, G.A. 2008. Erhebungsinstrumente in der klinischen Sexualforschung – Teil II. *Sexuologie* 15 (3–4), 82–103.
- Ahlers Ch.J., Schaefer G.A., Mundt I.A., Roll S., Englert, H., Willich S.N., Beier K.M. 2009. How unusual are the contents of paraphilias? Paraphilia-Associated Sexual Arousal Patterns (PASAP) in a community-based sample of men. *J Sex Med.* 8(5), 1362–70.
- Ahlers C.J., 2010. Diss. Paraphilie und Persönlichkeit – Eine empirische Untersuchung zur Prävalenz von Akzentuierungen der Sexualpräferenz und ihrem Zusammenhang mit dem Fünf-Faktoren-Modell der Persönlichkeit“. Berlin.
- American Psychiatric Association 2000. Diagnostic and statistical manual of mental disorders. 4th revised ed. (DSM-IV-TR) APA, Washington DC.
- Beier, K.M., Loewit, K. 2004. Lust in Beziehung. Einführung in die Syndyastische Sexualtherapie. Springer, Heidelberg.
- Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., Loewit, K., 2005. *Sexualmedizin*. (2. Aufl.). Elsevier, München.
- Beier, K.M., Neutze, J, Mundt, I.A., Ahlers, C.J., Goecker, D, Konrad, A, Schaefer, G.A., 2009. Encouraging self-identified pedophiles and hebephiles to seek professional help: first results of the Prevention Project Dunkelfeld (PPD), *Child Abuse Negl.* 33 (8), 545ff.
- Beier, K.M., 2010. Sexuelle Präferenzstörungen und Bindungsprobleme. *Sexuologie* 17 (1–2), 24–31.
- Beier, K.M., Loewit, K., 2011. *Praxisleitfaden Sexualmedizin. Von der Theorie zur Therapie*. Springer, Berlin, Heidelberg
- Beier, K.M., Amelung, T. Kuhle, K., Grundmann, D., Scherner, G., Neutze, J., 2013. Hebephilie als sexuelle Störung. *Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie* 81: 128–137.
- Dilling, H., Mombour, W., Schmidt, M.H., 2000. Internationale Klassifikation psychischer Störungen ICD-10, Kapitel V (F). Huber, Göttingen.
- Englert, H., Schaefer, G., Roll, S., Ahlers, C., Beier, K., Willich, S., 2007. Prevalence of erectile dysfunction among middle-aged men in a metropolitan area in Germany. *Int J Impot Res.* 19 (2): 183–8.
- Fahrmeier, L., Künstler, R., Pigeot, I., Tutz, G., 2009. *Statistik: Der Weg zur Datenanalyse*. Springer, Berlin.
- Langström, N., Zucker, K.J., 2005. Transvestic fetishism in the general population: prevalence and correlates. *J Sex & Marital Ther.* 31: 87–95.
- Saß, H., Wittchen, H.U., Zaudig, M., Houben, I., 2000. *Diagnostischen und Statistisches Manual psychischer Störungen – Textrevision*. Hogrefe, Göttingen.
- Schaefer G.A., Englert H.S., Ahlers Ch.J., Roll S., Willich S.N., Beier K.M., 2003. Erektionsstörung und Lebensqualität – Erste Ergebnisse der Berliner Männer-Studie BMS-I. *Sexuologie* 10 (2–3), 50–60.
- Schaefer G.A., Ahlers C.J., 2006. A discussion of the differential diagnosis of the impaired erection. *Urologe A.* 45 (8): 967–74.
- Schaefer, G.A., Mundt, I.A., Feelgood, S., Hupp, E., Neutze J., Ahlers, C.J., Goecker, D., Beier, K.M., 2010. Potential and Dunkelfeld offenders: two neglected target groups for prevention of child sexual abuse. *Int J Law Psychiatry* 33 (3): 154–63.

Autor_innen

Korrespondenzadresse: Franca Genest, König-Ludwig-Haus, Brettreichstraße 11, 97074 Würzburg,
e-mail: franca_g@yahoo.de
Priv.-Doz. Dr. med. Ahmed Magheli, Klinik für Urologie, Charité-Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte,
Charitéplatz 1, D-10117, Berlin
Dr. Stephanie Roll, Institut für Sozialmedizin, Epidemiologie und Gesundheitsökonomie, Zentrum für
Human- und Gesundheitswissenschaften, Charité-Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte, Luisenstraße 57,
D-10117 Berlin
Prof. Dr. Dr. K.M. Beier, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Zentrum für Human-
und Gesundheitswissenschaften Charité-Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte, Luisenstraße 57,
D-10117 Berlin
Dr. Wolfgang von Pokrzywnitzki, Klinik f. Urologie, Vivantes Klinikum, Am Urban, Dieffenbachstr. 1,
D-10967 Berlin

Angst vor Ablehnung als Risikofaktor für Suizidalität bei homo- und bisexuellen Personen

Lukas Frei, Daniel Regli, Adrian Widmer, Hansjörg Znoj

Acceptance Concerns as a Risk Factor for Suicidality among Gay, Lesbian, and Bisexual People

Abstract

Gay and bisexual persons who are ambivalent about their sexual orientation (internalized homonegativity), who are afraid of being rejected or discriminated against because of their same-sex attraction (acceptance concerns), or who strongly hide their sexual orientation (concealment motivation), appear to suffer more often from pathologies than gay and bisexual persons with whom this is not the case. Meyer (2003) referred to these three processes as proximal minority stress, and acknowledged them as having a central role in respect to suicidality. However, until now there has been almost no empirical data to support this assumption. Our study examined whether a correlation between proximal minority stress and suicidality (suicide ideation, plans, attempts) exists. In an internet survey we questioned 615 gay and bisexual men and women from Switzerland, using the Lesbian, Gay, and Bisexual Identity Scale (Mohr, Kendra, 2011) to identify proximal minority stress. Irrespective of sex, 65% of the survey participants reported suicide ideation, 44% suicide plans, and 14% suicide attempts during their lifetime. For the past year 17% reported suicide ideation, 9% suicide plans, and 2% suicide attempts, with younger people exhibiting higher prevalences. Again, the sex of the participants had no influence. In accordance with Meyer's minority stress model, internalized homonegativity, concealment motivation, and acceptance concerns correlated with suicidality in the past year. However, in a logistic regression only acceptance concerns established themselves as a significant indicator: gay or bisexual persons with strong acceptance concerns reported suicidality during the past year 3.5 times more often than gay or bisexual persons who had only few acceptance concerns.

Keywords: Homosexuality, Bisexuality, Suicidality, Minority Stress

Zusammenfassung

Homo- und bisexuelle Personen, die ihrer sexuellen Orientierung ambivalent gegenüber stehen (internalisierte Homonegativität), die Angst davor haben, aufgrund ihrer gleichgeschlechtlichen Anziehung abgelehnt oder diskriminiert zu werden (Angst vor Ablehnung), oder die ihre sexuelle Orientierung stärker verheimlichen (Verheimlichungsmotivation), scheinen häufiger unter Pathologien zu leiden als homo- und bisexuelle Personen, bei denen dies nicht der Fall ist. Meyer (2003) bezeichnete diese drei Prozesse als proximalen Minoritätenstress und räumte ihnen auch bezüglich der Suizidalität eine zentrale Rolle ein, wozu es bisher aber kaum empirische Daten gibt. Unsere Studie untersuchte, ob zwischen proximalem Minoritätenstress und Suizidalität (Suizidgedanken, -plänen und -versuchen) ein Zusammenhang besteht. In einer Interneterhebung befragten wir 615 homo- und bisexuelle Männer und Frauen aus der Schweiz, wobei wir proximalen Minoritätenstress mit der Lesbian, Gay, and Bisexual Identity Scale (Mohr, Kendra, 2011) erhoben haben. Unabhängig vom Geschlecht berichteten 65% der Umfrageteilnehmenden Suizidgedanken, 44% Suizidpläne und 14% Suizidversuche über die Lebenszeit. Für das vergangene Jahr berichteten noch 17% Suizidgedanken, 9% Suizidpläne und 2% Suizidversuche, wobei jüngere Personen höhere Prävalenzen aufwiesen. Das Geschlecht zeigte wiederum keinen Einfluss. Dem Minoritätenstress-Modell von Meyer entsprechend zeigten internalisierte Homonegativität, Verheimlichungsmotivation und Angst vor Ablehnung einen Zusammenhang zur Suizidalität im vergangenen Jahr. In einer logistischen Regression etablierte sich aber einzig Angst vor Ablehnung als bedeutsamer Prädiktor: Homo- oder bisexuelle Personen mit einer stark ausgeprägten Angst vor Ablehnung berichteten 3.5 Mal häufiger von Suizidalität im vergangenen Jahr als homo- oder bisexuelle Personen, deren Angst vor Ablehnung nur gering war.

Schlüsselwörter: Homosexualität, Bisexualität, Suizidalität, Minoritätenstress

Seitdem die Schweiz im Jahr 1942 gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen unter Erwachsenen legalisierte, hat sich die rechtliche Situation homo- und bisexueller Personen deutlich verbessert (Walser, 2012): 1991 wurde das Schutzalter demjenigen von heterosexuellen Personen angeglichen, 2005 wurde für homosexuelle Paare die eingetragene Partnerschaft eingeführt, und auch bezüglich Adoptionsrechten zeichnet sich zumindest eine teilweise Öffnung ab. Dafür, dass sich homo- und bisexuelle Personen in der Schweiz nicht verstecken müssen, spricht unter anderem der wachsende Anteil der Politiker und Politikerinnen, die offen zu ihrer homosexuellen Orientierung stehen. Auch das alljährlich durchgeführte „Zürich Pride Festival“, mit dem unter anderem für die Rechte von Schwulen, Lesben und Bisexuellen demonstriert wird, hat sich immer mehr zum Volksfest entwickelt und findet breite Akzeptanz. Homosexualität – so der häufig vermittelte Eindruck – wird in der Schweiz selbstbewusst und offen gelebt.

Dieses Bild steht allerdings im Kontrast zu den Befürchtungen und Konflikten, die bei vielen homo- und bisexuellen Personen vorhanden sind. Auch im klinischen Alltag trifft man manchmal auf Menschen, die ihrer homo- oder bisexuellen Orientierung ambivalent gegenüber stehen (*internalisierte Homonegativität*), die Angst davor haben, aufgrund ihrer gleichgeschlechtlichen Anziehung abgelehnt oder diskriminiert zu werden (*Angst vor Ablehnung*), oder die ihre sexuelle Orientierung je nach Kontext verheimlichen (*Verheimlichungsmotivation*). Meyer (2003) geht in seinem Minoritätenstress-Modell davon aus, dass diese Prozesse einen Einfluss auf die psychische Gesundheit von homo- und bisexuellen Personen haben können. Ein entsprechender Zusammenhang wurde bereits von verschiedenen Autoren gefunden (z.B. Cox, Vanden Berghe, Dewaele, Vinke, 2008; Frost, Meyer, 2009; Hatzenbuehler, Nolen-Hoeksema, Erickson, 2008; Kuyper, Fokkema, 2011; Lehavot, Simoni, 2011; Wright, Perry, 2006), allerdings gibt es kaum Ergebnisse bezüglich Suizidalität. In dieser Arbeit soll deshalb anhand einer homo- und bisexuellen Stichprobe untersucht werden, ob internalisierte Homonegativität, Angst vor Ablehnung und Verheimlichungsmotivation einen Zusammenhang mit Suizidalität aufweisen.

Gerade Suizidalität scheint bei homo- und bisexuellen Personen, im Vergleich zu heterosexuellen Personen, deutlich häufiger vorzukommen. In einer internationalen Metaanalyse (King et al., 2008) fiel die Lebenszeitprävalenz für Suizidgedanken bei homo- und bisexuellen Personen um das 2-fache höher aus als bei heterosexuellen Personen. Die Lebenszeitprävalenz für Suizidversuche war insgesamt sogar um das 2.5-fache erhöht, wobei die Unterschiede bei den Männern deutlich ausgeprägter waren (OR = 4.23), als bei den Frauen (OR = 1.62). Eine

weitere internationale Metaanalyse (Marshall et al., 2011), in der Befragungen unter Jugendlichen ausgewertet wurden, zeigte bei homo- und bisexuellen Jugendlichen ebenfalls höhere Raten an Suizidgedanken (OR = 1.96), Suizidplänen (OR = 2.20) und Suizidversuchen (OR = 3.18) als bei heterosexuellen Jugendlichen. Insgesamt waren die Unterschiede bei bisexuellen Jugendlichen (OR = 4.92) um einiges größer als bei homosexuellen Jugendlichen (OR = 1.87), das Geschlecht zeigte in dieser Metaanalyse hingegen keinen Einfluss.

Obwohl es in der Schweiz jährlich zu etwa 1400 Suiziden kommt (Bundesamt für Statistik, 2012), gibt es kaum repräsentative Daten zur Prävalenz von Suizidgedanken, Suizidplänen und Suizidversuchen in der Allgemeinbevölkerung. Die Autoren einer kürzlich veröffentlichten Auswertung von drei Umfragen aus dem Jahr 2002 kamen zum Ergebnis, dass bis zu 20% aller homo- und bisexuellen Männer bereits einen Suizidversuch hinter sich hatten, und dass diese Rate um das 5-fache höher ist als bei heterosexuellen Männern (Wang, Häusermann, Wydler, Mohler-Kuo, Weiss, 2012). Bisherige Suizidgedanken und Suizidpläne sowie Suizidalität in den letzten 12 Monaten waren ebenfalls um das 2-fache erhöht. Leider sind keine Zahlen zur Suizidalität bei homo- und bisexuellen Frauen verfügbar. Die vorliegenden Befragungen wurden außerdem nur in der Westschweiz oder nur unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen durchgeführt, und sie liegen mindestens 10 Jahre zurück.

Eine mögliche Ursache für diese erhöhten Prävalenzen sieht Meyer (2003) im Minoritätenstress. Mit dem Begriff Minoritätenstress ist gemeint, dass ein Individuum aus einer stigmatisierten sozialen Gruppe zusätzlichen Belastungen ausgesetzt ist. Gemäß Meyer ist Minoritätenstress einzigartig (d.h. er kommt zusätzlich zu den allgemeinen Stressoren hinzu, und erfordert einen besonderen Anpassungsaufwand), chronisch (d.h. er bezieht sich auf relativ stabile zugrundeliegende soziale und kulturelle Strukturen) und sozial basiert (d.h. er stammt von sozialen Prozessen, Institutionen und Strukturen jenseits des Individuums). Meyer unterscheidet zusätzlich zwischen distalen und proximalen Stressoren: Distaler Minoritätenstress wird durch externe, objektive Faktoren verursacht (z.B. durch vorhandene Ablehnung, Vorurteile oder Gewalt) und ist unabhängig von der Bewertung des Individuums vorhanden. Proximaler Minoritätenstress entfaltet seine Wirkung hingegen durch interne, subjektive Faktoren (z.B. durch erwartete Ablehnung, durch die Verheimlichung der sexuellen Orientierung oder durch eine negative Bewertung derselben) und ist dadurch von der Bewertung des Individuums abhängig. Gemeinsam ist diesen internen Faktoren zudem, dass sie sich auf die sexuelle Identität einer Person beziehen: Eine Person, die sich als homo- oder bisexuell

identifiziert, kann diese Identität verheimlichen, negativ bewerten, oder sie kann befürchten, aufgrund der Identität abgelehnt zu werden. Einige Autoren sprechen denn auch gar nicht von Minoritätenstress, sondern von der sexuellen Identität (z.B. Kertzner, Meyer, Frost, Stirratt, 2009; Mohr, Kendra, 2011; Wright, Perry, 2006).

Den vermutlich am häufigsten untersuchten Aspekt von proximalem Minoritätenstress stellt internalisierte Homonegativität dar, auch bekannt unter dem Begriff „internalisierte Homophobie“. Damit wird gemäß Plöderl (2005, 24) „die negative Einstellung zur eigenen Homosexualität“ bezeichnet. Meyer & Dean (1998, 161) haben das Konzept als „the gay person’s direction of negative social attitudes toward the self“ umschrieben: Negative gesellschaftliche Einstellungen gegenüber Homosexualität werden von einer homo- oder bisexuellen Person auf die eigene sexuelle Identität übertragen, so dass es im Extremfall zu einer Ablehnung der eigenen sexuellen Orientierung kommen kann. In verschiedenen Studien konnte ein Zusammenhang zwischen internalisierter Homonegativität und der psychischen Gesundheit, insbesondere bezüglich Depression, nachgewiesen werden (z.B. Cox et al., 2008; Frost, Meyer, 2009; Lehavot, Simoni, 2011). Auch zur Suizidalität gibt es einige wenige Ergebnisse: Homo- und bisexuelle Jugendliche, die bisherige Suizidversuche mit ihrer sexuellen Orientierung in Verbindung brachten, wiesen in einer Untersuchung von D’Augelli, Hershberger & Pilkington (2001) vermehrt internalisierte Homophobie auf, und bei einer weiteren homo- und bisexuellen Stichprobe (Plöderl, 2005) ging eine erhöhte internalisierte Homonegativität mit mehr Suizidgedanken im vergangenen Jahr einher. Es existieren diverse Messinstrumente um internalisierte Homonegativität zu erfassen, wobei allerdings kaum Einigkeit darüber besteht, wie das Konstrukt genau definiert und operationalisiert werden soll (Newcomb, Mustanski, 2011; Williamson, 2000). Einige Autoren bemängeln außerdem die Überlappung mit ähnlichen Konstrukten, wie Verheimlichungsmotivation, aber auch mit Depression und Suizidalität, welche zu einer Überschätzung der Zusammenhänge geführt haben könnte (Frost, Meyer, 2009).

Im Gegensatz zu internalisierter Homonegativität stellt die Verheimlichungsmotivation ein wesentlich einfacheres Konzept dar. Homo- und bisexuelle Personen haben die Möglichkeit, ihre sexuelle Orientierung gegenüber ihren Mitmenschen zu verheimlichen. Dahinter steht gemäß Meyer (2003) oftmals die Strategie, negative Konsequenzen zu vermeiden. Obwohl dies durchaus sinnvoll sein kann, dürfte eine Verheimlichung der sexuellen Orientierung mit gewissen Kosten verbunden sein: Homo- und bisexuelle Personen, die ihre sexuelle Orientierung stärker verheimlichten, zeigten in einer Untersuchung von Potoczniak, Aldea & DeBlaere (2007)

mehr soziale Ängstlichkeit und weniger wahrgenommene soziale Unterstützung. Bei einer Stichprobe von lesbischen und bisexuellen Frauen hing die Verheimlichung der sexuellen Orientierung mit mehr Depression und Ängstlichkeit zusammen (Lehavot & Simoni, 2011), und in einer prospektiven Untersuchung von Cole, Kemeny, Taylor & Visscher (1996) hatten schwule Männer nach 5 Jahren vermehrt organische Erkrankungen, wenn sie ihre Homosexualität verheimlichten. Außerdem berichteten homo- und bisexuelle Personen weniger oft über Suizidgedanken im vergangenen Jahr, wenn sie ihrem sozialen Netz gegenüber offener waren (Plöderl, 2005).

Angst vor Ablehnung ist mit der Erwartung verbunden, aufgrund der eigenen sexuellen Orientierung negativ bewertet zu werden und dadurch Ablehnung, Diskriminierung oder Gewalt zu erfahren. Gemäß Meyer (2003) kann diese Erwartung zu einer ständig erhöhten Wachsamkeit führen oder einen Konflikt zwischen der Selbst- und Fremdwahrnehmung zur Folge haben. Bezüglich tatsächlich erlebter Ablehnung gibt es zahlreiche Studien, die einen negativen Einfluss auf die psychische Gesundheit von homo- und bisexuellen Personen aufzeigen konnten (z.B. hinsichtlich Suizidalität: Birkett, Espelage, Koenig, 2009; Plöderl, Fartacek, 2009). Zu den möglichen Auswirkungen von erwarteter Ablehnung existiert hingegen deutlich weniger Forschung, obwohl diese bei Ross (1985) sogar einen stärkeren Zusammenhang zur psychischen Anpassung von homosexuellen Männern zeigte, als die tatsächlich erlebte Ablehnung. Einige neuere Studien stützen die Bedeutung des Konstrukts: Die Erwartung, von anderen Personen stigmatisiert oder abgelehnt zu werden, zeigte bei homo- und bisexuellen Personen einen negativen Zusammenhang zu deren psychischen Gesundheit (Brewster, Moradi, 2010; Cox et al., 2008; Mohr, Kendra, 2011; Talley, Bettencourt, 2011). In einer prospektiven Studie mit schwulen Männern konnte Depression außerdem durch die 18 Monate zuvor erhobene erwartete Ablehnung vorausgesagt werden (Hatzembuehler et al., 2008). Bezüglich Suizidalität ist uns einzig eine unpublizierte Masterarbeit bekannt (Theuninck, 2000), in welcher ein positiver Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Stigmatisierung und der Suizidalität in den letzten 12 Monaten berichtet wurde.

Das Hauptziel unserer Studie war, den bei Meyer (2003) postulierten Zusammenhang zwischen proximalem Minoritätenstress und Suizidalität zu testen. Dazu untersuchten wir, ob internalisierte Homonegativität, Verheimlichungsmotivation und Angst vor Ablehnung mit Suizidalität (Suizidgedanken, Suizidpläne, und Suizidversuche) in den vergangenen 12 Monaten zusammenhängt. Aufgrund des Minoritätenstress-Modells und der bisherigen Forschung erwarteten wir, dass Personen häufiger über Suizidalität in den vergangenen 12 Mona-

ten berichten, wenn sie a) mehr internalisierte Homonegativität, b) mehr Verheimlichungsmotivation oder c) mehr Angst vor Ablehnung aufweisen. Über diese Fragestellung hinaus liefert die Studie aktuelle Daten zur Suizidalität bei homo- und bisexuellen Männern und Frauen aus der Schweiz.

Methode

Durchführung

Für die Datenerhebung wurde auf Unipark (www.unipark.de) eine Online-Umfrage erstellt. Die anonyme Umfrage lief von Anfang Dezember 2012 bis Ende Januar 2013 unter dem Titel „Umfrage zum Wohlbefinden sexueller Minderheiten“. Sie richtete sich an mindestens 16-jährige Personen, die sich entweder sexuell zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlten, sich als lesbisch, schwul oder bisexuell bezeichneten oder bereits gleichgeschlechtlichen Sexualkontakt hatten. Die Teilnehmenden mussten außerdem in der Schweiz wohnhaft sein. Die Streuung der Umfrage erfolgte einerseits über eine Werbeanzeige auf Purplemoon (www.purplemoon.ch), wodurch 6261 Personen erreicht werden konnten. Purplemoon ist eine kostenlose Kommunikationsplattform für homo- und bisexuelle Personen, die insbesondere unter jüngeren Personen verbreitet ist. Außerdem wurde der Fragebogen über diverse LGBT-Gruppen verbreitet, die ihre Mitglieder mehrheitlich per E-Mail darauf aufmerksam machten. Die Umfrage dauerte etwa 20 – 25 Minuten, und wurde insgesamt 1494 Male aufgerufen.

Versuchspersonen

Der Fragebogen wurde von 898 Personen begonnen und von 642 Personen (71%) vollständig ausgefüllt. Davon wurden drei Personen ausgeschlossen, weil sie zum Zeitpunkt der Umfrage außerhalb der Schweiz wohnhaft waren. 23 Personen gaben an, inter- oder transsexuell zu sein. Rückmeldungen zeigten, dass es dadurch bei mehreren Fragen zu Unklarheiten kam, weshalb inter- oder transsexuelle Personen bei der vorliegenden Studie ausgeschlossen wurden. Eine weitere Person wurde aufgrund ihres Antwortmusters ausgeschlossen. Dadurch beinhaltete die Stichprobe 615 homo- und bisexuelle Personen (326 Männer und 289 Frauen), im Alter zwischen 16 und 84 Jahren ($M = 30.33$, $SD = 11.56$, $MD = 27$). 338 Personen wurden über die Werbeanzeige auf Purplemoon auf die Umfrage aufmerksam gemacht, 154

Personen über diverse LGBT-Gruppen und 121 Personen über ihren Bekanntenkreis. Bei 2 Personen war der Rekrutierungsweg nicht klar nachvollziehbar. 34 Personen gingen noch zur Schule, 140 Personen verfolgten ein Studium, 406 Personen waren berufstätig, 2 Personen gaben an Hausmann oder Hausfrau zu sein, 11 Personen waren pensioniert und 22 Personen arbeitslos. Als höchsten Bildungsabschluss gaben 73 Personen die obligatorische Schulzeit an, 171 Personen eine Berufsschule oder Berufslehre und 73 Personen schlossen eine höhere Berufsausbildung ab. 142 Personen berichteten eine Maturität als höchsten Bildungsabschluss und 156 Personen hatten einen Hochschulabschluss. Der Bildungsstatus unserer Stichprobe scheint damit im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung eher überdurchschnittlich zu sein (Bundesamt für Statistik, 2013).

Sexuelle Orientierung

Alle Personen innerhalb der Stichprobe fühlten sich entweder sexuell zum gleichen Geschlecht hingezogen (99.3%), bezeichneten sich als lesbisch, schwul oder bisexuell (96.1%) oder hatten bereits gleichgeschlechtlichen Sexualkontakt (94.0%). Dabei berichteten 366 Personen von einer ausschließlich gleichgeschlechtlichen sexuellen Anziehung, 245 Personen fühlten sich zumindest teilweise zu beiden Geschlechtern hingezogen und 4 Personen waren sich bezüglich ihrer sexuellen Anziehung unsicher. 492 Personen identifizierten sich als homosexuell, 99 Personen als bisexuell (inklusive omni- oder pansexuell), 3 Personen als heterosexuell, und 21 Personen wussten es nicht oder konnten keiner sexuellen Identität zugeordnet werden. In den letzten 12 Monaten (in ihrem bisherigen Leben) hatten 467 (256) Personen ausschließlich gleichgeschlechtlichen Sex, 48 (328) Personen hatten mit beiden Geschlechtern Sex und 20 (17) Personen ausschließlich mit dem anderen Geschlecht. Weitere 80 (14) Personen hatten keinen Sex.

Suizidalität

Die Fragen zur Suizidalität stammen von Paykel, Myers, Lindenthal & Tanner (1974) und wurden von Nindl (2001) ins Deutsche übersetzt. Sie wurden bereits in verschiedenen Studien aus Deutschland, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz eingesetzt (Plöderl, 2005; Plöderl, Fartacek, 2009; Wang, 2007; Wang et al., 2012). Erfragt wurden Suizidgedanken („Haben Sie jemals daran gedacht, sich Ihr Leben zu nehmen, auch wenn Sie es gar nicht wirklich tun wollten?“), Suizidpläne („Haben Sie jemals den Punkt erreicht, an dem Sie ernsthaft überlegt haben,

sich umzubringen oder vielleicht Pläne gemacht haben, wie Sie es machen würden?“), und Suizidversuche („Haben Sie jemals einen Suizidversuch gemacht?“). Die befragten Personen konnten jeweils zwischen drei Antwortmöglichkeiten wählen: „Ja, innerhalb der letzten 12 Monate“, „Ja, aber davor“, „Nein, nie“. Aus diesen Antworten wurde für jede Person die Suizidalität in den vergangenen 12 Monaten (12-Monats-Suizidalität) und im bisherigen Lebensverlauf (Lebenszeitsuizidalität) ermittelt.

Internalisierte Homonegativität

Um verschiedene Dimensionen der sexuellen Identität zu erheben, wurde die „Lesbian, Gay, and Bisexual Identity Scale“ (LGBIS) von Mohr & Kendra (2011) verwendet. Der Fragebogen wurde von uns ins Deutsche übersetzt und mittels Rückübersetzung geprüft. Die 27 Items des LGBIS wurden in der von Mohr und Kendra berichteten Reihenfolge vorgelegt, und mussten von den Umfrageteilnehmenden auf einer 6-stufigen Skala beurteilt werden („stimme überhaupt nicht zu“, „stimme nicht zu“, „stimme eher nicht zu“, „stimme eher zu“, „stimme zu“, „stimme völlig zu“). Internalisierte Homonegativität wurde dabei mit drei Items erhoben: „Falls es möglich wäre, würde ich eine heterosexuelle Orientierung wählen.“, „Ich wünschte, ich wäre heterosexuell.“, und „Ich finde es unfair, dass ich mich von Personen desselben Geschlechts angezogen fühle.“ Die Skala wies eine gute interne Konsistenz auf ($\alpha = .86$), vergleichbar mit den bei Mohr und Kendra gefundenen Werten ($\alpha = .86$ & $.87$).

Angst vor Ablehnung

Angst vor Ablehnung wurde ebenfalls mit drei Items der LGBIS (Mohr, Kendra, 2011) erhoben: „Ich frage mich

häufig, ob mich andere aufgrund meiner sexuellen Orientierung verurteilen“, „Ich kann mich nicht wohl fühlen, wenn ich weiß, dass mich andere aufgrund meiner sexuellen Orientierung negativ beurteilen“, und „Ich denke oft darüber nach, wie meine sexuelle Orientierung die Art und Weise beeinflusst, wie mich andere Personen sehen“. Die Reliabilität der Skala war befriedigend ($\alpha = .76$) und mit den von Mohr und Kendra berichteten Werten vergleichbar ($\alpha = .76$ & $.77$).

Verheimlichungsmotivation

Die Motivation, die eigene sexuelle Orientierung zu verheimlichen, wurde in der LGBIS (Mohr, Kendra, 2011) mit den folgenden drei Items erfragt: „Ich ziehe es vor, meine gleichgeschlechtlichen romantischen Beziehungen eher für mich zu behalten“, „Ich achte vorsichtig darauf, wer über meine gleichgeschlechtlichen romantischen Beziehungen Bescheid weiß“, und „Meine sexuelle Orientierung ist eine sehr persönliche und vertrauliche Angelegenheit“. Die Skala wies eine befriedigende interne Konsistenz aus ($\alpha = .77$), ähnlich wie bei Mohr und Kendra ($\alpha = .78$ & $.79$). Die Korrelationen zwischen den drei verwendeten Skalen der LGBIS ($r < .39$, vgl. Tab. 1) entsprachen ebenfalls der bei Mohr und Kendra gefundenen Größenordnung ($r < .42$). Mit den neun Items wurde außerdem eine Hauptkomponentenanalyse mit orthogonaler Rotation (Varimax) durchgeführt. Der Wert für das Kaiser-Meyer-Olkin-Kriterium war gut ($KMO = .79$) und der Bartlett-Test auf Sphärizität $\chi^2(36) = 2401.66$, $p < .001$, zeigte genügend große Korrelationen zwischen den Items. Die Analyse ergab drei Faktoren (Eigenwert > 1), die insgesamt 73.61% der Varianz erklärten. Die Inspektion des Scree-Plots und der Faktorenladungen sprach klar für die drei postulierten Faktoren (vgl. Tab. 2).

Tab. 1: Einfache Korrelationen zwischen internalisierter Homonegativität, Verheimlichungsmotivation, und Angst vor Ablehnung (N = 615)

	(1)	(2)	(3)	Cronbach's Alpha
(1) Internalisierte Homonegativität				.86
(2) Verheimlichungsmotivation	.39**			.77
(3) Angst vor Ablehnung	.33**	.38**		.76

** $p < .01$.

Tab. 2: Faktorenanalyse für die verwendeten Skalen der LGBIS (N = 615)

	Rotierte Faktorenloadungen		
	IH	VM	AA
Falls es möglich wäre, würde ich eine heterosexuelle Orientierung wählen.	.88	.17	.13
Ich wünschte, ich wäre heterosexuell.	.91	.17	.14
Ich finde es unfair, dass ich mich von Personen desselben Geschlechts angezogen fühle.	.81	.15	.14
Ich ziehe es vor, meine gleichgeschlechtlichen romantischen Beziehungen eher für mich zu behalten.	.25	.80	.04
Ich achte vorsichtig darauf, wer über meine gleichgeschlechtlichen romantischen Beziehungen Bescheid weiß.	.11	.81	.28
Meine sexuelle Orientierung ist eine sehr persönliche und vertrauliche Angelegenheit.	.14	.83	.14
Ich frage mich häufig, ob mich andere aufgrund meiner sexuellen Orientierung verurteilen.	.14	.26	.82
Ich kann mich nicht wohl fühlen, wenn ich weiß, dass mich andere aufgrund meiner sexuellen Orientierung negativ beurteilen.	.17	.13	.72
Ich denke oft darüber nach, wie meine sexuelle Orientierung die Art und Weise beeinflusst, wie mich andere Personen sehen.	.07	.05	.86
Eigenwerte	2.39	2.15	2.08
% der Varianz	26.53	23.93	23.16

IH = Internalisierte Homonegativität, VM = Verheimlichungsmotivation, AA = Angst vor Ablehnung; Faktorenloadungen über .3 sind kursiv abgebildet.

Ergebnisse

Das α -Level wurde für alle Analysen bei .05 festgelegt. In Tabelle 3 sind die Lebenszeitprävalenzen und 12-Monatsprävalenzen bezüglich Suizidgedanken, Suizidplänen und Suizidversuchen aufgeführt. Insgesamt gaben 65% der Stichprobe an, bereits Suizidgedanken gehabt zu haben, 44% berichteten von Suizidplänen, und 14% von mindestens einem Suizidversuch. Für die vergangenen 12 Monate berichteten noch 17% der Gesamtstichprobe von Suizidgedanken, 9% von Suizidplänen und 2% von mindestens einem Suizidversuch. Das Geschlecht zeigte keinen signifikanten Zusammenhang zu den einzelnen

Suizidalitätsmassen ($r < .04$, $p > .40$). Ebenfalls keinen signifikanten Zusammenhang gab es zwischen dem Alter der Teilnehmenden zu Suizidplänen und Suizidversuchen über die Lebenszeit ($r < -.06$, $p > .19$). Dafür zeigte das Alter einen signifikant negativen Zusammenhang zu den bisherigen Suizidgedanken ($r = -.14$, $p < .01$). Das Alter korrelierte außerdem signifikant negativ mit den Suizidgedanken ($r = -.23$, $p < .001$), Suizidplänen ($r = -.20$, $p < .001$) und Suizidversuchen ($r = -.10$, $p < .05$) in den vergangenen 12 Monaten: Wie in Tabelle 4 ersichtlich ist, berichteten jüngere Personen deutlich häufiger über Suizidalität in den letzten 12 Monaten, als dies bei älteren Personen der Fall war. Die kürzeren Intervalle bei den jüngeren Altersgruppen wurden gewählt, weil Suizidali-

Tab. 3: Lebenszeitprävalenzen und 12-Monatsprävalenzen (und 95%-Konfidenzintervalle) von Suizidgedanken, Suizidplänen und Suizidversuchen, getrennt nach Geschlecht

	<i>n</i>	Suizidgedanken		Suizidpläne		Suizidversuche	
12-Monate							
Total	615	16.9	(14.1 – 20.0)	9.1	(7.0 – 11.4)	2.3	(1.1 – 3.6)
Männer	326	16.3	(12.0 – 20.6)	9.8	(6.7 – 12.9)	2.2	(0.6 – 3.7)
Frauen	289	17.7	(13.5 – 22.1)	8.3	(5.2 – 11.4)	2.4	(0.7 – 4.2)
Lebenszeit							
Total	615	65.0	(61.1 – 68.8)	43.7	(40.0 – 47.6)	13.7	(11.1 – 16.4)
Männer	326	66.3	(61.0 – 71.5)	42.9	(37.7 – 48.2)	12.6	(9.2 – 16.3)
Frauen	289	63.7	(57.8 – 69.2)	44.6	(39.1 – 50.2)	14.9	(10.7 – 19.4)

Tab. 4: 12-Monatsprävalenzen (und 95%-Konfidenzintervalle) von Suizidgedanken, Suizidplänen und Suizidversuchen, getrennt nach Alter

Alter	<i>n</i>	Suizidgedanken		Suizidpläne		Suizidversuche	
16-20 Jahre	114	30.7	(22.8 – 39.5)	18.4	(11.4 – 25.4)	3.5	(0.9 – 7.0)
21-25 Jahre	169	20.7	(14.8 – 26.6)	12.4	(7.7 – 17.8)	4.1	(1.2 – 7.1)
26-30 Jahre	97	13.4	(6.2 – 20.6)	7.2	(2.1 – 12.4)	2.1	(0.0 – 5.2)
31-40 Jahre	119	14.3	(8.4 – 21.0)	5.9	(2.5 – 10.1)	0.0	
> 40 Jahre	116	3.4	(0.9 – 6.9)	0.0		0.9	(0.0 – 2.6)

tät gerade in diesem Zeitraum einen besonders starken Rückgang zeigte.

Um den Zusammenhang zwischen der sexuellen Identität und der Suizidalität in den letzten 12 Monaten zu untersuchen, wurde eine neue dichotome Variable mit den Werten „0“ (die Person berichtete keine Suizidgedanken, Suizidpläne oder Suizidversuche in den letzten 12 Monaten) und „1“ gebildet (die Person berichtete entweder Suizidgedanken, Suizidpläne oder Suizidversuche in den letzten 12 Monaten). 504 Personen fielen in erstere Kategorie (keine Suizidalität) und 111 Personen in letztere (Suizidalität). Sowohl internalisierte Homonegativität ($r = .07$, $p < .05$) als auch Verheimlichungsmotivation ($r = .10$, $p < .01$) und Angst vor Ablehnung ($r = .23$, $p < .01$)

zeigten signifikant positive Korrelationen zur Suizidalität in den letzten 12 Monaten.

Eine logistische Regression (Tab. 5) mit Suizidalität in den vergangenen 12 Monaten als abhängige Variable und Angst vor Ablehnung, Verheimlichungsmotivation und internalisierter Homonegativität als Prädiktoren erklärte 5% (Cox & Snell) respektive 8% (Nagelkerke) der Varianz, $\chi^2(3) = 31.70$, $p < .001$. Einzig Angst vor Ablehnung resultierte als signifikanter Prädiktor, $b = .45$, Wald $\chi^2(1)$, $p < .001$, der Zusammenhang zu Verheimlichungsmotivation und internalisierter Homonegativität wurde nicht mehr signifikant ($p > .80$). Die Odds Ratio für Angst vor Ablehnung betrug 1.57, d.h. wenn die Angst vor Ablehnung bei einer Person um eine Einheit erhöht war,

Tab. 5: Logistische Regression zur Vorhersage von Suizidalität (Suizidgedanken, -pläne und -versuche) in den letzten 12 Monaten durch proximalen Minoritätenstress (N = 615)

	B (SE)	Odds Ratio	95%-Konfidenzintervall
Intercept	-3.13 (0.38)***		
Angst vor Ablehnung	0.45 (0.09)***	1.57	1.31 – 1.88
Verheimlichungsmotivation	0.02 (0.10)	1.02	0.85 – 1.24
Internalisierte Homonegativität	-0.03 (0.10)	0.98	0.81 – 1.18

$R^2 = .05$ (Cox & Snell), $.08$ (Nagelkerke). Modell $\chi^2(3) = 31.70, p < .001$. *** $p < .001$.

nahm die Wahrscheinlichkeit für Suizidalität um 57% zu. Eine weitere Auswertung ergab, dass Personen mit sehr viel Angst vor Ablehnung (> 1 SD über dem Mittelwert) 3.5 Mal häufiger über Suizidalität in den letzten 12 Monaten berichteten, als Personen mit sehr wenig Angst vor Ablehnung (> 1 SD unter dem Mittelwert): Die Suizidalitätsrate stieg dabei von 10% auf 36% (Abb. 1).

Diskussion

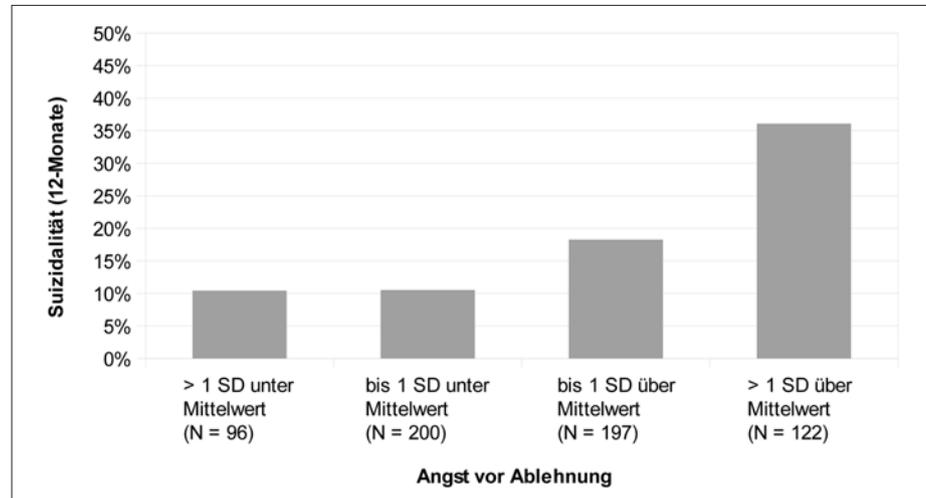
Unsere Studie untersuchte, ob proximaler Minoritätenstress (internalisierte Homonegativität, Verheimlichungsmotivation und Angst vor Ablehnung) mit der Suizidalität in den vergangenen 12 Monaten zusammenhängt. Dabei zeigten sich zwei zentrale Ergebnisse: Erstens fanden wir auch in unserer Stichprobe hohe Prävalenzen bezüglich Suizidgedanken, -plänen und -versuchen bei homo- und bisexuellen Personen. Zweitens konnte der bei Meyer (2003) postulierte Zusammenhang zwischen Minoritätenstress und Suizidalität gefunden werden. In einer logistischen Regression etablierte sich allerdings nur Angst vor Ablehnung als bedeutsamer Prädiktor.

Suizidalität scheint bei homo- und bisexuelle Personen in der Schweiz immer noch deutlich ausgeprägt zu sein: Über die Lebenszeit hatten 65% der Stichprobe bereits Suizidgedanken, 43.7% Suizidpläne und 13.7% begingen mindestens einen Suizidversuch. Entgegen dem Befund von King et al. (2008), aber in Übereinstimmung mit Marshal et al. (2011), zeigte das Geschlecht dabei keinen Einfluss. Die Prävalenzen für Suizidpläne und Suizidversuche über die Lebenszeit waren zudem vom Alter der Umfrageteilnehmenden unabhängig, allerdings berichteten jüngere Personen etwas häufiger Suizidgedanken. Suizidalität in den vergangenen 12 Monaten war ebenfalls unabhängig vom Geschlecht, dafür zeigte sich hier ein deutlicher Alterseffekt:

Jüngere Personen hatten während dieser Zeit mehr Suizidgedanken, -pläne und -versuche als ältere. Innerhalb der jüngsten Altersgruppe, die 16- bis 20-jährige homo- und bisexuelle Personen umfasste, hatten 30.7% in den letzten 12 Monaten Suizidgedanken, 18.4% Suizidpläne und 3.5% unternahmen einen Suizidversuch. Eine repräsentative Befragung unter 16 bis 20-jährigen SchülerInnen und GymnasiastInnen aus der Schweiz, die im Jahr 2002 durchgeführt wurde, kam zu nahezu identischen Ergebnissen (Wang et al., 2012): 14.1% der männlichen homo- und bisexuellen Schüler und Gymnasiasten hatten bereits einen Suizidversuch hinter sich, für das vergangene Jahr berichteten 29.2% von Suizidgedanken und 3.1% von mindestens einem Suizidversuch. Einzig die Suizidpläne während der letzten 12 Monate hoben sich mit 30.3% deutlich von dem Resultat unserer Studie ab, was zumindest teilweise an der unterschiedlichen Operationalisierung liegen dürfte. Gemäss Wang et al. waren diese Zahlen im Vergleich zur heterosexuellen Vergleichsgruppe um das 2- bis 4-fache erhöht.

Meyer (2003) ging in seinem Minoritätenstress-Modell davon aus, dass proximaler Minoritätenstress in Form von internalisierter Homonegativität, Angst vor Ablehnung und Verheimlichungsmotivation einen Einfluss auf die Suizidalität von homo- und bisexuellen Personen ausübt, wodurch die im Vergleich zu heterosexuellen Personen erhöhten Prävalenzen zumindest teilweise erklärt werden könnten. In Übereinstimmung mit dem Minoritätenstress-Modell und entsprechend unseren Erwartungen zeigten in unserer Untersuchung alle drei Formen von proximalem Minoritätenstress einen Zusammenhang zur Suizidalität: Personen, die ihrer sexuellen Orientierung ablehnender gegenüber standen, die Angst hatten aufgrund ihrer sexuellen Orientierung abgelehnt zu werden, oder die ihre sexuelle Orientierung stärker verheimlichen wollten, berichteten häufiger von Suizidgedanken, Suizidplänen oder Suizidversuchen in den letzten 12 Monaten. Wurden alle drei Formen

Abb. 1: Auftretenshäufigkeit von Suizidalität (Suizidgedanken, -pläne oder -versuche) in den letzten 12 Monaten in Abhängigkeit der Angst vor Ablehnung (N = 615)



gleichzeitig berücksichtigt, zeigte allerdings nur noch Angst vor Ablehnung einen solchen Zusammenhang.

Insbesondere Angst vor Ablehnung scheint also bezüglich Suizidalität von zentraler Bedeutung zu sein. Unsere Studie gibt leider keine Auskunft darüber, wie dieser Zusammenhang zustande kam. Einerseits erlaubt das Querschnittsdesign keine Aussage über die Kausalität und andererseits könnte der Zusammenhang über Drittfaktoren vermittelt worden sein. Angst vor Ablehnung und Suizidalität wurden nicht nur zeitgleich erhoben, sondern bei der Suizidalität handelt es sich auch noch um eine retrospektive Einschätzung über das letzte Jahr hinweg. Die von uns verwendeten Skalen des LGBIS haben sich zwar über einen Zeitraum von 6 Wochen als relativ stabil erwiesen ($r > .70$; Mohr, Kendra, 2011), allerdings wird bei proximalem Minoritätenstress grundsätzlich von einem veränderlichen Zustand ausgegangen, der insbesondere während der Zeit zwischen dem Gewährwerden der gleichgeschlechtlichen Anziehung bis hin zur Akzeptanz und Bekanntgabe der eigenen sexuellen Orientierung (letzteres wird auch als Outing bezeichnet) eine intensive Entwicklung durchläuft (Cass, 1979; Meyer, 2003). Wir können also nicht davon ausgehen, dass die Angst vor Ablehnung bereits vor den Suizidgedanken, -plänen und -versuchen bestand, oder nicht sogar durch die Suizidalität (mit-)verursacht wurde. Leider gibt es kaum Studien, die den Zusammenhang zwischen Angst vor Ablehnung und der Gesundheit von homo- und bisexuellen Personen in Längsschnittstudien untersucht haben (z.B. Hatzenbuehler et al., 2008) und hinsichtlich Suizidalität ist uns keine einzige prospektive Studie bekannt. Es kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass der Zusammenhang zwischen Angst vor Ablehnung und Suizidalität womöglich auf einer gemeinsamen Ursache beruht. So könnte beispielsweise tatsächlich erlebte Ablehnung oder Gewalt nicht nur die Angst vor Ablehnung fördern, sondern auch einen Auslöser für vermehrte Suizidalität darstellen.

Internalisierte Homonegativität und Verheimlichungsmotivation zeigten zwar auch in unserer Studie einen leichten Zusammenhang zur Suizidalität, dieser verschwand allerdings unter Kontrolle der Angst vor Ablehnung. Hat Meyer (2003) die Bedeutung dieser beiden Prozesse hinsichtlich der Suizidalität bei homo- und bisexuellen Personen womöglich überschätzt? Bereits in der Einleitung wurde angesprochen, dass die Verheimlichung der sexuellen Orientierung in gewissen Kontexten durchaus sinnvoll sein kann. So zeigte gerade ein frühes Outing einen Zusammenhang zu mehr Gewalterfahrungen und zu einer erhöhten Suizidalitätsrate (z.B. Corliss, Cochran, Mays, Greenland, Seeman, 2009; Wichström, Hegna, 2007). Bezüglich internalisierter Homonegativität wurden insbesondere die Messinstrumente und deren Überschneidung mit anderen Konstrukten kritisiert (Frost, Meyer, 2009), durch die es möglicherweise zu einer Überbewertung von internalisierter Homonegativität hinsichtlich der Suizidalität bei homo- und bisexuellen Personen kam. Natürlich könnten auch methodische Schwächen unserer Studie (und des Forschungsfeldes allgemein) für die fehlende Vorhersagekraft verantwortlich sein. Dabei könnten insbesondere drei Aspekte zu einer Verzerrung der tatsächlichen Zusammenhänge geführt haben:

Erstens müssen sich die Personen als homo- oder bisexuell identifizieren, damit sie die gängigen Fragebogen zu proximalem Minoritätenstress sinnvoll beantworten können, da sich diese explizit an lesbische, schwule oder bisexuelle Personen richten. Dies schließt Personen aus, die sich erst am Anfang einer homo- oder bisexuellen Identitätsentwicklung befinden, da die Identifikation als homo- oder bisexuell meist erst Jahre nach der Gewährwerdung der gleichgeschlechtlichen Anziehung und häufig auch nach den ersten gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakten erfolgt (vgl. Plöderl, 2005). Gerade in dieser Phase der Identitätsbildung scheinen homo- und bisexu-

elle Personen aber besonders vulnerabel für Depressionen und Suizidalität zu sein (Wang et al., 2012). Die explizit an Homo- oder Bisexuelle gerichtete Fragestellung schließt auch eine heterosexuelle Vergleichsgruppe aus. Es ist allerdings möglich, dass alle homo- und bisexuellen Personen zu einem gewissen Grad unter proximalem Minoritätenstress leiden, wodurch die Vulnerabilität bezüglich Pathologien generell erhöht sein könnte (Meyer, 2003). Korrelationen innerhalb der Gruppe homo- und bisexueller Personen können die Bedeutung von proximaler Minoritätenstress daher nur teilweise aufzeigen.

Zweitens stellt sich die Frage, ob proximaler Minoritätenstress, insbesondere internalisierte Homonegativität, in unserer Studie hinreichend operationalisiert wurde. Zu einer Überlappung von internalisierter Homonegativität mit anderen Konstrukten dürfte es im Gegensatz zu anderen Untersuchungen nicht gekommen sein, da internalisierte Homonegativität von Mohr & Kendra (2011) sehr eng definiert wurde. Es stellt sich allerdings die Frage, ob die Operationalisierung nicht sogar zu eng ausgefallen ist, denn eigentlich wurde nur der Extremfall von internalisierter Homonegativität, nämlich die Ablehnung der eigenen Homo- oder Bisexualität erfragt. Eine negative Bewertung der eigenen sexuellen Orientierung oder einzelner Aspekte davon muss aber nicht unbedingt mit der Ablehnung derselben einhergehen. Ein generelles Problem bei den gängigen Messinstrumenten zu internalisierter Homonegativität ist zudem, dass lediglich bewusste Einstellungen gegenüber der eigenen Homo- oder Bisexualität erfragt werden und unbewusste Aspekte gänzlich unbeachtet bleiben. Einstellungen können aber durchaus unbewusst sein (Dovidio, Kawakami, Gaertner, 2002) und Cox et al. (2008) gehen sogar davon aus, dass internalisierte Homonegativität den meisten davon betroffenen Personen gar nicht bewusst ist: Sie würden ihre Homosexualität zwar vordergründig akzeptieren, seien aber beispielsweise extrem kritisch gegenüber anderen homo- und bisexuellen Personen oder sie würden unrealistisch hohe Verhaltensstandards an sich selbst erheben. Eine Studie von Bosson, Haymovitz & Pintel (2004) deutet außerdem darauf hin, dass unbewusste Aspekte auch bei der Angst vor Ablehnung berücksichtigt werden sollten: Wenn die sexuelle Orientierung zuvor erfragt wurde, zeigten homo- und bisexuelle Männer während der Interaktion mit Kindern mehr nonverbale Ängstlichkeit, als wenn sie ihre sexuelle Orientierung erst im Nachhinein bekannt geben mussten. Die von den Versuchspersonen berichtete Ängstlichkeit zeigte hingegen keinen Zusammenhang zu den beiden Bedingungen.

Drittens besteht die Möglichkeit, dass die retrospektive Erhebung der Suizidalität über die letzten 12 Monate den Zusammenhang zu proximalem Minoritätenstress gedämpft hat. Seit der letzten, gerade noch berücksich-

tigten suizidalen Phase bis zur Erhebung des proximalen Minoritätenstresses kann dadurch bis zu einem Jahr vergangen sein, was eine beträchtliche Entwicklung der einzelnen Prozesse ermöglicht: Bei Wang et al. (2012) erfolgte der erste Suizidversuch von homo- und bisexuellen Männern im Median mit 20 Jahren, noch ein Jahr bevor sich die meisten Männer erstmals gegenüber ihrem Umfeld als homo- oder bisexuell geoutet haben. Natürlich besteht, wie bereits angesprochen, auch die Möglichkeit, dass der Zusammenhang durch die retrospektiv erhobene Suizidalität überhaupt erst (mit-)verursacht wurde.

Ein abschließendes Beispiel soll den komplexen Zusammenhang zwischen proximalem Minoritätenstress und Suizidalität nochmals verdeutlichen: In unserer Studie erfolgte der erste Suizidversuch im Median mit 16 Jahren. Mindestens 26% der davon betroffenen Personen outeten sich innerhalb von 3 Jahren nach diesem Suizidversuch, was als Folge einer Krise interpretiert werden könnte. Mindestens 17% outeten sich allerdings bis zu 3 Jahre vor dem ersten Suizidversuch, was wiederum als Auslöser der Krise gedeutet werden könnte. Und schließlich könnten beide Ereignisse relativ unabhängig voneinander sein, und die zeitliche Nähe ergibt sich entweder durch gemeinsame Drittfaktoren oder durch normative Entwicklungsprozesse, die aber an sich keinen Einfluss aufeinander ausüben. Um diese Zusammenhänge besser zu verstehen braucht es daher dringend Langzeitstudien, in denen proximaler Minoritätenstress umfassend erhoben wird, und die auch mögliche Drittfaktoren berücksichtigen.

Zusammenfassend zeigte unsere Studie, dass insbesondere jüngere homo- und bisexuelle Personen häufig von Suizidgedanken, Suizidplänen und Suizidversuchen betroffen sind. Unabhängig vom Geschlecht hatten bereits zwei Drittel der Personen Suizidgedanken und fast jede siebte Person unternahm in ihrem Leben mindestens einen Suizidversuch. Suizidalität in den vergangenen 12 Monaten hing mit proximalem Minoritätenstress (internalisierter Homonegativität, Angst vor Ablehnung und Verheimlichungsmotivation) zusammen. In einem gemeinsamen Modell konnte aber einzig Angst vor Ablehnung Suizidalität vorhersagen, wobei Personen mit einer stark ausgeprägten Angst vor Ablehnung 3.5 Mal häufiger von Suizidalität im vergangenen Jahr berichteten, als Personen mit einer geringen Angst vor Ablehnung. Dieses Ergebnis stützt einerseits die Annahme von Meyer (2003), dass proximaler Minoritätenstress einen Einfluss auf die Suizidalität von homo- und bisexuellen Personen hat, wirft aber auch Fragen nach der Bedeutung der einzelnen Prozesse auf. Für ein besseres Verständnis sind insbesondere Langzeitstudien notwendig und unbewussten Aspekten von proximalem Minoritätenstress sollte vermehrt Beachtung geschenkt werden.

Literatur

- Birkett, M., Espelage, D.L., Koenig, B., 2009. LGB and questioning students in schools: The moderating effects of homophobic bullying and school climate on negative outcomes. *J. Youth Adolesc.* 38, 989–1000.
- Bosson, J.K., Haymovitz, E.L., Pinel, E.C., 2004. When saying and doing diverge: The effects of stereotype threat on self-reported versus non-verbal anxiety. *J. Exp. Soc. Psychol.* 40, 247–255.
- Brewster, M.E., Moradi, B., 2010. Perceived experiences of anti-bisexual prejudice: Instrument development and evaluation. *J. Couns. Psychol.* 57, 451–468.
- Bundesamt für Statistik, 2012. Sterbehilfe (assistierter Suizid) und Suizid in der Schweiz. BFS, Neuenburg. Retrieved from <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.Document.154174.pdf> (03.09.2013).
- Bundesamt für Statistik, 2013. Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2013. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich.
- Cass, V.C., 1979. Homosexual identity formation: A theoretical model. *J. Homosex.* 4, 219–235.
- Cole, S.W., Kemeny, M.E., Taylor, S.E., Visscher, B.R., 1996. Elevated physical health risk among gay men who conceal their homosexual identity. *Health Psychol.* 15, 243–251.
- Corliss, H.L., Cochran, S.D., Mays, V.M., Greenland, S., Seeman, T.E., 2009. Age of minority sexual orientation development and risk of childhood maltreatment and suicide attempts in women. *Am. J. Orthopsychiatry* 79, 511–521.
- Cox, N., Vanden Bergh, W., Dewaele, A., Vinke, J., 2008. General and minority stress in an LGB population in Flanders. *J. LGBT Health Res.* 4, 181–194.
- D'Augelli, A.R., Hershberger, S.L., Pilkington, N., 2001. Suicidality patterns and sexual orientation-related factors among lesbian, gay, and bisexual youths. *Suicide Life-Threat. Behav.* 31, 250–264.
- Dovidio, J.F., Kawakami, K., Gaertner, S.L., 2002. Implicit and explicit prejudice and interracial interaction. *J. Pers. Soc. Psychol.* 82, 62–68.
- Frost, D.M., Meyer, I.H., 2009. Internalized homophobia and relationship quality among lesbians, gay men, and bisexuals. *J. Couns. Psychol.* 56, 97–109.
- Hatzenbuehler, M.L., Nolen-Hoeksema, S., Erickson, S.J., 2008. Minority stress predictors of HIV risk behavior, substance use, and depressive symptoms: Results from a prospective study of bereaved gay men. *Health Psychol.* 27, 455–462.
- Kertzner, R.M., Meyer, I.H., Frost, D.M., Stirratt, M.J., 2009. Social and psychological well-being in lesbians, gay men and bisexuals: The effects of race, gender, age, and sexual identity. *Am. J. Orthopsychiatry* 79, 500–510.
- King, M., Semlyen, J., Tai, S.S., Killaspy, H., Osborn, D., Popelyuk, D., Nazareth, I., 2008. A systematic review of mental disorder, suicide, and deliberate self harm in lesbian, gay, and bisexual people. *BMC Psychiatry* 8, 70.
- Kuyper, L., Fokkema, T., 2011. Minority stress and mental health among Dutch LGBs: Examination of differences between sex and sexual orientation. *J. Couns. Psychol.* 58, 222–233.
- Lehavot, K., Simoni, J.M., 2011. The impact of minority stress on mental health and substance use among sexual minority women. *J. Consult. Clin. Psychol.* 79, 159–170.
- Marshall, M.P., Dietz, L.J., Friedman, M.S., Stall, R., Smith, H.A., McGinley, J., ... Brent, D.A., 2011. Suicidality and depression disparities between sexual minority and heterosexual youth: A meta-analytic review. *J. Adolesc. Health* 49, 115–123.
- Meyer, I.H., 2003. Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations: Conceptual issues and research evidence. *Psychol. Bull.* 129, 674–697.
- Meyer, I., Dean, L., 1998. Internalized homophobia, intimacy and sexual behavior among gay and bisexual men. In: Herek, G. (Ed.), *Stigma and Sexual Orientation*. Sage, Thousand Oaks, CA, 160–186.
- Mohr, J.J., Kendra, M.S., 2011. Revision and extension of a multidimensional measure of sexual minority identity: The Lesbian, Gay, and Bisexual Identity Scale. *J. Couns. Psychol.* 58, 234–245.
- Newcomb, M.E., Mustanski, B., 2011. Moderators of the relationship between internalized homophobia and risky sexual behavior in men who have sex with men: A meta-analysis. *Arch. Sex. Behav.* 40, 189–199.
- Nindl, A., 2001. Einstellung zum Suizid, existentielle Motivation und Suizidalität. Eine vergleichende empirische Studie mit suizidpräventiv relevanten Berufsgruppen und einer klinischen Stichprobe im Rahmen des Projekts: Suizidprävention Salzburg. Unpublished dissertation, Universität Salzburg.
- Paykel, E.S., Myers, J.K., Lindenthal, J.J., Tanner, J., 1974. Suicidal feelings in the general population: A prevalence study. *Br. J. Psychiatry* 124, 460–469.
- Plöderl, M., 2005. Sexuelle Orientierung, Suizidalität und psychische Gesundheit. Beltz Verlag, Basel.
- Plöderl, M., Fartacek, R., 2009. Childhood gender nonconformity and harassment as predictors of suicidality among gay, lesbian, bisexual, and heterosexual Austrians. *Arch. Sex. Behav.* 38, 400–410.
- Potoczniak, D.J., Aldea, M.A., DeBlaere, C., 2007. Ego identity, social anxiety, social support, and self-concealment in lesbian, gay, and bisexual individuals. *J. Couns. Psychol.* 54, 447–457.
- Ross, M.W., 1985. Actual and anticipated societal reaction to homosexuality and adjustment in two societies. *J. Sex Res.* 21, 40–55.
- Talley, A.E., Bettencourt, B.A., 2011. The moderator roles of coping style and identity disclosure in the relationship between perceived sexual stigma and psychological distress. *J. Appl. Soc. Psychol.* 41, 2883–2903.
- Theuninck, A., 2000. The traumatic impact of minority stressors on males self-identified as homosexual or bisexual. Unpublished masters thesis, University of the Witwatersrand.
- Walser, E., 2012. Homosexualität. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*. Retrieved from <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16560.php> (03.09.2013).
- Wang, J., 2007. Homosexuelle Menschen und Diskriminierung in Liechtenstein. Kurzbericht. Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Universität Zürich. Retrieved from http://www.llv.li/pdf-llv-scg-kurzbericht_formatiert_02.06.08-4.pdf (03.09.2013).
- Wang, J., Häusermann, M., Wydler, H., Mohler-Kuo, M., Weiss, M.G., 2012. Suicidality and sexual orientation among men in Switzerland: Findings from 3 probability surveys. *J. Psychiatr. Res.* 46, 980–986.
- Wichstrøm, L., Hegna, K., 2007. Suicide attempts among norwegian gay, lesbian and bisexual youths: General and specific risk factors. *Acta Sociol.* 50, 21–37.

Williamson, I.R., 2000. Internalized homophobia and health issues affecting lesbians and gay men. *Health Educ. Res.* 15, 97–107.

Wright, E.R., Perry, B.L., 2006. Sexual identity distress, social support, and the health of gay, lesbian, and bisexual youth. *J. Homosex.* 51, 81–110.

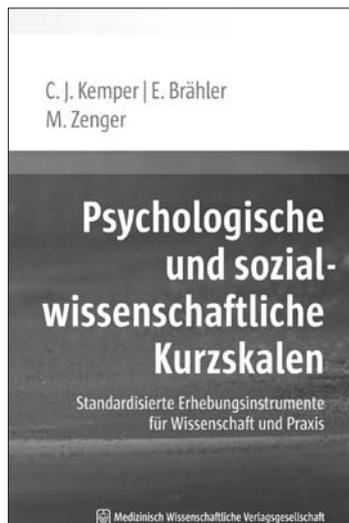
Autoren

Korrespondenzadresse: Lukas Frei, Thüringstrasse 20, CH-3018 Bern, e-mail: l-frei@gmx.ch

Dr. phil. Daniel Regli, Universität Bern, Psychotherapeutische Praxisstelle, Gesellschaftsstrasse 49, CH-3012 Bern

Adrian Widmer, Pfarrhausweg 1, CH-3415 Hasle-Rüegsau

Prof. Dr. phil. Hansjörg Znoj, Universität Bern, Klinische Psychologie und Psychotherapie, Fabrikstrasse 8, CH-3012 Bern



Christoph J. Kemper | Elmar Brähler | Markus Zenger
Psychologische und sozialwissenschaftliche Kurzskalen
Standardisierte Erhebungsinstrumente für Wissenschaft und Praxis
MWV Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin 2014
1. Auflage, 367 Seiten, 64,95 Euro

Menschliches Erleben und Verhalten messbar machen

Die wichtigste Informationsquelle für die Erklärung, Beschreibung und Vorhersage des Erlebens und Verhaltens von Menschen und dessen Auswirkung auf gesellschaftliche Prozesse und Phänomene, sind psychologische Merkmale inklusive der Einstellungen. In Forschung und Praxis ist seit einigen Jahren ein zunehmendes Interesse an der Erfassung solcher Merkmale zu beobachten. Immer häufiger werden diese in bevölkerungsrepräsentativen Erhebungen wie dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) des DIW, den PISA-Studien der OECD oder der Nationalen Kohorte eingesetzt. Aber auch in anderen Forschungs- und Anwendungskontexten kommen psychologische und sozialwissenschaftliche Erhebungsinstrumente immer häufiger zum Einsatz, zum Beispiel in der Beratung, der akademischen Lehre, der Gesundheitsversorgung usw. Dabei ist aufgrund zeitlicher oder finanzieller Restriktionen das Interesse an kurzen ökonomischen Erhebungsinstrumenten besonders hoch.

Dieses Buch liefert eine umfassende Sammlung standardisierter und zeitsparender Erhebungsinstrumente (Kurzskalen) zur Messung psychologischer Merkmale aus unterschiedlichen Bereichen. Jedes Erhebungsinstrument wird in einer übersichtlichen Kurzbeschreibung vorgestellt, die alle wichtigen Informationen zu Entwicklung, Aufbau, Anwendung, psychometrischer Güte und Verfügbarkeit der Kurzsкала enthält. Anhand der enthaltenen Beiträge wird dem Leser ermöglicht, sich innerhalb kürzester Zeit einen Eindruck über verschiedene Kurzskalen zu verschaffen und eine für seinen Forschungs- oder Anwendungszweck passende Auswahl zu treffen.

Produktion und Reproduktion der Menschen im Spiegel der Vererbungstheorien

Heinz-Jürgen Voß

Human Production and Reproduction as Mirrored in the Theories of Heredity

Abstract

Theories of heredity always manifest the social context of their time, hitherto usually in the form of racist and bisexual-normalized mappings. The article traces the most important stages of the theories of heredity as they exist today in biological and medical science from the perspective of capitalist modernity – especially its population-policy “requirements” and its invention of sexuality as a biopolitical regulative. The intention of the text is, while noting the continuity of some ideas – for example, the concept of development – to ask about breaks which are emerging due to present-day concepts oriented toward cellular processes, and the societal reference points with which this is happening.

Keywords: Theories of heredity, Biopolitics, Sexuality, Gender relations, Nature philosophy, Epigenesis

Zusammenfassung

Vererbungstheorien enthalten immer auch den gesellschaftlichen Kontext ihres Entstehens, bislang zumeist in Form rassistischer und zweigeschlechtlich-normierter Zuordnungen. Aus der Perspektive der kapitalistischen Moderne – besonders ihrer bevölkerungspolitischen ‚Notwendigkeiten‘, ihrer Erfindung der Sexualität als biopolitischem Regulativ – werden die wichtigsten Etappen der Vererbungstheorien, so wie sie heute in den biologisch-medizinischen Wissenschaften vorliegen, nachgezeichnet. Die Intention des Textes liegt dabei darauf, mit dem Verweis auf die Kontinuität einiger Vorstellungen – etwa dem Entwicklungsgedanken – die Frage zu eröffnen, welche Brüche sich mit gegenwärtigen, an zellulären Prozessen orientierten Vorstellungen abzeichnen und mit welchen gesellschaftlichen Bezugspunkten das geschieht.

Schlüsselwörter: Vererbungstheorien, Biopolitik, Sexualität, Geschlechterverhältnisse, Naturphilosophie, Epigenese

Der moderne Diskurs um die Reproduktion der Menschen ist zuallererst als ein politischer zu verstehen. Die zentralen gesellschaftlichen Entwicklungen der europäischen Moderne erscheinen in ihm wie in einem Brennglas gebündelt. Denn ‚vormodern‘ richteten sich die Interessen der Herrschenden nicht (bzw. kaum) auf die Zahl der Menschen und deren physische Merkmale.

Bevor im Folgenden auf die verschiedenen Vererbungstheorien und ihre Ursprünge eingegangen wird, soll zunächst gerafft der moderne gesellschaftliche und politische Kontext in den Blick genommen werden. Erst dadurch wird die besondere Bedeutung von Vererbungstheorien in der europäischen Moderne ersichtlich. Mit Michel Foucault gesprochen, geht es um die Bevölkerungspolitiken in der modernen, der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft.

Die Bedeutung der Reproduktion in der europäischen Moderne

Funktionalisierung der Menschen zur Arbeitskraft

Anders als bei anderen Wirtschaftsweisen ist es in der kapitalistischen notwendig, dass stetig neue Arbeitskraft bzw. neue von Menschen hergestellte Dinge zur Verfügung stehen. Erst so ist es möglich, dass zunächst erzielter Gewinn erneut angelegt und dazu eingesetzt werden kann, weiteren, also zusätzlichen Gewinn zu erzielen (Akkumulation). Für die nicht-europäischen Ansätze kapitalistischen Wirtschaftens seit dem 14. Jahrhundert gilt, dass der Prozess der Durchsetzung einer solchen Wirtschaftsweise stets an irgendeiner Stelle unterbrochen wurde. Das gilt unter anderem für Japan: Hier setzte die Zentralregierung 1638 die Abschließung des Landes durch und beendete damit die weitere Expansion kapitalistischen Wirtschaftens (Braudel, 1986, Bd. 2, 654; Fülberth, 2008, 115f). Anders verhielt es sich in Europa, von wo aus der Kapitalismus – durch die Kolonialisierung der übrigen Welt – zur globalen Wirtschaftsweise aufsteigen konnte.

Und in den von Europa kolonisierten Regionen wird auch eine erste direkte Verbindung zur ‚Reproduktion‘ (hier nur im Sinne von *Fortpflanzung* gebraucht) deutlich. Das Interesse der Kolonisatoren richtete sich auf eine große Zahl an Arbeitskräften und somit auch auf eine hohe Kinderzahl der versklavten bzw. unterdrückten Menschen. So beschreibt Martha Mamozai in *Schwarze Frau, weiße Herrin*, wie die deutschen Kolonisatoren noch Anfang des 20. Jahrhunderts gerade der Gebärstreik der Frauen aufbrachte und sie kein Mittel dagegen fanden. Sie zitiert den Brief eines Farmers:

„[V]or allen Dingen sollten Behörde und Einwohnerschaft auf das schärfste der Vernichtung des Eingeborenen entgegengetreten. Der Eingeborene, vor allem der Herero, steht nach dem Aufstand vielfach auf dem Standpunkt, er will keine Kinder zeugen. Er fühlt sich als Gefangener [...] und er will seinem Unterdrücker [...] keine neuen Arbeitskräfte schaffen. [...] Dabei versuchen deutsche Farmer seit Jahren, diesem Mißstand abzuhelpen, indem sie für jedes auf der Farm geborene Eingeborenkind eine Prämie, in etwa eine Mutterziege, aussetzen, aber meistens vergeblich.“ (nach: Mamozai, 1989 [1982], 52)

Angela Davis hält mit gleicher Intention für die Situation auf den Farmen in den USA der zweiten Hälfte des 19. Jhs. fest:

„Durch die Abschaffung des internationalen Sklavenhandels war die junge Baumwollindustrie in ihrer Entwicklung schwer getroffen. Die Klasse der Sklavenhalter sah sich nun gezwungen, auf die natürliche



Abb. 1: Bergarbeiter in einer Mine, Ende 19. Jahrhundert
Quelle: Zentralinstitut für Geschichte, 1980, 197

Fortpflanzung als die sicherste Methode des Ersatzes und der Vermehrung der einheimischen Sklaven zu vertrauen. Deshalb wurde die Fortpflanzungsfähigkeit der versklavten Frau prämiert. In den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg wurden schwarze Frauen immer mehr nach ihrer Fruchtbarkeit (oder nach deren Fehlen) bewertet: So wurde diejenige, die danach aussah, eine Mutter von zehn, zwölf, vierzehn oder gar mehr Kindern zu werden, tatsächlich zu einem heftig umworbenen Besitz.“ (Davis 1982 [1981], 11)

Das Interesse an der Fortpflanzung der Arbeitskraft ist also der erste Aspekt, der im Rahmen einer Untersuchung zu Reproduktion in den Blick treten muss.

Segmentierung der Lebensbereiche und die Erfindung der Sexualität

Mit der Funktionalisierung der Menschen zur Arbeitskraft geht auch einher, dass Lebensbereiche klarer voneinander geschieden sind. Die Arbeit in den Manufakturen, Fabriken oder auf den Feldern bedeutete für diesen großen Abschnitt des Tages – der zunächst immer mindestens 12 Stunden des Tages einnahm, oft mehr –, dass allein Arbeit und diese im Akkord verlangt war (vgl. etwa Braun, 1979 [1901]; Kuczynski, 1963, vgl. Abb.1). Das heißt, dass sowohl auf den Plantagen und in den Erzminen des kolonialisierten Südens, als auch in den Manufakturen und Fabriken in Europa alle Tätigkeiten, die vom Akkord ablenken konnten, streng sanktioniert waren (vgl. Mamozai, 1989 [1982]; Kuczynski, 1963). Selbst Toilettengänge waren restriktiv eingeschränkt. Andere Beschäftigungen – auch menschliche Nähe – mussten abgetrennt in den übrigen Stunden des Tages erfüllt werden.

Das hatte Auswirkungen auf die geschlechtlichen Handlungen: Für gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen etwa bedeutete dies, dass sie, sofern nicht vehement mit Strafen verfolgt, nun in anderer Weise als bisher stattfinden mussten. Lee Wallace beschreibt, dass das „üblich gewordene Wanderarbeiterwesen und die nach Geschlechtern getrennten Häuser im Gefolge dieser Arbeit“ in den kolonialisierten Regionen andere Lebensweisen und auch „neue Formen gleichgeschlechtlicher Beziehungen nach sich“ zogen (Wallace, 2007 [2006], 260). In Bergwerken und auf Plantagen wurden die gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen dabei keineswegs stets vollständig unterbunden, sondern teilweise durch „Regeln“ kanalisiert, „um das reibungslose Funktionieren der Arbeitsprozesse zu garantieren“ (Wallace, 2007 [2006], 260). Nancy Peter Wagenknecht fasst die Auswirkungen der Produktionsverhältnisse im Anschluss an Antonio Gramsci prägnant für die späteren Fabriken Europas:

„Gramsci beobachtet, dass die Umwälzung der Produktionsweise einen komplex vermittelten und eingebetteten Puritanisierungsschub mit sich brachte, der die männlichen Fabrikarbeiter auf völlige Verausgabung ihrer Kräfte [...] dressierte. Nötig war dazu eine Disziplinierung der Körper und speziell der Sexualität.“ (Wagenknecht, 2005)

Gleichzeitig ist für das 18. und 19. Jahrhundert (und auch darüber hinaus) die Interpretation auch auf Frauen zu erweitern, weil auch „sie in Manufakturen und Fabriken Schwerstarbeit leistete[n]“ (Opitz [Ayim] 1997 [1986], 25; vgl. u.a. Haug, 2001).

Die klare Funktionalisierung der Menschen als Arbeitskraft bedeutet nicht nur ‚die Erfindung der Sexualität‘ mit klar festgelegten Identitäten, bei einer „beispiellosen Verknappung von Verhaltensweisen“ (Klauda, 2008, 13; vgl. Voß, 2013), sondern erstreckt sich auch auf die geschlechtliche Zuordnung. Sowohl bzgl. der sexuellen Handlungen als auch bzgl. der Geschlechter ergeben sich mit der modernen Ordnung Vereindeutigungen. Hieran wirkten (und wirken) insbesondere die Disziplinen Biologie und Medizin der modernen Wissenschaften mit (vgl. ausführlich: Voß, 2012; Voß, 2013; Voß & Wolter, 2013). Zeigten sich die Menschen und selbst die juristischen (kirchenrechtlichen) Instanzen im Spätmittelalter nicht einmal besonders beeindruckt, wenn ein Mensch geschlechtlich nicht klar zu erkennen war (Rolker, 2013), so sind in der Moderne Biologie und Medizin mit der eindeutigen Klassifizierung und Normierung geschlechtlicher (als ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘) und sexueller Merkmale (als ‚heterosexuell‘, ‚homosexuell‘, ‚bisexuell‘) beschäftigt und sie wirken auf die Beseitigung derjenigen Merkmale hin, die sie als ‚Abweichung‘ und ‚Störung‘ erkennen (vgl. Voß, 2012; Voß, 2013, vgl. Abb. 2).

Bevölkerungspolitiken – und Malthus und Darwin

Das Interesse richtete sich allerdings in den modernen bürgerlichen Gesellschaften keineswegs nur auf eine möglichst große zur Verfügung stehende Masse an Arbeitskraft (und die von Menschen hergestellten Dinge). Auch waren die Regierungsweisen keineswegs konsistent darauf gerichtete, die Arbeitskraft tatsächlich zu erhalten und zu mehren. Stattdessen musste durch eine entsprechend hohe Reproduktionsrate in den Kolonien auch die vielfältigen Folterungen und Ermordungen von Menschen durch die Kolonisatoren ‚quantitativ ausgeglichen‘ werden – für die deutsche Kolonie Kamerun ist beispielsweise für Plantagen überliefert, dass teilweise 50 bis 75 Prozent der Arbeitskräfte von einem Jahr auf das andere umkamen (vgl. Mamozai 1989 [1982], 47). Auf dem europäischen Kontinent blieben die Arbeits- und Lebensbedingungen der arbeitenden Menschen – des Proletariats – bis in das 20. Jahrhundert hinein äußerst schlecht, mit miserablen Wohn- und hygienischen Verhältnissen, massiven Erkrankungsraten und einer hohen Kindersterblichkeit, sowie einer Lebenserwartung, die etwa in Deutschland bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts für Menschen der Arbeiterklasse nicht die 30 bis 35 Lebensjahre überschritt (vgl. etwa Braun, 1979 [1901]; AG Jugend und Bildung, 2010, 8ff, 34ff; Voß, 2011, vgl. Abb. 3).

In den Diskursen der Privilegierten – und seit Ende des 19. Jahrhunderts teilweise und zunehmend auch mit praktischen Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse – wurde der Gesundheitszustand und wurden einige physische Merkmale der Bevölkerung thematisiert (vgl. Foucault, 2003 [1974]; Voß, 2011, 41f). Nachdem das Bürgertum auch die politische Herrschaft errungen hat-

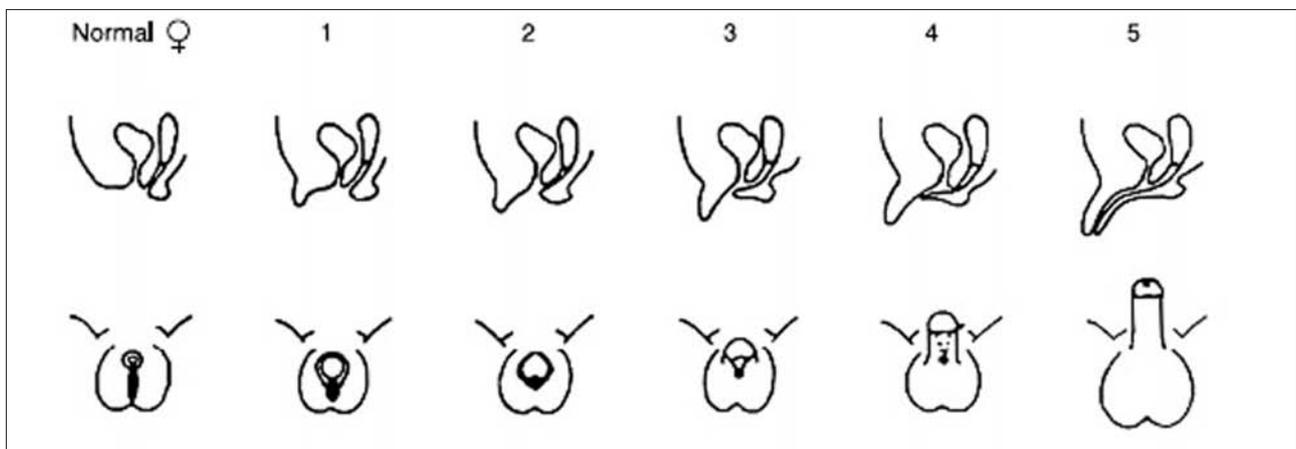


Abb. 2: Erkennen und Klassifizieren sowie Beseitigen von ‚Abweichungen‘: Nachdem seit dem 19. Jahrhundert mehrere Klassifikationen ‚nicht-typischer‘ Geschlechts vorlagen, wurden und werden seit den 1950er Jahren routinemäßige geschlechtszuweisende Eingriffe durchgeführt. Hier dargestellt: Die nach Andrea Prader benannte Klassifikation der Virilisierung nicht ‚typischer‘ weiblicher Genitalien (Prader 1954)

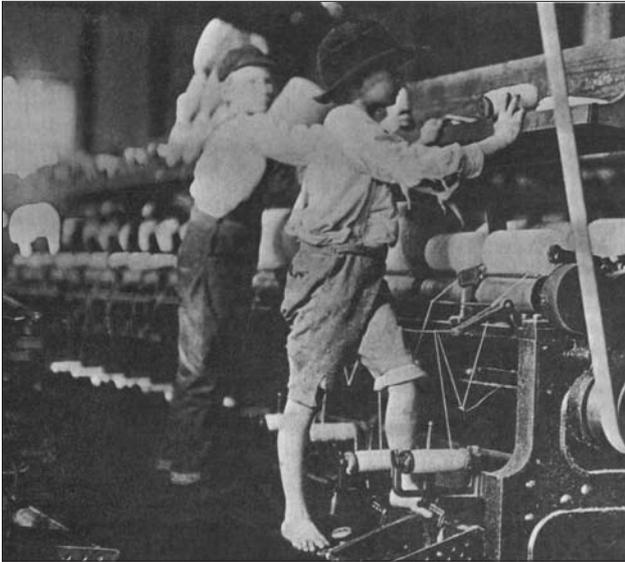


Abb. 3: Kinderarbeit in einer Spinnerei im Deutschen Reich, 1907. Quelle: AG Jugend und Bildung, 2010, 35

te, richtete sich das Interesse auf eine große Bevölkerung und die Militärtauglichkeit der Männer (vgl. Buchterkirchen, 2011, 15ff). In dieser Hinsicht wurden nicht nur Maßnahmen der Gesundheitsversorgung und der ausreichenden Ernährung diskutiert, sondern auch die Fortpflanzung für relevant erachtet. Gleichzeitig galt das Interesse nun insbesondere einer ‚gesunden‘ Bevölkerung, die den normierten Ansprüchen sich entwickelnder industrieller Produktion und verstaatlichender Massnahmen entsprach. Körperliche Beeinträchtigungen, psychische Erkrankungen, Widerspenstigkeit und später auch Trunksucht, Obdachlosigkeit, Bettelerei galten zunehmend als nicht erwünschte Merkmale (vgl. einführend zu Bevölkerungs- bzw. ‚Bio-Politiken‘: Foucault, 1977 [1975]; Foucault, 1983 [1976]; Lemke, 2007). Sie wurden darüber hinaus schließlich als erblich gefasst und prägten die Vererbungstheorien rund um den so genannten ‚Kulturkrisen-Diskurs‘ um 1900 (vgl. Weingart et al., 1992; Bublitz et al., 2000).

Die ökonomischen Ansätze zur Bevölkerungsentwicklung wurden damit prägend für die biologischen und medizinischen Wissenschaften – und ihre Vererbungstheorien. Thomas Robert Malthus (1766–1834) hatte 1798 in dem *Essay on the Principle of Population* ausgeführt, dass die Menschen stets mehr Kinder zeugen würden, als ernährt werden könnten. Armut und Tod seien notwendige Folge und würden dafür sorgen, dass ‚die Schwächsten‘ nicht überlebten. Malthus führte in seinen ‚Bevölkerungstheorien‘ den ‚Kampf ums Dasein‘ für die gesellschaftliche Ebene aus. Charles Robert Darwin (1809–1882) und Alfred Russel Wallace (1823–1913) – letzterer gelangte zeitgleich zu Darwin zu ähnlichen Schlüssen wie dieser –, erhielten nachweislich durch die

Lektüre des *Essays* wesentliche Anregungen für ihre biologischen Evolutionstheorien. Hans-Walter Schmuhl urteilt entsprechend:

„Die Natur, wie Charles Darwin sie sich vorstellte, spiegelte – vermittelt durch die malthusianische Sozialtheorie – die gesellschaftlichen Verhältnisse wider, wie Darwin sie erlebte. Klugen Zeitgenossen blieb dieser Zusammenhang nicht verborgen. Karl Marx etwa kommentierte ironisch: ‚Es ist merkwürdig, wie Darwin unter Bestien und Pflanzen seine englische Gesellschaft mit ihrer Teilung der Arbeit, Konkurrenz, Aufschluss neuer Märkte, ‚Erfindungen‘ und Malthusschem ‚Kampf ums Dasein‘ wiedererkennt.“ (Schmuhl, 2009, 366)

Marx wandte sich dabei nicht gegen den Gedanken der Evolution, vielmehr setzte auch er Entwicklungsdenken für seinen theoretischen Ansatz zentral. Er verwies aber gleichzeitig pointiert auf die gesellschaftlichen Zustände im zeitgenössischen England.

Die neueren Vererbungstheorien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sind nicht auf diese malthusianische Perspektive einzugrenzen, gleichwohl sind sie erheblich davon geprägt. An dieser Stelle seien nur die Stichworte ‚Degeneration‘ und ‚Eugenik‘ genannt, jeweils prominent thematisiert um die Jahrhundertwende 1900 und nachfolgend (vgl. dazu u.a. Weingart et al., 1992; Bublitz et al., 2000).

Vererbungstheorien und bürgerliche Geschlechtervorstellungen

Entgegen dem skizzierten Bild der Lebens-, Sexualitäts- und Geschlechterverhältnisse in der armen Bevölkerung, war und ist das bürgerliche Idealbild der Geschlechterrollen anders geartet:

„Mit der Trennung in Privatsphäre und außerhäusliche Produktion kam der – von der beruflichen und politischen Lebenswelt ausgeschlossenen – Bürgersfrau die Rolle der treusorgenden Gattin, Hausfrau und Mutter zu. Diese Entmachtung wurde verklärt und idealisiert [...]“ (Opitz [Ayim], 1997 [1986], 25)

Die Trennung gesellschaftlicher Sphären, der Ausschluss der Frauen von der politischen Ebene und von prestigeträchtigen und lukrativen Positionen in der Gesellschaft – u.a. in Wirtschaft und Wissenschaft – sind Kennzeichen der Geschlechterverhältnisse der bürgerlichen Ordnung. Begründet wurde dies über eine ‚Natur‘, die die Geschlechter vermeintlich für unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche befähige. Entsprechend waren auch hier

Biologie und Medizin bestimmende Instanzen, um die Zurücksetzung der Frauen – wie die Deklassierung von Menschen unterer Schichten und von People of Color generell¹ – in der weiß und männlich dominierten Gesellschaft zu rechtfertigen (wobei es selbstverständlich auch in Biologie und Medizin stets unterschiedliche Positionen gab und auch dort um die Stellung der Geschlechter in der Gesellschaft gerungen wurde [vgl. Voß, 2010, 89ff]).

Die androzentrischen Betrachtungen zu Geschlecht prägten alle Disziplinen der Biologie und Medizin, von den Gehirnforschungen etc., bis hin zu den um 1900 aufkommenden Fachrichtungen Hormonforschung und Genetik. Für die Vererbungstheorien – und hier mit Blick auf die Zeugungsstoffe – brachte Helen Bradford Thompson, eine exzellente und für ihre Arbeiten ausgezeichnete Psychologin und Neurowissenschaftlerin um 1900 (vgl. Voß, 2010, 370), die androzentrische Voreingenommenheit der Biologie und Medizin mit Bezug auf J. Loubet treffsicher und etwas spöttisch auf den Punkt und konterte damit der Sicht der ‚behebigen Eizelle‘ als Bild für die ‚passive‘ und auf den Haushalt beschränkte Position der Frau in der Gesellschaft versus der ‚agilen, sich bewegenden Samenzelle‘ als Portrait der aktiven gesellschaftlichen Position des Mannes:

„Es liegt sowohl Wahrheit wie Humor in Loubets [...] Vermutung, dass, wenn man die Beschaffenheit der Genitalzellen [Eizelle, Samenzelle, Anm. HV] umkehrte, es für die Anhänger dieser Entwicklungslehre ein leichtes sein würde, die Kennzeichen für das Geschlecht so abzuleiten, wie sie sie jetzt für den umgekehrten Fall angeben. Es würde dann die weibliche Zelle, kleiner und beweglicher als die männliche, das Weib mit ihrer geringeren Körpergröße, ihrem erregbaren Nervensystem und ihrer Unfähigkeit zu angestrenzter Aufmerksamkeit verkörpern, während die männliche Zelle, gross, ruhig und auf sich selbst

beruhend, die Größe und Kraft, das unparteiische Denken und die leichte Konzentration der Aufmerksamkeit des Mannes darstellen würde.“ (Thompson, 1905 [1903], 183; Hervorhebung ausgelassen)

Die Sichtweise ‚weiblicher Passivität‘ versus ‚männlicher Aktivität‘ war noch bis in die 1980er Jahre zentral in den biologischen Forschungen. So wurde in der Hormonforschung und in der Genetik konsequent davon ausgegangen, dass lediglich für die Entwicklung männlichen Geschlechts aktive Schritte notwendig seien – Androgene bzw. SRY (Abkürzung für *geschlechtsdeterminierende Region auf dem Y-Chromosom*). Hingegen wurden bis Mitte der 1980er Jahre keine aktiven Entwicklungsschritte für die Ausbildung weiblichen Geschlechts, etwa zur Ausbildung von Eierstöcken, angenommen. Erst durch einen Aufsatz von Eva M. Eicher und Linda L. Washburn (1986) setzte seit Mitte der 80er Jahre ein Umdenken ein (vgl. ausführlich Voß, 2010, 237ff); allerdings sind die androzentrischen Vorannahmen insbesondere in medizinischen Arbeiten auch heute noch häufiger zu finden (vgl. exemplarisch Bosinski, 2000, 100; Zabransky, 2013, 13f).

Vererbungstheorien: Von Naturphilosophie zu biologisch-medizinischer Wissenschaft

Erst mit diesem kurzen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse – auch die Geschlechterverhältnisse – können Fragen um ‚Reproduktion‘ und Vererbungstheorien in Biologie und Medizin adäquat gestellt werden. Auch die biologischen und medizinischen Forschungen fanden und finden als Bestandteil gesellschaftlicher Aushandlungen statt. Und Biologie und Medizin erfüllen in der Gesellschaft wichtige Funktionen, unter anderem dazu, dass ein Denken in Klasse, Rasse, Geschlecht erarbeitet wurde und aufrecht erhalten wird.

Das gilt auf andere Weise auch für naturphilosophische Betrachtungen der Antike. Wurden in der Antike auch keine ‚Großgruppen‘ von Menschen konstruiert – die Einordnungen der Menschen nach Klasse, (eindeutigem) Geschlecht und rassistischer Zuschreibung wurden erst seit der beginnenden Moderne ‚erfunden‘ – und nahm die Naturphilosophie in der Gesellschaft keinen so prominenten Platz ein, wie Biologie und Medizin in der Moderne, so wurden auch in der antiken Naturphilosophie Fragen um Reproduktion und Vererbung gestellt, auf Basis der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Dabei ging es um die Legitimität des Nachwuchses – ‚Ähnlichkeit‘ des Kindes zu den Eltern, um seine

¹ Étienne Balibar (1992 [1988]) arbeitet die gemeinsamen Begründungszusammenhänge für Klasseneinteilung und rassistische Unterscheidung heraus. Kapitalistisch war „die natürliche Veranlagung gewisser Menschen für die ermüdenden, schmutzigen, monotonen Arbeiten [...], die zwar körperliche Kraft, aber weder Intelligenz noch Initiative erfordern“ und der „tiefverwurzelte [...] Hang“ dieser Menschen „zur ‚systematischen Faulenzerei‘“ nachzuweisen. Hiervon ausgehend wurde begründet, dass solche Menschen „einen Meister [brauchen], der [sie] dazu anhält, gemäß [ihrer] Natur zu arbeiten“ (Balibar, 1990, 254) „[Z]unächst galt es [so], die Masse der ‚Elenden‘ zu spalten (indem insbesondere der Bauernschaft und den ‚traditionellen‘ Handwerkern die Qualität der nationalen Authentizität, der Gesundheit, der Moral, der rassistischen Integrität zugesprochen wurde, die genau im Widerspruch zur Pathologie der Industriearbeiter stand); sodann waren die Merkmale der ‚arbeitenden Klassen‘ insgesamt, also die Gefährlichkeit und die Erblichkeit, auf die Fremden zu übertragen, insbesondere auf die Einwanderer und die Kolonisierten.“ (ebd.)

‚Rechtmäßigkeit‘ zu bezeugen. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Position von Frauen und Männern – folgt man etwa den wenigen Quellen für die griechische Antike, durften Frauen nicht oder in geringerem Maße als Männer erben und vererben sowie Besitz halten² – wurde die Geschlechtsentwicklung besonders diskutiert (vgl. Duby & Perrot, 1993 [1990]; Hartmann, 2007; für einen Überblick: Voß, 2010, 37–51). Schließlich stand in den Theorien einiger Naturphilosophen auch in Frage, ob die Frau ebenso wie der Mann einen ‚Samenbeitrag‘ für die Ausbildung des Embryos leiste.

Da auch die modernen biologisch-medizinischen Ausarbeitungen zu Reproduktion und Vererbung wichtige Impulse aus vorangegangenen Theorien nehmen – wie schon am von Charles Darwin genutzten Begriff des ‚Pangens‘ unter Rückgriff auf die antike ‚Pangenesislehre‘ deutlich wird – werden im Folgenden einige zentrale Theorien zu Reproduktion und Vererbung in ihrer historischen Genese vorgestellt.

Die antike Pangenesislehre

Auf die Atomisten Leukippos von Milet (oder Abdera, um 460 v.u.Z. [vor unserer Zeit]) und Demokritos von Abdera (460–371 v.u.Z.) geht die so genannte *Pangenesislehre* zurück. Beide gingen davon aus, dass alle Gewebe und Organe des Organismus jeweils kleine Einheiten („Atome“) absondern würden, die sich in den Geschlechtsstellen zu Samen zusammenlagerten und auf diese Weise die Grundsubstanz für den sich ausbildenden Embryo lieferten. Im Samen seien somit die Körperteile des Embryos – sei der Embryo selbst – bereits vorgefertigt (präformiert) vorhanden, so dass in der Embryonalentwicklung lediglich eine Größenzunahme zu beobachten sei. (Aristoteles, A: S.L6r; Censorinus A; vgl. Lesky, 1950, 70-76; Voß, 2010, 55–56)

Einen Samen nahmen Leukippos und Demokritos sowohl bei der Frau als auch beim Mann an. Welcher der beiden elterlichen Samenbeiträge bezüglich eines Merkmals zum Tragen komme, hänge von der *Durchsetzungskraft*, der *Quantität* und *Geschwindigkeit* des jeweiligen

Beitrags ab. Das gelte auch bezüglich des Geschlechts. Hatte Empedokles von Akragas (ca. 495–435 v.u.Z.), der ebenfalls den Samen als Substrat kleiner Einheiten aller Körperteile und Frau und Mann als gleichermaßen bedeutsam bei der Vererbung beschrieben hatte, insbesondere ‚Wärme‘ (versus ‚Kälte‘) als wichtig angesehen, damit sich der Samenbeitrag eines Elternteils bzgl. eines Merkmals durchsetze, so folgen Leukippos und Demokritos dieser Ansicht nicht.

Nach Empedokles‘ ‚Wärmethorie‘ sei neben der ‚Wärme‘ oder ‚Kälte‘ des Samens auch die ‚Wärme‘ und ‚Kälte‘ des Empfängerortes – der Gebärmutter – für die Merkmalsausprägung insbesondere im Hinblick auf Geschlecht bedeutsam. Bei einer ‚warmen‘ Gebärmutter entstehe ein Junge, bei einer ‚kalten‘ ein Mädchen. Ähnlich verhalte es sich auch beim geschlechtlichen Einfluss des Samens, wobei sowohl Frau als auch Mann ‚wärmeren‘ und ‚kälteren‘ Samen absondern könnten (Aristoteles, A: S.L6v; Censorinus, A). Von anderen Naturphilosophen – Anaxagoras von Klazomenai (um 500–428 v.u.Z.) und Parmenides von Elea (um 540–480 v.u.Z.) – wurden bzgl. der Geschlechtsentwicklung weder ‚Wärme‘ noch die ‚Durchsetzungskraft‘ des Samenbeitrags als bedeutsam angesehen, sondern aus welcher Körperhälfte – der ‚linken‘ oder der ‚rechten‘ – der Samen komme und in welche ‚Kammer‘ der Gebärmutter – sie wurde als mehrkammrig beschrieben – der Samen aufgenommen werde und sich der Embryo entwickle (Aristoteles A: S.L5v; Censorinus A)³. Die linke Körperseite wurde dabei mit weiblichem Geschlecht, die rechte mit männlichem Geschlecht assoziiert. Auch diese Zuordnung ist in den antiken Schriften, wie ‚warm‘/‚kalt‘ oder an anderer Stelle ‚dick‘/‚dünn‘, ‚stark‘/‚schwach‘, keineswegs wert- und geschlechtsneutral, vielmehr galt die rechte Körperseite als die ‚tauglichere‘, ‚kräftigere‘ und ‚beweglichere‘ (vgl. u.a. Fietze, 1991).

Das physisch-physiologische und medizinische Wissen der griechischen Antike, das schließlich einige Jahrhunderte prägte, wird dominant mit dem Namen Hippokrates von Kós (um 460–370 v.u.Z.) in Verbindung gebracht. Allerdings ist nicht nur der Arzt Hippokrates berühmt, vielmehr trägt ein ganzes Corpus von Schriften seinen Namen, das allerdings nicht allein von ihm verfasst wurde. So entstand das Corpus Hippocraticum im Zeitraum vom 4. Jh. v.u.Z. bis zum 1. Jh. u.Z. – und ist in sich teilweise widersprüchlich (vgl. u.a. Kollesch & Nickel, 1981, 6f). Grundlage der hippokratischen Medizin und des Körperverständnisses, ist die so genannte Humoralbiologie, die Lehre von den Säften (*Humoralen*) im Körper. Unterschieden wurden die vier Säfte Blut,

² Zu den Geschlechterverhältnissen in der griechischen Antike ist – anders als manchmal suggeriert wird – nur wenig Material überliefert. Nur für drei der etwa 700 Poleis (Stadtstaaten, die allerdings nicht unserem heutigen Staatenverständnis folgen) liegen einige Hinweise zu den Geschlechterverhältnissen vor. Das sind Sparta und Gortyn (bzw. Gortys), für die jeweils wenig Material vorhanden ist, und Athen, mit sehr ausführlichen Überlieferungen etwa von Platon und Aristoteles. Betrachtungen zur Antike müssen immer entsprechend zurückhaltend sein und man muss sich fragen, warum aus einigen Poleis und von einigen Personen – Platon, Aristoteles – viel Material vorhanden ist, während anderes offenbar abhanden gekommen ist, nicht abgeschrieben oder gar vernichtet wurde.

³ Aristoteles benannte als einzigen Vertreter dieser Theorie Anaxagoras.

Schleim, Galle und Wasser (bzw. in einer anderen hippokratischen ‚Schule‘: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle). Das Verhältnis der Säfte zueinander sei von Umwelt und Lebensweise abhängig und würde den Gesundheitszustand des Menschen kennzeichnen (Hippokrates, A, 199ff, 241–269; vgl. Kollesch & Nickel, 1981, 19f, 56ff). Entsprechend waren medizinische Ratschläge vielfach an den Säften orientiert und diätetisch ausgerichtet.

Bezüglich Fragen der Fortpflanzung und der Vererbung sind die hippokratischen Schriften der *Pangenesislehre* zuzurechnen. Sie beschreiben, dass sich die wirksamen Extrakte etwa aller Gewebe im Samen zusammenfinden würden. Allerdings gehen sie nicht davon aus, dass die Körperteile jeweils ihre wirksamsten Bestandteile absonderten, sondern dass die Extrakte von den Geweben und den Humoralen – den Säften – kommen würden (vgl. u.a. Lesky, 1950, 78; Föllinger 1996, 34–42; Voß, 2010, 57–60). Einen Beitrag zur Zeugung beschrieben sie sowohl für den Mann als auch für die Frau, wobei sie ebenfalls auf die dichotomen Zuschreibungen der ‚Dicke‘/‚Dünne‘, ‚Stärke‘/‚Schwäche‘ etc. zurückgriffen.

Die antike Hämatogene Samenlehre

Die *Hämatogene Samenlehre* findet sich zuerst ausführlich bei Diogenes von Apollonia (499/98–428/27 v.u.Z.) ausgeführt. Allerdings gab es vermutlich bereits zuvor einige Vertreter – als Vorläufer der Theorie ist etwa der bereits erwähnte Parmenides von Elea zu betrachten (Lesky, 1950, 121). In der Theorie von Diogenes ist das Pneuma (die Luft) zentral und Grundlage aller Dinge. Auch im Organismus komme dem Pneuma die zentrale Funktion zu. Das Blut (*Häm*) sei der Träger des Pneumas. Während das meiste Pneuma aus dem Blut durch die ‚Fleischteile‘ des Körpers aufgenommen werde, gelange der Überschuss in die Geschlechtsteile und bilde dort den Samen. Auf Grund des Pneumas sei der Samen ‚warm‘ und ‚schaumig‘ – und nach Diogenes verfüge allein der Mann über einen Samen (vgl. Lesky, 1950, 122–124).

Ausführlicher gefasst, findet sich die *Hämatogene Samenlehre* bei Aristoteles (aus Stageiros, 384–322 v.u.Z.). Aristoteles war Schüler Platons und gilt noch heute als einer der bedeutendsten griechischen Philosophen, wobei seine Schriften in Europa seit dem lateinischen Mittelalter insbesondere über die Rezeption des Thomas von Aquin (1225–1274) Verbreitung fanden und dadurch nicht unwesentlich verzerrt wurden (so ist etwa die Ablehnung von Masturbation und gleichgeschlechtlichem Sexualverkehr thomistisch, nicht aristotelisch). Aristoteles arbeitete die *Hämatogene Samenlehre* dezidiert aus. Dabei setzte er im Anschluss an die ‚Wärmethorien‘ die ‚Wärme‘ bzw. vielmehr den an ‚Wärme‘ gebundenen Prozess

der ‚Kochung‘ für die Entwicklung von Körpergeweben und auch den Samen zentral. Aufgenommene Nahrung würde zunächst den Körper versorgen. Der Überschuss werde durch ‚Kochung‘ zu Fett oder zu Samen umgewandelt. ‚Erschöpfung‘ nach dem Sexualverkehr sah Aristoteles als Beleg dieser Theorie. Während etwa Kinder und Jugendliche keinen Samen bildeten, weil sie ihn für das Wachstum benötigten, sei auch bei Krankheit die ‚vollständige Kochung‘ der Nahrung zu Samen nicht möglich. Interessant und verschieden von der *Pangenesislehre* ist die *Hämatogene Samenlehre* nun gerade deswegen, weil ihr nicht zu Grunde liegt, dass alle Körperteile wirksame Extrakte zur Verfügung stellten und der Embryo, nach der Zusammenlagerung der Teile im Samen, dort schon ‚vorgeformt‘ wäre, sondern weil mit ihr von einem *echten Entwicklungsprozess* ausgegangen wurde. Erst im Verlauf der Entwicklung werde durch das ‚bewegende‘ und ‚formende‘ Prinzip des Samens die zunehmende Formung und Aufgliederung des Embryos erreicht. Es werde also ‚ungeformte Materie‘ erst über einen Prozess zu Materie zunehmender ‚Formung‘, schließlich zu einem Organismus.

Und hier wird auch die von Aristoteles vertretene deutliche Geschlechterunterscheidung und -hierarchie bedeutsam, die er wohl auch in Abgrenzung zu seinem Lehrer Platon entwickelte, der sich ja partiell gegen die untergeordnete Position von Frauen in der athenischen Gesellschaft (in Bezug auf politische Ämter, die ‚Wächertätigkeit‘) positioniert hatte. Aristoteles sah die Konstitution der Frauen – wie auch die hippokratischen Schriften – als ‚feuchter‘ und ‚kälter‘ im Vergleich zur ‚trockeneren‘ und ‚wärmeren‘ der Männer an. Die ‚Kälte‘ der Frauen erklärte er als einen Mangel und diesen Mangel sah er bei Frauen so stark ausgeprägt, dass sie zur vollständigen ‚Kochung‘ der Nahrung zu Samen prinzipiell gar nicht in der Lage seien. Stattdessen würden sie ‚Katamenien‘ bilden – eine Vorstufe des Samens, als die er das Menstruationsblut ansah. Erst durch das bewegende Prinzip des Mannes würden schließlich auch die ‚Katamenien‘ bei der Zeugung ‚fertiggekocht‘. Allerdings würden sie – und insgesamt die ‚kältere‘ Konstitution der Frauen – an der Vererbung eher darüber mitwirken, dass sie das ‚bewegende Prinzip‘ des männlichen Samens abschwächen und lediglich durch diese Abschwächung würden sich auch Ähnlichkeiten des Kindes zur Mutter ausbilden⁴ (Aristoteles, A, S.D2v-D7v; vgl. u.a. Lesky, 1950, 128ff; Föllinger, 1996, 118–227; Voß, 2010, 61–66). Während Aristoteles Perfektion in Gleichartigkeit des Gebildeten

⁴ Durch kleinere Inkonsistenzen ermöglicht Aristoteles punktuell eine ‚direkte Vererbung‘ durch den Beitrag der Frauen, explizit wenn sich Ähnlichkeiten eines Kindes zur Großelterngeneration zeigten.

mit dem Bildenden erblickte, sah er Frauen als erste Abweichungen der Gleichartigkeit, als erste ‚Missbildungen‘ an. Nach Aristoteles wirke sich der Mangel der Frauen an ‚Wärme‘ nicht nur auf die Unfähigkeit der ‚Kochung‘ der Nahrung aus, sondern würde die gesamte Konstitution prägen. Ohne den Rückbezug auf seine naturphilosophische Argumentation rechtfertigte Aristoteles in seinen politischen Schriften die zurückgesetzte Position der Frauen in der athenischen Gesellschaft und begründete, dass sie stets von Vormündern geführt werden müssten (vgl. Horowitz, 1976, 206–213; Fietze, 1991, 39–49; Föllinger, 1996, 182–227).

Die römische Antike und das Fortwirken der griechischen Tradition

Ging Aristoteles davon aus, dass Frauen nur den ‚Stoff‘ bereitstellen würden, der durch das von ihm als wichtig betrachtete ‚bewegende Prinzip‘ der Männer geformt werden würde – er nutzte die Metapher des Felsblocks (Beitrag der Frauen), der durch den Bildhauer geformt werde (Beitrag des Mannes) (Aristoteles, A, S.E1v; vgl. Horowitz, 1976, 193–197; Föllinger, 1996, 138–169), so vermittelte Galenos von Pergamon (2. Jh. u.Z.) diese Ansicht mit der hippokratischen Auffassung zweier Samen. Vermutlich die Verbindung ‚widerstrebender Auffassungen‘ und die auf dieser Grundlage erarbeitete konsistente Weltansicht machte Galenos zur Autorität bis ins Mittelalter. Er baute seine Vorstellungen auf der hippokratischen Humoralbiologie auf – die er zur Temperamentenlehre fortentwickelte. Entsprechend prägten diätetische Ratschläge die ärztlichen Behandlungen.

In Bezug auf Reproduktion, Vererbung und Geschlechterauffassungen nahm Galenos an, dass sowohl Frauen als auch Männer mit Samen zur Zeugung beitragen. Dies unterlegte er mit anatomischen Untersuchungen (durchgeführt an Schweinen, Affen und Hunden), bei denen er die Einmündung der ‚Samenleiter‘ der Frau in die Gebärmutter beobachtet hatte. Damit widersprach er den Beobachtungen alexandrinischer Anatomen des 4. und 3. Jh. v.u.Z., die die weiblichen ‚Samenleiter‘ in die Harnblase einmünden sahen (vgl. Voß, 2010, 66–67) und auf dieser Basis der Auffassung Aristoteles‘ folgten, dass die Frau über keinen Samen verfüge. Galenos kam auf Basis seiner Untersuchungen zu einer anderen Auffassung: Frauen und Männer hätten Samen. Allerdings unterschieden sich die Samen in der Qualität – Frauen würden in größerem Maße über ‚feuchteren‘ und ‚kälteren‘ Samen verfügen – und dadurch seien Unterschiede in der Ausprägung von Merkmalen und in der Vererbung bedingt (Galenos, A, 628–634; vgl. Lesky, 1950, 180f; Kolesch & Nickel, 1981, 25f; Flemming, 2000, 255ff; Voß,

2010, 72–76). Die Bedeutung von ‚Wärme‘ und ‚Kälte‘ führte Galenos detailliert aus – so würden etwa die Genitalien bei Männern nach außen gekehrt seien, weil sie über eine größere ‚Wärme‘ verfügten. Frauen hätten die gleichen Genitalien, nur würden sie bei ihnen auf Grund des Fehlens an ‚Wärme‘ im Körperinneren verbleiben (Galenos, A, 628–632). Auch die ‚Rechts-Links-Theorie‘ band Galenos in seine Betrachtungen ein und beschrieb so Differenzen zwischen dem Samen, je nachdem, ob er aus dem linken oder rechten Hoden der Frau bzw. des Mannes komme, und zwischen den Kammern der als zweikämmrig angesehenen Gebärmutter. Das habe Auswirkungen auf das Geschlecht: linksseitig entstehe weibliches, rechtsseitig männliches Geschlecht.

In Bezug auf andere Merkmale des Kindes ging Galenos hingegen davon aus, dass beim Ausstoßen des Samens nacheinander Samen unterschiedlicher Qualität ausgeschüttet werde. Der zuerst abgesonderte Samen habe eine ‚dichtere‘ und ‚stärkere‘ Struktur, wogegen die nachfolgenden Fraktionen des Samens zunehmend ‚dünnere‘ und ‚schwächer‘ seien. Damit variiere die Durchsetzungskraft des Samens und würden sich unterschiedlich für die körperlichen Merkmale des Kindes, mal Ähnlichkeiten zum Vater, mal zur Mutter ausprägen.

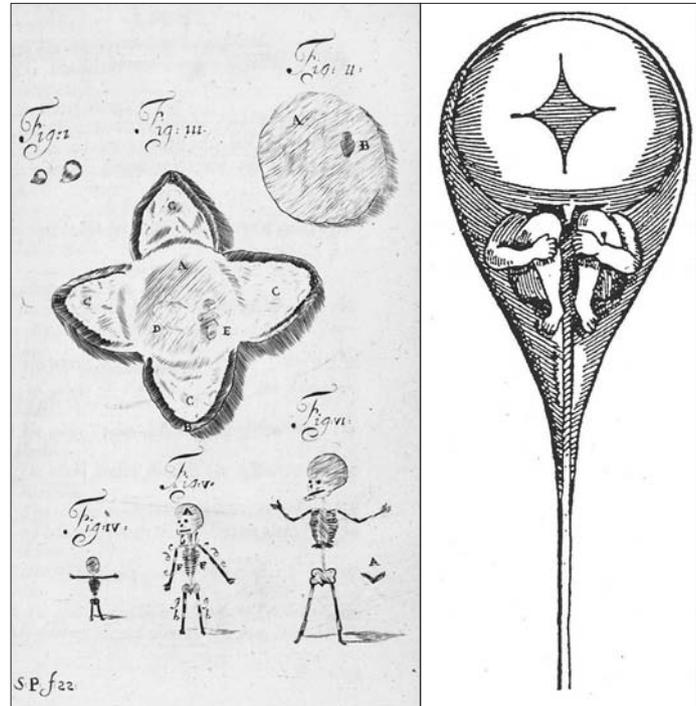
Dieser Durchgang durch die antiken Theorien war mehr kursorisch. Es wurden einige Streitpunkte bzgl. Fortpflanzung und Vererbung deutlich, insbesondere die Unterscheidung der *Pangenesislehre* und der *Hämatogenen Samenlehre* und die *Diskussion um den weiblichen Zeugungsbeitrag* werden auch im Folgenden bzgl. der Vererbungstheorien bedeutsam sein. Wurde verschiedentlich das einfache Fortwirken antiker naturphilosophischer Betrachtungen bis ins Mittelalter, teilweise sogar bis ins 18. Jahrhundert beschrieben, so ist dies nicht korrekt: Gerade in den Schriften des arabischen Mittelalters und der Renaissance werden auch abweichende Positionen und Diskussionen ersichtlich (vgl. ausführlicher Voß, 2010).

Die Präformationstheorien des 17. Jahrhunderts

Neue Untersuchungsmethoden, vor dem Hintergrund eines klar auf einen ‚Schöpfergott‘ bezogenen Weltbildes, führten im 17. Jahrhundert vorerst zu einem klaren Übergewicht der Vorstellung der *Präformation des Embryos* im Zeugungsbeitrag. Gleichzeitig wurde antiken Schriften partiell im Grundsatz widersprochen: Während bislang für Frau und Mann ein Samen diskutiert wurde – also keine klare begriffliche Unterscheidung vorlag – und auch von den Vertretern, die Frauen einen vollwertigen Samen absprachen, der Unterschied zwi-

Abb. 4: Die Präformation nach der Vorstellung der Ovisten (links) und der Animalkulisten (rechts); beide Darstellungen: Ende 17. Jahrhundert.

Quelle: http://www.hps.cam.ac.uk/visibleembryos/s1_4.html (Zugriff: 13.8.2013)



schen Frauen und Männern im Sinne eines ‚mehr und weniger‘ an ‚Wärme‘ gesehen wurde, also keine unterschiedlichen Wesenheiten ‚Frau‘ und ‚Mann‘ behauptet wurden –, so änderte sich das in den Präformationstheorien im Anschluss an Beschreibungen William Harveys (1578–1657). Mit Hinweis auf Vögel sah Harvey auch beim Menschen den Zeugungsbeitrag der Frau im ‚Ei‘ – nicht im Samen –, formulierte aber selbst keine Ansicht der Präformation. Hingegen bauten Regnier de Graaf (1641–1673) und Marcello Malpighi (1628–1694) diese Theorie weiter aus. Sie setzten das ‚Ei‘ zentral und formulierten, dass in diesem der später geborene Mensch bereits vollständig, wenn auch im äußerst kleinen Maßstab, vorgebildet sei.⁵ In der Embryonalentwicklung würde lediglich eine Größenzunahme stattfinden. Denken wir an die antike Pangenesislehre, so zeigen sich einige Übereinstimmungen: Dort wurde ebenso angenommen, dass zu Beginn der Embryonalentwicklung alle Körperteile im Samen bereits vorhanden wären, allerdings wurde dort ein ‚stofflicher‘ und ‚bewegender‘ Zeugungsbeitrag sowohl für die Frauen als auch für die Männer beschrieben. Die Anhänger der Theorie der Präformation im Ei – sie werden auch als ‚Ovisten‘ bezeichnet – folgten der Ansicht der Vorbildung, trennten aber deutlich zwischen dem weiblichen und männlichen Zeugungsbeitrag. Sie sahen den stofflichen Beitrag – den vorgebildeten Men-

schen – im weiblichen Zeugungsbeitrag vorgebildet, seine Größenzunahme finde allerdings nur dann statt, wenn der männliche Zeugungsbeitrag mit einem ‚aktivierenden‘, ‚bewegenden‘ Prinzip diese ‚Auswicklung‘ des Embryos initiiere und aufrecht erhalte. Von diesen Forschenden wurde das ‚bewegende männliche Prinzip‘ als zentral beschrieben. Bedeutsamer ist aber die wesenhafte Unterscheidung zwischen weiblichem und männlichem Zeugungsbeitrag. Und an diese Differenzierung knüpften nun auch weitere Differenzbeschreibungen an: Unterschiedliche Zeugungsstoffe benötigten unterschiedliche Orte ihrer Lagerung (‚Eierstöcke‘ [!] für Eier vs. ‚Hoden‘ für Samen); weitere Verschiedenheiten wurden unter anderem für die die Zeugungsstoffe ableitenden Gefäße sowie für die zuleitenden Blutgefäße formuliert (vgl. beispielhaft Graaf, 1972 (1672), insb. 110–152; ausführlich: Voß, 2010, 121–126).

Der Ansicht der Präformation im Ei – Ovismus – stand die Position der Präformation im (männlichen) Samen gegenüber. Diese Richtung wird auch als Animalkulismus bezeichnet – ‚animalculi‘ bedeutet soviel wie ‚Samentierchen‘ und liegt auch dem heute gebräuchlichen Begriff ‚Spermatozoen‘ zu Grunde. Antoni van Leeuwenhoek (1632–1723), Nicolas Hartsoeker (1656–1725) und Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) sind die prominent gewordenen Vertreter dieser Theorie. Und auch ihren Beschreibungen lagen technische Neuerungen zu Grunde: So ermöglichten es neuartige Linsen und das Verfahren des Mikroskopierens in einem Samentropfen die kleinen und vollständigen Menschen als sich bewegende ‚animalculi‘ zu erkennen. Wurde auch

⁵ In einigen Ausführungen der Präformation wurde die Vorbildung nicht als ganz so weitreichend beschrieben, sondern angenommen, dass in Ei oder Samen (lediglich) bestimmte Strukturen vorhanden seien, die die Merkmale des Individuums vorbestimmen.

bei den Ovisten der männliche Zeugungsbeitrag gegenüber dem weiblichen deutlich erhöht und als zentral für die Auswicklung des Embryos beschrieben, so wurde im Animalkulismus der weibliche Zeugungsbeitrag weiter geschmälert. Er liege allein darin, den sich ausbildenden Embryo zu tragen und zu ernähren (vgl. u.a. Haffner, 1997, 51–82; Jahn, 2004, 211–213). Auch auf dieser theoretischen Basis konnten weitere Differenzbeschreibungen ausgeführt werden. Es wurden unterschiedliche physische und physiologische Merkmale ‚beider‘ Geschlechter erarbeitet, männliches Geschlecht deutlich erhöht. Gleichzeitig suchte man aber ‚Frau‘ und ‚Mann‘ als jeweils in sich perfekt darzustellen, lediglich mit unterschiedlichen Aufgaben bei der Zeugung. Diese Betrachtungen fügten sich somit gut in die gesellschaftliche Ordnung, in der ein ‚Schöpfergott‘ zentral gesetzt war, der beide Geschlechter als perfekt zueinander zur Erfüllung ihrer Aufgabe der Auswicklung neuer Menschen (Fortpflanzung) geschaffen habe.

Epigenese – und die ‚moderne‘ Auffassung von Entwicklung

Die so genannten Epigenese-Theorien (nicht zu verwechseln mit ‚Epigenetik‘!), die – 1759 formuliert – seit Ende des 18. Jahrhunderts verbreitet vertreten werden, gehen von der Annahme ab, dass das Individuum im Ei oder Samen bereits vorgeformt sei und lediglich ein Größenwachstum stattfindet. Stattdessen wird eine echte Entwicklung beschrieben, bei der zunächst ‚ungeformte Materie‘ zunehmend Form erlangt und sich erst auf diese Weise die Merkmale des Individuums ausbilden würden. In heutigen Begrifflichkeiten würde man davon sprechen, dass zunächst ein ‚Zellhaufen‘ vorliege (sozusagen ‚ungeformte Materie‘), aus dem sich im Entwicklungsprozess Gewebe und Organe, schließlich ein komplexer Organismus ausbildeten. Auch nach der Geburt hore die Entwicklung nicht auf. Dafür seien etwa Wundheilungsprozesse Kennzeichen. Gerade Wundheilungsprozesse (Regeneration) waren auch ein wichtiger Ausgangspunkt für Forschende, Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend von den Präformationsauffassungen abzugehen und der Theorie der Epigenese zu folgen. Mit den Präformations-theorien – und aufbauend auf einem ‚Schöpfergott‘ – war nämlich unter anderem nicht zu erklären, warum aus Polypen (‚einfach gebaute‘ vielzellige Tiere, zum Stamm der Nesseltiere gehörig), wenn man sie experimentell in zwei Hälften teilte, zwei vollständige, wenn auch kleinere Polypen entstanden (vgl. u.a. Haffner, 1997, 77–80, 84).

Die detaillierte Theorie der Epigenese wurde von Caspar Friedrich Wolff (1734–1794) 1759 und 1764 ausgeführt. Allerdings liegen auch ihr Traditionen zu Grunde. So geht

die bereits vorgestellte antike Hämatogene Samenlehre in eine ähnliche Richtung. Gleichzeitig hatten John Tuberville Needham (1713–1781) und Georges Louis Leclerc de Buffon (1707–1788) in ihren Arbeiten dargestellt, dass höheren Organsimen kleine Einheiten zu Grunde liegen würden. Speziell Buffon lehnte die Präformationstheorien ab und beschrieb sowohl den weiblichen als auch den männlichen Zeugungsbeitrag – als Samen – als bedeutsam bei der Fortpflanzung und Vererbung (vgl. u.a. Müller-Sievers, 1993, 35–38; Haffner, 1997, 87–89; Jahn, 2004, 259–270). Wolff hatte als treibende Kraft des Entwicklungsprozesses eine ‚wesentliche Kraft‘ (*vis essentialis*) als bedeutsam beschrieben, die er zu mechanisch-physikalischen Kräften analogisierte. Seit Ende des 18. Jahrhunderts erlangten Epigenese-Theorien an Verbreitung. Sie waren dann insbesondere mit dem Namen Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) verknüpft, der im Kontrast zu Wolffs ‚wesentlicher Kraft‘ einen ‚Bildungstrieb‘ beschrieben hatte, den er *allein auf Lebendiges* beschränkte. Dieser ‚Bildungstrieb‘ würde die Entwicklung des Lebendigen bewirken.

Der Blick auf Epigenese ist für die Frage nach Reproduktion und Vererbung auf mehrere Weise zentral. Einerseits wurde mit der Epigenese ein weitgehend gleicher Zeugungsbeitrag für Frauen und Männer beschrieben. Dieser wurde vielfach auch wieder explizit als ‚Samen‘ benannt – von den weiterreichenden Differenzbeschreibungen der Präformationstheorien gingen die Forschenden entsprechend ab. Mit der Beschreibung eines gleichen oder weitgehend gleichen Zeugungsbeitrages wurden auch weitere Differenzbeschreibungen – etwa die Gefäße und weitere Organe betreffend – hinfällig. Ähnlichkeiten zu beiden Eltern wurden mit der Epigenese ebenfalls naturwissenschaftlich-methodisch beschreibbar – auch das war einer der Gründe, warum Forschende die Präformationstheorien als nicht überzeugend betrachtet hatten. Schließlich ist die Epigenese-Theorie aber ebenfalls bedeutsam dafür, dass die moderne wissenschaftliche ‚Lehre von den Missbildungen‘ möglich wurde. Michael Hagner (2005 [1995]) und Urs Zürcher (2004) haben diese Bedeutung pointiert dargestellt. Mit der Epigenese wurden als besonders wahrgenommene Merkmale bei Menschen nicht mehr als (wundersame) Einzelercheinungen, als Glück oder Unheil bringend wahrgenommen, vielmehr wurden sie jetzt als ‚Abweichungen‘ und ‚Missbildungen‘ in allgemeine Beschreibungen von Entwicklungsprozessen eingebunden. Nun galt die Ansicht, dass eine Entwicklung ‚normalerweise‘ zu einem bestimmten Merkmal führe, durch bestimmte ‚Störungen‘ in der Entwicklung dieses Ziel – das entsprechend einer Norm ausgebildete Merkmal – aber ‚verfehlt‘ werden könnte.

Auch das Dominantwerden von Epigenese- und Entwicklungsauffassungen ist im gesellschaftlichen Kontext zu betrachten. So kommt es um 1800 zum „endgültige[n]

Durchbruch entwicklungsgeschichtlicher Betrachtungsweisen“ (Schmidt, 1984, 10). Das gilt für die verschiedenen wissenschaftlichen Theorien – etwa die Entstehung der Erde über Abkühlung, neuere physikalisch-chemische Betrachtungen und selbst für die Theologie (ein sich änderndes Gottesverständnis im Anschluss an die zunehmende Rezeption von Baruch Spinoza [1632–1677]) – wie für das Verständnis gesellschaftlicher Entwicklung. Die Englische und insbesondere die Französische Revolution hatten gezeigt, dass eine gesellschaftliche Ordnung nicht einfach ‚Gott gewollt‘ und damit unumstößlich war, sondern dass Menschen die *gesellschaftliche Entwicklung* selbst bestimmen könnten. In diesem Sinne geht der Übergang zur Theorie zur Epigenese zusammen mit einer Fokussierung von Entwicklung und Prozesshaftigkeit in weiten Bereichen der Gesellschaft.⁶

Vorbestimmung und Präformation in den ‚modernen‘ Entwicklungstheorien

Mit den Epigenese-Beschreibungen verbanden sich in der Biologie und Medizin des 19. Jahrhunderts weitreichende Beschreibungen, dass zum Beispiel bezüglich der geschlechtlichen Entwicklung jeder Embryo das Potenzial habe, sich sowohl in weibliche als auch in männliche Richtung zu entwickeln. Ein geschlechtlicher Unterschied wurde nicht als prinzipiell schon vorhanden, sondern als Resultat von Entwicklungsprozessen angesehen, der Prozess der Entwicklung und die daran beteiligten Faktoren wurden genauer untersucht. Für die Theorien war die Annahme kennzeichnend, dass als Resultat der geschlechtlichen Entwicklung – um bei diesem Beispiel zu bleiben – ‚normalerweise‘ entweder weibliches oder männliches Geschlecht stehe (ggf. jeweils mit Anteilen des ‚anderen‘ Geschlechts), dass aber durch ‚Störungen‘ im Entwicklungsprozess mehr oder weniger deutliche geschlechtliche ‚Mischungen‘ auftreten könnten. Die Entwicklungswege und möglichen Bildungen versuchte man auch bzgl. des Geschlechts genau zu beschreiben, zu ordnen und verallgemeinerbare Ableitungen zu treffen. In diesem Zusammenhang wurden immer mehr Menschen Untersuchungen unterzogen, es wurden Behandlungen vorgeschlagen und teilweise durchgesetzt.

Erscheint mit der Annahme einer Entwicklung vieles als möglich und wäre somit anzunehmen, dass die Position eines Menschen, die er in Gesellschaft einnehmen könnte, nicht mehr als fixiert angenommen werden

⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang auch Borchers, 2011, der darstellt, dass der deutsche Aufklärer Christian Wolff (1679–1754) in seiner Zeugungslehre Aspekte der Sexualität behandelte, die nicht unmittelbar der Zeugung dienten, was einen Streit auslöste, der schließlich zu Wolffs Vertreibung aus Halle führte.

müsste, sondern als Resultat von Prozessen seiner Entwicklung – insbesondere seiner Sozialisation – so wird diese Betrachtungsweise im dominant werdenden Diskursstrang auf einen Teil der Menschen – insbesondere den bürgerlichen europäischen Mann – eingeschränkt. So zeigt sich bereits bei Blumenbach, der für die Durchsetzung der Epigenese-Theorien bedeutsam war, dass er gleichzeitig das zentrale Konzept biologischer ‚Rassen‘ für den Menschen entwickelte, dass im Folgenden prägend werden sollte und auf das noch heute rassistische Vorurteile zurückgehen. Durch ‚natürliche Vorbedingungen‘ seien nach Blumenbach und anderen Forschenden der Zeit Menschen in Gruppen in ihren Merkmalen unterschiedlich und seien einige Menschen nicht in der Lage bestimmte Positionen in der Gesellschaft einzunehmen. Wurde auf diese Weise die Versklavung von Schwarzen⁷ Menschen durch Weiße gerechtfertigt und begründet, warum Menschen des Proletariats in Manufakturen und später Fabriken unter schlechten Bedingungen arbeiteten und ihnen Bildung vollständig oder weitgehend vorenthalten wurde, so wurde selbst die gesellschaftliche Position von weißen, bürgerlichen Frauen als auf Grund ‚natürlicher‘ Wesensmerkmale anders im Vergleich zu den weißen, bürgerlichen Männern begründet. Konnten sich so im 17. Jahrhundert noch einige der wohlhabendsten Frauen in wissenschaftlichen Institutionen betätigen, so galt der Ausschluss der Frauen aus den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts generell – sie seien ‚von Natur aus‘ zu wissenschaftlichen Betätigungen nicht in der Lage. Beispielsweise im Deutschen Reich erhielten Frauen erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts Immatrikulationsrecht (vgl. Voß, 2008).

Neuere technische Möglichkeiten – Techniken des Mikroskopierens –, mit denen immer kleinere Einheiten beschrieben wurden, unterstützten die Perspektive, dass es kleine Merkmale gebe, die wesentliche Unterschiede zwischen den Menschen – Gruppen bezogen und individuell – bedingten. Mit der Beschreibung von Zellen, der Beschreibung der Anfärbbarkeit bestimmter Bestandteile der Zellen und schließlich der Beschreibung und Benennung von Chromosomen im ausgehenden 19. Jahrhundert wurden die Chromosomen zu den Kennzeichen der Erbllichkeit (Präformation) bestimmter Merkmale.

⁷ Schwarz wird konventionsgemäß groß geschrieben, um deutlich zu machen, dass es um die marginalisierte Position in Gesellschaft geht und nicht um ein essentialistisches ‚Wesensmerkmal‘. Noah Sow begründet das in ihrem Buch *Deutschland Schwarz Weiß* – das sehr zu empfehlen ist – knapp: „Schwarz zu sein ist nichts, was man wirklich ist, sondern steht eher für gemeinsame Erfahrungen, die man in der Gesellschaft gemacht hat. Weiße können daher nicht bestimmen, wer Schwarz ist und wer nicht. [...] Schwarz heißt nicht gleich Migrant oder andersherum. Dass es auch nicht um ‚Fremdsein‘ geht, wird dadurch deutlich, dass Schwarze Deutsche von diesen Diskriminierungen ebenso betroffen sind.“ (Sow 2009, 26, 29)

Bezogen auf das Geschlecht waren es die Insektenforschungen des frühen 20. Jahrhunderts, mit denen in den Spermatozoen einiger Arten differente Chromosomen beschrieben und als wesentlich für die geschlechtliche Entwicklung charakterisiert wurden. Gab es auch hier in den wissenschaftlichen Disziplinen Diskussionen und etablierte sich zunächst als dominanter Diskursstrang derjenige, der ‚trotz‘ der damaligen Auffassung sich binär unterscheidender ‚Geschlechtschromosomen‘ für den Phänotyp die ‚lückenlose Reihe von Übergängen‘ bzgl. aller Geschlechtsmerkmale beschrieb (vgl. Goldschmidt, 1927, 10–37; Goldschmidt, 1931, 1–16), so wurde dieser Diskursstrang zu Beginn der 1930er Jahre abgeschnitten⁸ (vgl. Satzinger, 2009, 399) und setzte sich bezogen auf Geschlecht die wissenschaftliche Richtung durch, die ein weitreichend bipolares Geschlechtermodell vertrat und Chromosomen, Hormone etc. als – präformiert – geschlechterdifferent beschrieb.

Berechtigt hat Evelyn Fox Keller auf dieser Basis das 20. Jahrhundert als *Das Jahrhundert des Gens* (2000) beschrieben. In ihm seien Gene in den Forschungen fokussiert worden. Erst seit dem Humangenomprojekt und seinen ernüchternden Ergebnissen – der unscheinbare ‚Fadenwurm‘ besitze nur unwesentlich weniger Gene als der Mensch –, setze sich zunehmend ein komplexeres Verständnis von Entwicklungsprozessen durch.

Statt der Annahme der Vorbestimmung durch ‚Gene‘ gelangen nun möglicherweise wieder vermehrt die Prozesse in der Zelle in den Blick, unter anderem wie durch Transkription, Translation, posttranskriptionale und posttranslationale Modifikationen – und den zahlreichen an diesen Prozessen beteiligten Faktoren und ihrer zellulären Regulation – aus einer bestimmten ‚DNA-Sequenz‘ erst eine konkrete ‚Information‘ hergestellt wird.

Blickt man auf die vorgestellten naturphilosophischen und biologisch-medizinischen Theorien, so erscheint es als plausibel, dass auch in den kommenden Jahren die Foci ‚Vorbestimmung‘ versus ‚(offener) Entwicklungsprozess‘ die Forschungen zu Reproduktion und Vererbung kennzeichnen werden.

Literatur

- AG Jugend und Bildung e.V. (in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales) 2010. Sozialgeschichte – Band 1: Vom späten Mittelalter bis zum Zweiten Weltkrieg. Hausdruckerei BMAS, Bonn.
- Aristoteles A: De Generatione Animalium. Translated by Arthur Platt. In: Smith, J.A., 1912. The Works of Aristotle. Oxford, 1912; beginnend mit S.715a im Corpus Aristotelicum. Online: <http://etext.lib.virginia.edu/toc/modeng/public/AriGene.html> (letzter Zugriff: 13.8.2013).
- Balibar, Étienne, 1992 [frz. 1988]. Der „Klassen-Rassismus“. In: Balibar, Étienne / Wallerstein, Immanuel: Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten. Argument Verlag, Hamburg, 247–260.
- Bosinski, Hartmut A.G., 2000. Determinanten der Geschlechtsidentität. Neue Befunde zu einem alten Streit. *Sexuologie*, 7 (2–3), 96–140.
- Borchers, Stefan, 2011. Sexualaufklärung in der deutschen Aufklärung – Christian Wolff über die Erzeugung des Menschen, *Sexuologie*, 18 (1–2), 176–184.
- Braudel, Fernand, 1986 [frz. 1979]. Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt/Main.
- Braun, Lily, 1979 [Erstveröffentlicht 1901]. Die Frauenfrage: ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite. Berlin etc.: Verlag Dietz Nachf.. Auch online: <http://www.gutenberg.org/etext/14075> (Zugriff: 13.8.2013).
- Bublitz, Hannelore, Hanke, Christine, Seier, Andrea (Hg.), 2000. Der Gesellschaftskörper: Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Campus, Frankfurt/Main.
- Buchterkirchen, Ralf, 2011. „...und wenn sie mich an die Wand stellen“: Desertion, Wehrkraftzersetzung und „Kriegsverrat“ von Soldaten in und aus Hannover 1933–1945. Edition Region + Geschichte, Neustadt.
- Censorinus A., De die natali (Betrachtungen zum Tag der Geburt). Hg. von Klaus Sallmann. Teubner Verlag Leipzig, 1988. Auch online: <http://12koerbe.de/arche/censorin.htm#IV> (letzter Zugriff: 13.8.2013).
- Davis, Angela, 1982 [engl. 1981]. Rassismus und Sexismus: Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Elefanten Press, Berlin (West).
- Duby, Georges, Perrot, Michelle et al. (Hrsg.) 1993 [frz. 1990]. Geschichte der Frauen – fünf Bände. Band 1. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Eicher, Eva M.; Washburn, Linda L., 1986. Genetic control of primary sex determination in mice. *Annual review of genetics*, 20: 327–360.
- Fietze, Katharina, 1991. Spiegel der Vernunft – Theorien zum Menschsein der Frau in der Anthropologie des 15. Jahrhunderts. Schöningh, Paderborn etc.
- Flemming, Rebecca, 2000. Medicine and the making of Roman women: gender, nature and authority from Celsus to Galen. University Press, Oxford.
- Föllinger, Sabine, 1996. Differenz und Gleichheit – Das Geschlechterverhältnis in der Sicht griechischer Philosophen des 4. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. Franz Steiner Verlag, Stuttgart.
- Foucault, Michel, 1977, [frz. 1975]. Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses. Suhrkamp, Frankfurt/Main.

⁸ „In den Jahren zuvor [in den 1920er Jahren, Anm. HV] war das Konzept der genetischen und hormonellen Geschlechterwandlung und -mischung sehr breit diskutiert worden, die Dominanz des bipolaren Modells war erst in den 1930er Jahren durch das Fehlen [der] Vertreter [des vielgestaltigen Modells, Anm. HV], die emigrieren mussten, zustande gekommen.“ (Satzinger 2009, 399)

- Foucault, Michel, 1983 [frz. 1976]. *Der Wille zum Wissen - Sexualität und Wahrheit 1*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel, 2003 [1974]. *Die Geburt der Sozialmedizin*. In: Foucault, M., 2003. *Schriften in vier Bänden - Dits et Ecrits*. Band III, 1976–1979. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 272–298.
- Fülberth, Georg, 2008. *G Strich: Kleine Geschichte des Kapitalismus*. PapyRossa, Köln.
- Galenos A: *De usu partium (On the Usefulness of the Parts of the Body)*. Translation by Margaret Tallmadge. Cornell University Press, Ithaca 1968.
- Goldschmidt, Richard, B., 1927. *Physiologische Theorie der Vererbung*. Julius Springer, Berlin.
- Goldschmidt, Richard, B., 1931. *Die sexuellen Zwischenstufen*. Julius Springer, Berlin.
- Graaf, Regnier de, 1972 [lat. 1672]. *A New Traetise Concerning the Generative Organs of Women*. In: Jocelyn, H. D., Setchell, B. P. (Hg.), *Regnier de Graaf and the Human Reproductive Organs (Journal of Reproduction and Fertility Supplement No. 17)*. Blackwell Scientific Publications, Oxford etc., 77–209.
- Haffner, Thomas, 1997. *Die Epigenesisanalogie in Kants Kritik der reinen Vernunft. Eine Untersuchung über Herkunft und Bedeutung der Begriffe Epigenesis und Präformation in Kants transzendentaler Deduktion*. Dissertation, Universität des Saarlandes.
- Hagner, Michael, 2005 [Erstauflage 1995]. *Vom Naturalienkabinett zur Embryologie. Wandlungen des Monströsen und die Ordnung des Lebens*. In: Hagner, Michael (Hg.), *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monströsitäten*. Wallstein Verlag, Göttingen, 73–107.
- Hartmann, Elke, 2007. *Frauen in der Antike – weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora*. C. H. Beck, München.
- Haug, Frigga, 2001. *Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse*. *Das Argument*, 43 Jg., Heft 06. Online: <http://www.linksnet.de/de/artikel/18052> (Zugriff: 13.8.2013).
- Hippokrates A: *Hippokrates – Ausgewählte Schriften*. Übersetzt von H. Diller. Ditzingen. Reclam (1994).
- Horowitz, Maryanne C., 1976. *Aristotle and Woman*. *Journal of the History of Biology*, 9 (2), 193–213.
- Jahn, Ilse (Hg.), 2004. [Erstauflage 1998]. *Die Geschichte der Biologie*. Nikol, Hamburg.
- Keller, Evelyn Fox, 2001 [engl. 2000]. *Das Jahrhundert des Gens*. Campus Verlag, Frankfurt/Main etc.
- Klauda, Georg, 2008. *Die Vertreibung aus dem Serail: Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt*. Männerchwarm Verlag, Hamburg.
- Kollesch, Jutta, Nickel, Diethard, 1981. *Antike Heilkunst. Ausgewählte Texte aus dem medizinischen Schrifttum der Griechen und Römer*. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.
- Kollesch, Jutta, 1987. *Galenus Auseinandersetzung mit der aristotelischen Samenlehre*. In: Wiesner, Jürgen (Hg.), *Aristoteles Werk und Wirkung. Zweiter Band: Kommentierung, Überlieferung, Nachleben*. Walter de Gruyter, Berlin etc., 17–26.
- Kuczynski, Jürgen, 1963. *Studien zur Geschichte der Lage der Arbeiterin in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart (Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 18)*. Akademie Verlag, Berlin.
- Lemke, Thomas, 2007. *Gouvernementalität und Biopolitik*. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Lesky, Erna, 1950. *Die Zeugungs- und Vererbungslehre der Antike und ihr Nachwirken*. In: *Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse*, 19, 1225–1425 (eigene Nummerierung, 1–201).
- Mamozai, Martha, 1989 [Erstaufl. 1982]. *Schwarze Frau, weiße Herrin: Frauenleben in den deutschen Kolonien*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Müller-Sievers, Helmut, 1993. *Epigenesis. Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Opitz [Ayim], May, 1997 [Erstaufl. 1986]. *Rassismus, Sexismus und vorkoloniales Afrikabild in Deutschland*. In: Oguntoye, Katharina, Opitz [Ayim], May, Schultz, Dagmar (Hg.), *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Fischer, Frankfurt/Main, 17–64.
- Prader, Andrea, 1954. *Genital findings in the female pseudohermaphroditism of the congenital adrenogenital syndrome; morphology, frequency, development and heredity of the different genital forms*. *Helv Paediatr Acta*. 1954 (9): 231–48.
- Rolker, Christof, 2013. *Der Hermaphrodit und seine Frau: Körper, Sexualität und Geschlecht im Spätmittelalter*. Vortrag und Vortragsmanuskript Zürich, (Online, Vortrag „Double sex, double pleasure? Hermaphrodites and the medieval laws“: http://www.academia.edu/4101811/Double_sex_double_pleasure_Hermaphrodites_and_the_medieval_laws [Zugriff: 9.8.2013]).
- Satzinger, Helga, 2009. *Differenz und Vererbung: Geschlechterordnungen in der Genetik und Hormonforschung 1890–1950*. Böhlau Verlag, Köln etc.
- Schmidt, Alfred, 1984. *Goethes herrlich leuchtende Natur: Philosophische Studie zur deutschen Spätaufklärung*. Carl Hanser Verlag, München etc.
- Schmuhl, Hans-Walter, 2009. *Sozialdarwinismus, Rassismus, Eugenik/Rassenhygiene*. In: Sarasin, Philipp, Sommer, Marianne (Hg.), 2009. *Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch*. J.B. Metzler, Stuttgart etc., 366–376.
- Sow, Noah (2009 [Erstausgabe 2008]). *Deutschland Schwarz Weiß: Der alltägliche Rassismus*. Goldmann Taschenbuch, München.
- Thompson, Helen Bradford 1905 [engl. 1903]. *Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib*. Autorisierte Übersetzung von J. E. Kötscher. A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch), Würzburg.
- Voß, Heinz-Jürgen, 2008. *Feministische Wissenschaftskritik am Beispiel der Naturwissenschaft Biologie*. In: Freikamp, Ulrike, Leanza, Matthias, Mende, Janne, Müller, Stefan, Ullrich, Peter, Voß, Heinz-Jürgen (Hg.), *Kritik mit Methode? Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik (Texte 42)*. Karl Dietz Verlag, Berlin, 233–252.
- Voß, Heinz-Jürgen, 2010. *Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Transcript-Verlag, Bielefeld.
- Voß, Heinz-Jürgen, 2011. *Geschlecht: Wider die Natürlichkeit*. Schmetterling, Stuttgart.
- Voß, Heinz-Jürgen, 2012. *Intersexualität – Intersex: Eine Intervention*. Unrast, Münster.
- Voß, Heinz-Jürgen, 2013. *Biologie & Homosexualität: Theorie und Anwendung im gesellschaftlichen Kontext*. Unrast, Münster.
- Voß, Heinz-Jürgen & Wolter, Salih Alexander, 2013. *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. Schmetterling, Stuttgart.

- Wagenknecht, Nancy Peter, 2005. Formverhältnisse des Sexuellen. Phase 2, 18.
- Wallace, Lee, 2007 [engl. 2006]. Zur Entdeckung der Homosexualität: Interkulturelle Vergleiche und die Geschichte der Sexualität. In: Aldrich, Robert (Hg.). Gleich und anders: Eine globale Geschichte der Homosexualität. Murmann Verlag, Hamburg, 49-270.
- Weingart, Peter, Kroll, Jürgen, Bayertz, Kurt, 1992. Rasse, Blut und Gene: Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Zabransky, Siegfried, 2013. Entwicklung und Differenzierung der Geschlechtsorgane. In: Zabransky, Siegfried (Hg.). Proceedingsband 2013, 11. Interdisziplinärer SGA-Workshop, 28.6.–29.6.2013: Eine interdisziplinäre Diskussion zum Thema Geschlechtsdifferenzierung und ‚Geschlechtsidentitätsstörung‘. Medizinischer Verlag Siegfried Zabransky, Homburg, 10–27.
- Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften, 1980. Das Sozialistengesetz 1878–1890: Illustrierte Geschichte des Kampfes der Arbeiterklasse gegen das Ausnahmegesetz. Dietz Verlag, Berlin (Ost).
- Zürcher, Urs, 2004. Monster oder Laune der Natur: Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914. Campus Verlag, Frankfurt/Main etc.

Autor

Dr. phil., Dipl. Biol. Heinz-Jürgen Voß, c/o Lehrstuhl Sprachwissenschaft und therapeutische Kommunikation, Europa Universität Viadrina, Große Scharnstraße 59, 15230 Frankfurt (Oder), e-mail: voss_heinz@yahoo.de, homepage: www.heinzjuergenvoss.de



Renate-Berenike Schmidt | Uwe Sielert (Hrsg.)
Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung
Beltz Juventa Verlag, Weinheim Basel 2013
2., erweiterte und überarbeitete Auflage
832 Seiten, EUR 98,00

Das Handbuch bietet einen umfassenden Überblick und eröffnet neue Perspektiven für Forschung, Theoriebildung und praktische Arbeit. Es wendet sich an (sexual-)pädagogisch Tätige des Erziehungs-, Sozial- und Gesundheitswesens sowie Studierende und Lehrende der entsprechenden Fachrichtungen.

Aus der Einleitung: Eine Profession kommt in die Jahre ...

Sexualpädagogik als Profession und wissenschaftliche Disziplin hat Kindheit und frühe Jugend – von einzelnen postpubertären Spätfolgen abgesehen – hinter sich gelassen und beginnt, sich in der Erwachsenenwelt einzurichten. Und das gleich im doppelten Sinne: Zum einen ist ihre Bedeutung gewachsen, zum anderen geht es nicht mehr nur um Kinder und Jugendliche.

Es gibt deutliche Anzeichen dafür, dass die gesellschaftliche Anerkennung der Sexualpädagogik in den letzten Jahren gewachsen ist. Der Bedarf an sexualerzieherischer Begleitung von Kindern und Jugendlichen wird deutlicher artikuliert, es existieren mehr Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten, gesetzliche Rahmenbedingungen wurden erweitert, und Ergebnisse von Forschungsprojekten sowie theoretische Konzepte veröffentlicht.

Prostitution, Sex-Kapitalismus und fremdes Blut – Christlich-nationalistische Sexualerziehung im Ungarn der Zwischenkriegszeit

Gabor Szegedi

Prostitution, Sex-Capitalism and Alien Blood – Christian-Nationalist Sex Education in Hungary's Interwar Period

Abstract

The right-wing authoritarian regime that was in power in Hungary between 1920 and 1944 defined itself as Christian-Nationalistic. Its restrictive sexual policy was oriented toward the morality of Victorian England. This paper endeavors to establish a connection between the abundant Hungarian literature on Christian sex education for young boys (and, to a lesser extent, girls) and the Christian-Conservative laws that sought to roll back "indecent" and both overtly and covertly targeted Jews and the "Jewish spirit". These sex education materials defined two main "external" enemies that were to be kept away from Hungarian youths: prostitutes and Jewish men. The text goes on to discuss the 1941 Hungarian "race-defilement" clause, which in essence was based on logic similar to the Nazi race laws, but which in practice proved to be problematic.

Schlüsselwörter: Sex education, Race defilement, Prostitution, Anti-Semitism

Zusammenfassung

Das rechte autoritäre Regime, das in Ungarn zwischen 1920 und 1944 herrschte und sich selbst als christlich-nationalistisch verstand, beförderte eine Sexualpolitik, die an einer restriktiven viktorianischen Moral orientiert war. Die Arbeit geht anhand der Literatur zur christlichen Sexualerziehung und der christlich-konservativen Gesetze der Frage nach, wie auf diesen beiden Feldern – also der Moral und der Gesetzgebung – zwei externe Feinde geschaffen wurden, die beide gleichermassen die ungarische Nation zu bedrohen schienen, von denen die Jugend ferngehalten werden musste: Prostituierte und jüdische Männer. Des Weiteren gibt der Text einen Einblick in die Problematik der ungarischen Rassengesetzgebung von 1941, die der nazistischen in Deutschland nachempfunden war, sich im konkreten Vollzug aber als problematisch herausstellte.

Schlüsselwörter: Sexualerziehung, rassistische Diskriminierung, Prostitution, Anti-Semitismus

„Eltern, die ihr mit Schrecken wahrnehmt, dass ein das Mark zerfressendes Feuer beginnt, die Rosen der Unschuld von den Gesichtern eurer Kinder wegzuwischen, steht denen bei, die verlangen, dass die seelenlosen Hausierer der Immoralität in Ketten gelegt werden. Die Immoralität auszurotten ist unmöglich, aber sie kann in einen abgesicherten Raum verbannt werden.“ (Tóth, 1919, 125)

„Um die Moral auf der Straße und im öffentlichen Raum zu verbessern, ist es generell verboten: [...] eine laute unflätige Sprache oder schmutzige Ausdrücke zu gebrauchen, obszöne Gesten zu machen, welche den guten Geschmack und die ethischen Standards anderer verletzen, [...] eine anständige Frau (ein Mädchen oder eine verheiratete Frau) im öffentlichen Raum gegen ihren Willen anzusprechen, mit dem Ziel mit ihr bekannt zu werden. [...] Die Polizei ist aufgefordert [...] die Öffentlichkeit und die Frauen und die Jugendlichen, die Schutz benötigen, zu schützen.“ (Verordnung Nr. 151.000/1927 des Innenministers: Schutz der öffentlichen Moral)

Einleitung

Um sexuelles Wissen zu befördern, wurde im Ungarn der Zwischenkriegszeit ein breites Spektrum von Akteuren mobilisiert – Ärzte, Pädagogen und Geistliche aller Glaubensarten –, sodass die Sexualerziehung für Jugendliche und junge, ledige Erwachsene wucherte und mit einer massiven Zunahme der Veröffentlichungen – verglichen mit der Zeit vor 1918 – einherging. Ein Großteil dieser ‚Aufklärungsliteratur‘ erschien als Bücher und Hefte, die von christlich-nationalistischen Autoren verfasst wurden. Ihre Zielgruppe waren hauptsächlich Jungen und Mädchen aus der christlichen Mittelschicht, die getrennt angesprochen wurden. Junge Männer galten als gefährdeter als Mädchen, doch beide Gruppen sollten eindringlich vor Pornografie und Prostitution gewarnt werden.

Die junge bürgerliche Frau galt als keusch, oder wenn nicht, ausnahmslos als pathologisch. Promiskuitive oder lüsterne Frauen hielt man für Prostituierte, und führte

dies auf psychische Krankheiten oder körperliche Entartung zurück. Der Ton (und die Verfügbarkeit) von Aufklärungsmaterial für Mädchen unterschied sich deutlich von dem für Jungen. Man ging davon aus, dass Mädchen sich beherrschen würden; sie müssten lediglich vor Männern gewarnt werden, die ihre Unschuld und Naivität auszunutzen wüssten.

Frauen und Jugendliche beider Geschlechter sollten somit vor der degenerativen Auswirkung exzessiver Sexualität geschützt werden. Beide Gruppen wurden in dem Aufklärungsmaterial als potentielle Opfer angesehen, von denen Selbstbeherrschung erwartet wurde, die aber auch eines zusätzlichen externen Schutzes in Form von Gesetzen und Regulierungen bedurften, um eventuelle Bedrohungen abzuweisen.

Für die Kampagne gab es mehrere Gründe: Die europaweite Angst vor Geschlechtskrankheiten wegen der hohen Infektionsrate nach dem 1. Weltkrieg; das Trianon-Trauma – mit dem Vertrag von Trianon verlor Ungarn zwei Drittel seines Territoriums –; die Diskurse über Eugenik und Rassenhygiene, die eine Rassifizierung des öffentlichen Denkens bewirkten und zu einer sexuell- und ehebezogenen Propaganda führten, um die Gesundheit und die quantitative Verbesserung des ungarischen Volkes zu sichern.

Nachfolgend werden *zwei personifizierte Haupttypen* der sexuellen Bedrohung präsentiert und in den Kontext der „Anstandsgesetze“ der Horthy-Ära gestellt. *Prostituierte* bildeten die erste Gruppe, *Juden, d.h. jüdische Männer* die zweite. Gesetzgeber wie auch Sexualpädagogen waren darauf bedacht, diese Gruppen an der Peripherie der Gesellschaft, von der übrigen Bevölkerung abgetrennt, zu halten. Prostituierte galten als unmittelbare Gesundheitsbedrohung, deren Bewegungsfreiheit eingeschränkt werden musste, um die jungen Männer (und deren zukünftige Frauen und Kinder) gesund und frei von Geschlechtskrankheiten zu halten. Mit den Juden war es komplizierter, sie werden in vielen Aufklärungsschriften entweder offen oder indirekt als Inkarnation eines besonderen „jüdischen Geistes“ und als Vertreter des sexuellen Kapitalismus – als diejenigen, die aus Sex Gewinn ziehen –, dargestellt, und die so eine abstraktere Gefahr repräsentieren. Gleichzeitig wurden sie mit sexueller Exsessenivität und Perversität in Verbindung gebracht; christliche Frauen sollten sie meiden.

Die präventive Gesetzgebung der Zwischenkriegszeit hatte in dem damaligen sexuellen Aufklärungsmaterial ihre intellektuellen Wurzeln, hinzu kommt, dass die beiden großen christlichen Kirchen in Ungarn – die katholische und die calvinistische – den öffentlichen Diskurs und die parlamentarische Gesetzgebung stark beeinflusst haben. Ein Beispiel dafür ist ein „*numerus clausus*“, der von der damals herausragenden Figur des ungarischen Katholizis-

mus Ottokár Prohászka vorgeschlagen und aktiv durchs Parlament gebracht worden war (vgl. Kovács, 2012).

Die Vorschriften, die nachfolgend als „Anstandsgesetze“ verstanden werden, sind folgende:

- Verordnung Nr. 160.100/1926 des Innenministeriums über Prostitution,
- Verordnung Nr. 151.000/1927 des Innenministeriums über die öffentliche Moralität,
- Gesetz Nr. VII (1929) über Pornografie,
- Dazu noch ein viertes Beispiel: § 15 des Gesetzes Nr. XV (1941) über die Ehe, das beide Gruppen, Prostituierte und Juden, auf seltsame Weise miteinander verband.

Diese Regulierungen repräsentierten die christlich-nationalistische Sexuallehre. Und sie schufen einen legislativen Rahmen, in welchem Prostituierte und Juden auf ähnliche Weise gemassregelt wurden. Die Pornografiegesetze verlangten, dass alle anstößigen Akte im Privatbereich verblieben. Aber Anfang der 1940er Jahre wurde mit dem letzten der Anstandsgesetze das Sexualleben der beiden „Gefahrengruppen“ öffentlich fokussiert und damit zum Objekt einer stetigen Überwachung gemacht – nicht nur seitens der offiziellen Experten (der Ärzte oder der Polizei), sondern auch seitens ihrer unmittelbaren Umgebung – seitens der Nachbarn, der Freunde und der Familie.

Prostituierte

Christliche Autoren beschrieben diese Mädchen einerseits als *perditas* – als Verlorene –, die Mitleid verdienten, andererseits galten sie als Lockvögel Satans, aber noch häufiger schienen sie zu fremd zu sein, um überhaupt verstanden zu werden. Die Ursachen für ihr „Gefallen sein“ interessierten eher nicht. Junge Männer wurden angewiesen, auf allen Kontakt mit ihnen zu verzichten. Tihamér Tóth (1920) schrieb in dem vielleicht am meisten gelesenen und auch von Protestanten¹ geschätzte Buch zur Sexualerziehung² (vgl. Abb. 1), dass diese gefallenen Frauen mit hoher Wahrscheinlichkeit Träger von Geschlechtskrankheiten wären. Er identifizierte Prostituierte mit Geschlechtskrankheiten und schlug vor, dass moderne Gesellschaften nach Methoden suchen sollten, „wodurch ehrenwerte Menschen von dieser Braunfäule“ ferngehalten werden könnten, mit Plänen, nach denen aus gesundheitlichen Gründen Menschen „gekennzeich-

¹ Vgl. *Protestáns Szemle* 1935. No. 2, 65; Ebd. 1938., No.7–8, 386.

² Alle höheren Schulen waren angewiesen, dieses Buch anzuschaffen, sodass es zwischen 1924 und 1935 in vierzehn Aufl. erschien.

net würden, sodass anständige Menschen vor ihnen fliehen könnten“ (Tóth, 1920, 55f, vgl. Abb. 2).

Jenő Lesskó führte 1943 auf einer Konferenz zur katholischen Sexualerziehung aus, dass es „vor allem die ökonomische Misere sei, die Prostituierte auf Abwege“ geführt habe, beschrieb aber gleichzeitig die Prostitution als „tiefsten und verhassten Sumpf moralischer Verkommenheit“ (Lesskó, 1943, 252f) und fügte hinzu, dass von der Jugend zwar erwartet werde, dies zu verdammen, der Staat jedoch die Immoralität anscheinend unterstütze, sodass sich schlechte Beispiele sich leicht verbreiten könnten.

József Koszterszitz, ein katholischer Priester, Experte für Jugendpädagogik und einer der prominenten Führer der ungarischen Pfadfinder, erklärte den Zusammenhang zwischen der Viktimisierung des sexuell naiven christlichen Jungen und der Herabwürdigung des Anderen. In *Satans Lockvögel* (1944) warnte er davor, dass der Satan als weibliche Verführung erscheinen würde und beschrieb es als Problem, dass die größten Universitäten und Schulen alle in Budapest wären, denn der „Schatten des Satans lauere vor allem über der Metropole.“ (ebd., 31) Das Buch richtete sich offensichtlich an die Mittelschicht, es verbindet materielle Verelendung mit moralischer, denn es spricht über die Randgebiete von Pest als ein fernes Land, wo ein einfacher, christlicher Junge möglicherweise über Jahrzehnte nie hinkomme, wo aber „materielles und geistiges Elend“ zu Hause sei und wo ein Menschenschlag wohnt, der „sich seines Christentums und Ungarntums entledigt hat.“ (ebd.)

Eine noch radikalere Ansicht zur Prostitution wurde von einem Krankenhausdirektor aus Komárom, Béla Polony, 1943 auf der katholischen Konferenz über Sexualerziehung vertreten. Er forderte deren völlige Abschaffung, allerdings in einer „viel besseren Weise“ gegenüber der, die in den großen westlichen Ländern betrieben würde, wo die „dominierenden Freimaurer-Ideologien weit entfernt von den Gesetzen des Christentums“ seien. Nach seiner Vorstellung sollte die Prostitution verboten, alle Prostituierten verfolgt werden, und damit dies realisiert werden könnte, sollten heimliche Prostituierte, die mit Geschlechtskrankheiten aufgegriffen würden, nach einer medizinischen Behandlung für zwei Jahre in ein Arbeitslager geschickt werden, was sie von der Gesellschaft fernhalten würde, wobei die harte Arbeit sie schon dazu veranlassen würde, ihr Leben zu ändern (vgl. Polony, 1943, 258–261).

Frühe Versuche, die Prostitution zu regulieren

Ein Gesetz von 1926 versuchte, die Prostitution zu einem schwierigen und eingeschränkten Gewerbe zu machen. Es war das erste Mal, das versucht wurde, die Prostitution

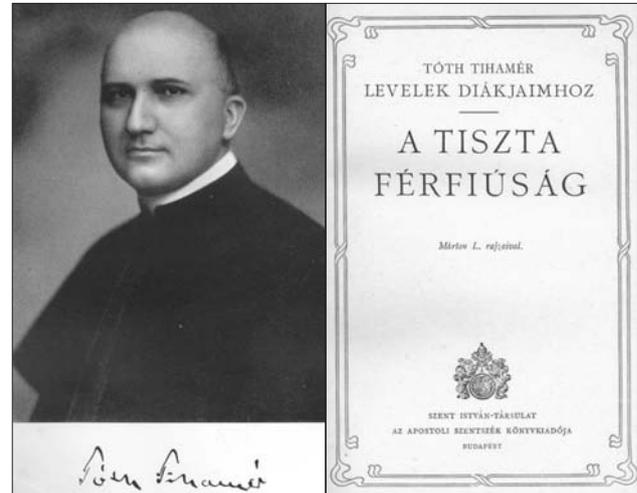


Abb. 1: Porträt von Tihamér Tóth (1889–1939) und Coverbild von *A tiszta férfiúság*, 1923 [dt. *Reine Männlichkeit*]

auf der nationalen Ebene zu regulieren. Die davor wegweisende Budapester Regulierung aus dem Jahre 1867 war mehrmals überarbeitet worden – mal wurde sie liberaler, mal restriktiver. Eine Änderung vom Jahr 1907 legalisierte die Prostitution in privaten Hurensiedlungen und Bordellen. Die ersteren basierten auf Ein-Raum-Wohnungen, die die Prostituierten mieten und in denen sie sowohl arbeiten wie auch wohnen konnten, während die Bordelle sich durch die Existenz eines Salons unterschieden – eines öffentlichen Raums, wo Gäste empfangen und unterhalten werden konnten.

Auch wenn die Verordnung von 1926 die christlichen Befürworter eines Verbots nicht befriedigte, da es bei einer Regulation blieb, so gelang es doch die Prostitution weit besser zu kontrollieren und eine Sphäre zu schaffen, die diese Frauen aus dem Blick der jungen Männer fernhielt. Dies bedeutete, dass die Räume, in denen sich



Abb. 2: Junger Mann am Scheideweg. In: *A tiszta férfiúság*, 1923, 23

Prostituierte öffentlich aufhalten konnten, strikt limitiert waren. Die Verordnung, ein detailliertes Dokument von acht Seiten mit 60 Paragraphen, legte u.a. fest, dass:

- sich Prostituierte nur in Straßen aufhalten konnten, die für sie von der Polizei oder den lokalen Behörden zugewiesen wurden,
- es ihnen nicht erlaubt war, sich in Straßen aufzuhalten, die an eine Kirche, an eine Schule oder an eine andere öffentliche Institution angrenzten,
- dass sie sich nur auf den für sie bestimmten Straßen zu bestimmten Zeiten aufhalten konnten und die Polizei das Recht hatte, „in Fällen, in denen dies aus moralischen Gründen gerechtfertigt war“³, sie vollständig zu vertreiben.

Zusätzlich zu den Aufenthaltsbeschränkungen der Prostituierten, wurden auch die Örtlichkeiten, in denen sie ihrem Gewerbe nachgehen konnten, strenger reguliert. Die Lizenzenvergabe für Bordelle wurde eingestellt, die Salons der existierenden Bordellen mußten freudloser werden; sie durften nur noch mit dem nötigsten und einfachsten Mobiliar ausgestattet werden. Alles, was einen besonderen Komfort versprach – Sofas, gepolsterte Sessel, Spiegel, Bilder und Teppiche – wurde verbannt.

Vater Koszter schreckte in seinem *Hartem Gebot*, das bald nach dem obigen Gesetz publiziert wurde, nicht vor einer Art apokalyptischen Kritik der staatlichen Politik zurück, was bedeutete, dass die Regulierung den puritanischen Sexualerziehern, die die christlichen Kirchen dominierten, als völlig unzureichend erschien:

„Das Nachtleben der großen Hure Babylon und die Häuser der Sünde, die in den stillen Straßen der kleinen Städten mit geschlossenen Augen schlafen, haben den Zusammenbruch des Lebens vieler anständiger Männer gesehen. Und sie werden es so lange sehen können, wie unser höchster Schatz – die ungarischen Jungen – von Prostituierten in einer systematisch organisierten militärischen Kampagne in den Sog der Sünde getrieben werden – von Prostituierten, die staatliche Unterstützung erfahren. Männer sollen stark und wahrhaftig sein. Aber die Gesellschaft darf nicht tolerieren, dass diese Stärke alltäglich dem zersetzenden Test einer tausendgesichtigen Sünde ausgesetzt wird, weil die weniger Starken leicht verführt werden können, denn eine Gelegenheit reicht aus, um Blut, Leben, Zukunft, ja alles zu zerstören.“ (Koszterszitz & Marczell, 1928)

³ Verordnung Nr. 160.100/1926 des Innenministeriums über Prostitution. In: *Belügyi Közlöny*, 1927, 375–382.



Abb. 3: Im Sog der „Bilder“. In: *A tiszta férfiútság*, 1923, 108

Jüdische Männer

Die Idee eines „sexuellen Kapitalismus“ ist ein zentraler Topos in dieser Art von sexualerziehender Literatur. Die Autoren, die völlige sexuelle Enthaltensamkeit vor der Ehe predigten, beschrieben Heranwachsende als Opfer derer, die von allen illegal sexuellen Handlungen, an denen Jugendliche teilnehmen konnten, profitierten. In den meisten Parabeln sind die christlichen Jungen zu jung, um zu wissen und zu allein, um zu widerstehen. Sie mußten gewarnt werden, damit sie nicht zur leichten Beute der Profiteure des Sexuellen werden konnten. Was die „sexuellen Kapitalisten“ anbelangt, so galt dieser Topos in der ungarischen und in der christlich-nationalistischen Literatur exklusiv als Synonym für Juden. Juden, speziell in Budapest, wurden generell mit Kapitalismus und Modernismus in Verbindung gebracht (vgl. Ungváry, 2012, 8–19).

Es mag überraschen, dass viele Schriften der christlichen Sexualerziehung ein manifester Antisemitismus kennzeichnete. Die Spannweite reichte dabei von lediglich verborgenen Referenzen zu Juden, indem auf ihre Rolle als „Sex Kapitalisten“ hingewiesen wurde, bis zu direkten antisemitischen Bemerkungen in den Ausführungen zur sexuellen Erziehung, die nahelegen, dass die Lösung der ‚jüdischen Frage‘ auch die ‚sexuelle Frage‘ lösen würde. Juden erschienen in einer ähnlich böswilligen und verführerischen Weise wie Prostituierte als Gefahr. Schon ihre Anwesenheit in der Straße, in der Stadt, im intellektuellen Leben schien die Unschuld und Reinheit der jungen christlichen Männer und Frauen zu bedrohen. Sie wurden mittelbar oder unmittelbar in den Zusammenhang gebracht, mit der Herstellung von Pornografie, mit einer sexualitätsfreundlichen Wissenschaft, mit ekzessiver und perverser Sexualität (einschließlich Masturbation und Homosexualität), mit Zuhälterei und Verführung von Mädchen.

Pater Koszter widmete in seinem über 600-seitigen, 1943 für Studenten geschriebenen Buch der jüdischen

Frage mehrere Seiten, und stellte dabei fest, dass der „bohemehafte, stark egoistisch geprägte Charakter der erotisch-östlichen Manier“ der Juden die „weitsichtige, idealistische Weltanschauung“ der Ungarn beeinflusste, und die sonst „feste und reine Moralität der Ungarn schwächen würde (zit.n. ebd.). Er schlug deshalb vor, dass christliche Jugendliche eine gesunde Sensibilität entwickeln sollten, um den jüdischen Einfluss in der Literatur und in anderen Bereichen entdecken zu können. Und er empfahl, alles abzulehnen, was jüdisch vergiftet sein könnte – im Kino, im Theater, in Büchern, Zeitungen und in der Musik.

In ähnlicher Weise appellierte Tihamér Tóth in seiner *Reinen Männlichkeit*:

„Jünglinge, wenn ihr unsere süße Heimat liebt, wenn ihr euch um das Schicksal unserer Nation sorgt, achtet euer reines Blut, eure makellose Jugend, und greift nicht zu unmoralischen Schriften von nicht-christlichen, nicht-rassistisch ungarischen Autoren, [...] die die ungarische Rasse schwächen wollen. (Tóth, 1920, 74)

Das hässliche Angesicht des jüdisch-sexuellen Kapitalismus ist auch in den Büchern von Péter Olasz, einem Jesuitenpater und Redner aus Siebenbürgen allgegenwärtig. In seinem 1926 erschienenen Buch *A mai férfi életútja* [Der Lebensweg eines heutigen Mannes] symbolisieren die Juden unverstellt das gesellschaftliche Böse – v.a. in Form der „jüdischen Presse“, des Kommunismus und der freudschen Sexualisierung des Selbst. Die Juden sind in seinem Buch für die Einführung der modernen Tänze verantwortlich, die sie von „den Wilden [– gemeint sind Menschen aus Brasilien und Argentinien] eingeführt haben“ und für die „Herabwürdigung der Moral“ in Literatur, Theater und in den Kinos“ verantwortlich sind (Olasz, 1926, 107). Seine rhetorischen Mittel verdeutlichen, dass man für die Ausmerzung des jüdischen Geistes sogar einen kaltblütigen Mord verzeihen kann: Olasz beschreibt die Ermordung des jüdisch-österreichischen Freidenkers und journalistischen Sexualpädagogen Hugo Bettauer wie folgt: „Bettauer [...] würde mit seiner Destruktion bis heute fortfahren können, hätte nicht ein Hakenkreuz tragender Zahntechniker, der in der Wahl seiner Mittel nicht sehr zimperlich war, im letzten Frühjahr fünf Kugeln in den satanischen Schädel dieses die ungarische Seele tötenden Juden gefeuert.“(ebd.)

Die Mädchen wurde gewarnt, dass der jüdische Sex-Kapitalismus sie bei ihrer Eitelkeit packen könnte. In Györgyi Safrans Buch für junge katholische Mädchen von 1941 wird diese Botschaft bereits auf den ersten Seiten sehr deutlich: Es wird beschrieben, wie ein junges katholisches Mädchen, um sich modische Kleidung zu kaufen, zu dem jüdischen Schneider Schwartz geht. Dieser wird als



Abb. 3: „Kämpfe und Vertraue“. In: *A tiszta férfiúság*, 1923, 98

jemand beschrieben, der es vermochte, „mit seinen Lumpen locker mit den Frauen zu spielen, so viel er wollte“ und mit „seinen Abendkleidern in dem Dorf bereits fünf Häuser erworben hatte“. Die jungen und bescheidenen katholischen Mädchen wurden somit schon in einem sehr frühen Alter über die lokalen Juden als Händler mit der Eitelkeit und über die Probleme des Geldflusses von den Christen zu Juden belehrt und darüber, wie dies zu verhindern sei: nämlich bequem und günstig die Uniformen der katholischen Mädchen Assoziation (KALÁSZ) zu kaufen.

Die Vorstellung, dass jüdische Männer eine Gefahr bedeuteten, erscheint ähnlich – wenn auch nicht so ausgemalt – wie Sex-Kapitalismus. Es gibt eine Reihe von Beispielen, in denen jüdische Männer entweder aufgrund ihrer sexuellen Gewohnheiten wie Homosexualität, Selbstbefriedigung oder wegen ihres obszönen Verhaltens oder, weil sie sich christliche Mädchen mit sexuellen Angeboten bedrängen, gescholten werden. Die zweite Geschichte des obigen Buches handelt von einem jungen Mädchen, das als Hausmädchen in Budapest arbeiten soll und unmittelbar am Bahnhof von einem Juden belästigt wird:

„Nun, hübsches Mädchen, wohin? – ein widerwärtiges Gesicht eines Mannes lehnte sich zu ihr rüber. Es glich dem von Kohn, dem Sohn des Kurzwarenhändlers aus dem Dorf. Das Mädchen sah sich erschrocken um, doch in dem großen Chaos beachtete sie niemand. – ‚Komm mit mir! – wiederholte das grinsende Gegenüber, das sichtlich das Erschrecken des Mädchens genoss.“ (ebd., 59)

Die Episode enthält eine zweite eindeutige Botschaft an die katholischen Mädchen – Männer in der Stadt sind gefährlich, v.a., wenn sie Juden sind. Haltet also Abstand und lauft weg.

Vater Koszter positionierte Juden als Homosexuelle in einer „wahren Geschichte“, von der er behauptete, dass sie in den 1920er Jahren passiert sei. Die Geschichte beginnt damit, dass ein soeben angekommener Dorfjunge von einem unbekanntem Mann angesprochen wird, den er später am Keleti-Bahnhof trifft. Der junge Bursche ist jetzt jedoch in Begleitung eines „Älteren“ und gemeinsam „verabreichen sie diesem älteren Mann mit den großen dicken Lippen eine Tracht Prügel“ (ebd., 47f).

Von den zeitgenössischen anti-semitischen Bildern her sind die „dicken Lippen“ als jüdisch und homosexuell konnotiert zu verstehen, was den ‚guten Ausgang‘ der Geschichte nochmals plausibler macht: Ebenso wie bei Olasz wird Gewalt legitimiert, wenn es gilt, geistige oder körperliche sexuelle Gefahr abzuwehren.

Das foucaultsche Setting des „Anstands“

Um den jüdischen Einfluß zurückzudrängen, begrenzten die ersten beiden anti-jüdischen Gesetze (Gesetz Nr. XV von 1938 und Gesetz Nr. IV von 1939) die jüdische Beteiligung am öffentlichen Leben und in den Schlüsselsektoren der Ökonomie. Damit wurde ihre Ausübung freier Berufe eingeschränkt, wurden sie von Tätigkeiten in der öffentlichen Verwaltung, der Justiz und der Bildung ausgeschlossen. Um den „jüdischen Geist“ zu treffen, wurde u.a. festgelegt, dass Juden in Zeitungen oder Zeitschriften keine Position besetzen durften, in denen sie auf „deren ideologische Ausrichtung“ Einfluss nehmen konnten, desgleichen durften sie keine Positionen „der künstlerischen Leitung in Theatern“ besetzen, was ebenso für die Kino- und Filmgestaltung galt.

Das Gesetz, das als „Drittes Juden Gesetz“ verabschiedet wurde (Gesetz No. XV, 1941), war den deutschen Nürnberger Rassengesetzen nachempfunden, die ‚Jude-Sein‘ auf einer rassistischen Basis definierten und Ehen

zwischen Juden und Nicht-Juden verboten. Das Gesetz bestimmte, dass Juden, die „Geschlechtsverkehr mit einer anständigen nicht-jüdischen Frau ungarischer Herkunft außerhalb der Ehe“ haben, mit Gefängnis bestraft werden sollten.⁴

Da ‚Jude-Sein‘ auf einer klar rassistischen Grundlage definiert wurde, protestierten die Führer der katholischen und reformierten Kirche dagegen im Oberhaus. Sie waren verärgert, dass sie in einer Angelegenheit von so großer Bedeutung nicht vor Gesetzesverabschiedung konsultiert worden waren und dass Menschen, die bereit waren, zu konvertieren und eine christliche Ehe zu führen, diese Option verweigert würde. Sie machten deutlich, dass sie nicht von philosemitischer Überzeugung angetrieben wären, denn sie hätten ja auch die beiden ersten antisemitischen Gesetze unterstützt, es sei viel mehr die Politisierung und Säkularisierung der Ehe, die ihnen ein Dorn im Auge wären (Katzburg, 2002, 158ff).

Trotz der Proteste der Kirchen gegen die rassistischen Beschränkungen der Ehe, ist die ‚Rassenschande‘-Klausel ein logischer Kulminationspunkt eines Diskurses, der mit der Warnung vor der ‚Besetzung des Raumes‘ durch die Juden begonnen hatte, und in dem die Rolle der christlich-nationalistischen Ideologie nicht zu übersehen ist. Hinzu kommt, dass sich die antisemitische Rhetorik in der Sexualerziehungs-Literatur auch nach 1941 nicht wesentlich veränderte.⁵

Die Gesetze gegen die ‚Rassenmischung‘ und ‚Rassenschande‘ wurden in Ungarn in einer ähnlichen Weise eingeführt wie in Deutschland. Zwar war die Gesetzgebung auch auf die Reinhaltung der ungarischen Blutlinie vom jüdischen Einfluss gerichtet, sie verbot aber nicht einfach alle „außerehelichen sexuellen Beziehungen“⁶ mit Juden, sondern beschränkte das Verbot auf außerehelichen Sex mit einer „anständigen nicht-jüdischen Frau ungarischer Herkunft“. Dies bedeutete, dass jüdische Frauen auch weiterhin sexuelle Beziehungen zu christlichen Männern haben konnten, ihre Sexualität wurde also nicht als eine Bedrohung verstanden.

Bezieht man diese Entwicklung auf die „Anstandsgesetze“ vom Ende der 20er Jahre und auf die Intentionen der christlichen Sexualerzieher, dann ist es nachvollziehbar, dass die beiden Hauptgruppen der geistigen und körperli-

⁴ 1000 év törvényei. 1941. évi XV. törvénycikk. Online: <http://www.1000ev.hu/index.php?a=3¶m=8168>

⁵ Vater Koszter schrieb zum Beispiel in *Satans Lockvögel* (1944) über die „maitresses“, die „von den Taschen ihrer reichen Mitsündigen lebten“ und fügte hinzu, „das sind diejenigen, die nach dem Ehegesetz von 1941 zu Hunderten zum Judentum konvertierten, um das Geld ihres ‚Freundes‘ für sich zu sichern“ (1944, 37).

⁶ „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“, Paragraph No. 2. (15. September 1935). Online: <http://www.documentarchiv.de/ns/nbgesetze01.html>.

chen Bedrohung – die Juden und die Prostituierten zu einer gemeinsamen Gefahrengruppe verklammert wurden. Beide wurden an die Peripherie verbracht, beide wurden dafür verurteilt, lockere Sitten aufgrund einer inhärenten Neigung zu sexuellen Perversionen zu propagieren. Jüdische Männer wurden ohnehin als übersexualisierte, begeisterte Masturbatoren und gelegentliche Homosexuelle dargestellt und so konnte ihnen die Befriedigung ihrer Lust-Suche in den Schmutzwässern des Rotlichtmilieus zugestanden werden.

Die im Gesetz festgelegten Kategorien waren jedoch nicht so einfach zu handhaben, wie der Gesetzgeber es erwartet hatte, wie etwa die Veröffentlichung eines Buches von 1944 zu einer Reihe von ‚Rassenschande‘-Fällen detailliert anhand der Urteile an verschiedenen Gerichten nachweist (Josefovits, 1944).

Diese Gerichtsverfahren zu den ‚Rassenschande‘-Fällen waren Folge des Voyeurismus der „normalen Gesellschaft“, der sich auf die sexuellen Beziehungen zwischen den Mitgliedern der outsider-Gruppe richtete. Nicht-jüdische Frauen und ihre jüdischen Liebhaber gerieten in diesen Fallstudien unter die Beobachtung durch Mitbewohner, Nachbarn, Freunde, Vermieter und Hausmeister. In einem wahrhaft foucaultschen Setting bieten die Zeugenberichte einer observierenden Praxis eine Definition des sexuell Erlaubten und des Nicht-Erlaubten.

Die Ungenauigkeit des Begriffs ‚anständig‘ führte dazu, dass der Oberste Gerichtshof eine ebenso vage Bestimmung dessen vornahm, was darunter zu verstehen sei: „eine Frau, die ohne das geringste Zögern oder Widerstand, aufgrund bloßer Veranlassung sich über weibliche Scham und gute Sitten hinwegsetzt und eine intime Beziehung eingeht, kann nicht als anständig von einem auf den Schutz der Rasse bedachten Standpunkt gelten.“ (ebd., 10) In diesen Fallstudien wird die Unanständigkeit der Frauen in einigen Fällen durch die Tatsache belegt, dass sie bereit waren, „in sexuelle Handlungen im Freien einzuwilligen“ oder weil sie sich bei ihren vielen Begegnungen Geschlechtskrankheiten erworben hatten. In einigen Fällen wird erwähnt, dass sie sich „auf der Straße“ oder „an der Theke des Kinos“ trafen – was auf der Grundlage des Gesetzes von 1927 über die öffentliche Moral beide keine Orte sind, um anständige Frauen anzusprechen. Der Ort der Begegnung, der Geschlechtsverkehr und die Tatsache der Infizierung belegten somit die Unanständigkeit der Frau.

Paradoxerweise wurde der einzige jüdische Mann – ein Schauspieler –, der wegen Unzucht hätte verurteilt

werden können, freigesprochen. In vielen Fällen wurden dagegen Frauen aufgefordert, sich selbst als unzüchtig zu bezeichnen, so erklärte dann eine Frau, „es scheint, ich bin jemand, der nur mit jemandem geht, der eine Pfeife hat“ und eine andere sagte von sich, dass „immer, wenn sie sich auf der Straße aufhielt und ein Mann sie fragte, ob er mit ihr Geschlechtsverkehr haben könne, sie mit ihm gehe, um dafür Geld zu bekommen.“ (ebd., 15, 17) Diese Art von Geständnissen wurden jedoch nicht immer vom Gericht akzeptiert, v.a. wenn sie erkannten, dass es darum ging, einen Beklagten zu schützen.

Doch die Gerichtsverfahren haben gezeigt, dass das Sexualleben der jüdischen Männer wie auch von Prostituierten dort, wo es nicht gelang, dies vor den neugierigen Augen der ‚in-group‘ zu verstecken, beobachtet wurde. Die Kontrolle durch die Nachbarn, die sich rechtlich ermutigt fühlten, bei der Vollstreckung eines eigenartigen und ziemlich vagen Verständnis von ‚Anstand‘ beizutragen, führte jedoch dazu, dass sie sich alle – Juden, Prostituierte und Nachbarn – in einem gemeinsamen Raum der ‚Unanständigkeit‘ zusammen wiederfanden.

Literatur

- Fónyad, Dezső, 1935. Az ifjúság örök sebe Mezőtúr: Corvina.
- Josefovits, László, 1944. Fajgyalázás: Az 1941: XV. t.c. 15. paragrafusának joggyakorlata. Bethlen, Budapest.
- Katzburg, Nathaniel, 2002. Zsidópolitika Magyarországon 1919–1943. Babel, Budapest.
- Koszterszitz, József, 1944. Sátán törvétese [Satans Lockvögel]. In: Tiszta férfiság az egyetemeken. Szent István Társulat, Budapest.
- Koszterszitz, József, Marczell, Mihály, 1928. A kemény parancs. Élet, Budapest.
- Kovács, M. Mária, 2012. Törvénytől sújtva. Napvilág, Budapest.
- Lesskó, Jenő, 1943. Az ifjúság nemi erkölcsét tervszerűen romboló tényezők. In: Az Ifjúság orvosa, Vol. II. No. 6.
- Olasz, Péter, 1926. A mai férfi életútja. Corvin Nyomda, Satu Mare.
- Olasz, Péter, 1938. Gyermekkor, serdülőkor, nevelés. Nyomda, K.M. Egyetemi, Budapest.
- Polony, Géza, 1943. Nincs külön férfi és női morál.. In: Az Ifjúság orvosa, Vol. II. No. 6.
- Tóth, Tihamér, 1919. Lerongyolódott ifjúságunk. In: Katholikus Szemle, Vol. 33, No. 2.
- Tóth, Tihamér, 1920. A tiszta férfiság [Reine Männlichkeit]. Stephaneum, Budapest.
- Ungváry, Krisztián, 2012. A Horthy-rendszer mérlege: diszkrimináció, szociálpolitika és antiszemitizmus Magyarországon 1919–1944. Jelenkor, Pécs.

Autor

Gabor Szegedi, MA, Department of History, Central European University, Nador u. 9, H-1051 Budapest, Hungary, Szegedi_Gabor@ceu-budapest.edu

Mal ganz unbefangen – Ärztinnen im Biologieunterricht

Susanne Donner

Aufklärung Biologie-Lehrer sind oft nicht die Richtigen, um mit Teenagern über Sex zu sprechen. Nun übernehmen das Ärztinnen. Mit Erfolg

Mit Metaphern ist es ja so eine Sache. Hat man sie einmal eingeführt, wird man sie mitunter nicht mehr so schnell los: Die Gebärmutter sei die perfekte Wohnung für ein Baby. Jeden Monat werde sie neu hergerichtet, erklärt Frauenärztin Inga Jousen den zyklischen Aufbau der Gebärmutter Schleimhaut. Zehn Mädchen der sechsten Klasse einer Kreuzberger Schule sitzen im Stuhlkreis um die junge Frau. Kein Kaugummischmatzen, kein Stuhlkippen, konzentriertes Zuhören. „Hat die Wohnung auch einen Fernseher?“, fragt ein Mädchen mit schwarzem Haar. „Nein“, entgegnet Jousen, ohne eine Miene zu verziehen.

Jousen ist eine von 91 Ärztinnen der „Ärztlichen Gesellschaft zur Gesundheitsförderung der Frau“ (ÄGGF), die bundesweit vorwiegend Mädchen, aber auch Jungen aufklären. An diesem Herbsttag überschütten die Schülerinnen sie geradezu mit Fragen: Zerquetschen kräftige Männer die Eizellen der Frauen, wenn sie mit ihnen schlafen? Was kann man gegen Bauchschmerzen während der Regel tun? Wie kommt Krebs in die Gebärmutter?

Seit Jahrzehnten ist Sexualerziehung an deutschen Schulen Pflicht. Umfang und Inhalt schwanken aber je nach Bundesland. Und oft beschränken sich Lehrer immer noch auf einen biologisch-anatomischen Frontalunterricht. Da werden die Fachbegriffe für die Geschlechtsorgane vorgestellt, Geschlechtskrankheiten, allen voran AIDS besprochen, und es wird erwähnt, wie man sich schützt. Sexualerziehung folgte lange dem amerikanischen Modell, sagt Olaf Kapella vom Institut für Familienforschung der Universität Wien. „Die Botschaft lautete: ‚Pass auf, dass du nicht schwanger wirst und hol dir keine Krankheit‘“.

Mehr als Wissensvermittlung

Doch Sexualerziehung ist nicht nur Wissensvermittlung. Gisela Gille, langjährige Vorsitzende der ÄGGF, wurde das klar, als die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche der unter 18-Jährigen Anfang der Nullerjahre mit fast 8.000 pro Jahr einen Rekord erreichte. Wenig später stellte die Organisation zudem fest, dass jedes zehnte Mädchen im Alter von 17 Jahren in Berlin mit Chlamydien infiziert ist. Diese Bakterien werden beim Geschlechtsverkehr übertragen und können unfruchtbar machen. Die Jugendlichen schützten sich offenbar nur unzureichend mit Kondomen.

Gille sieht dahinter einen gravierenden Missstand: Die Jugendlichen hätten zwar vielerlei Informationen über Sexualität, die aber wenig mit umfassendem Informiertsein zu tun hätten. „Sie wissen, wie man in den kuriosesten Stellungen zum Orgasmus kommt. Aber sie sind sich unsicher, ob man vor dem Wasserlassen den Tampon entfernen muss.“ Sie könnten das erlernte Wissen aus dem Bio-Unterricht nicht mit der eigenen Sexualität und dem eigenen Körper in Beziehung setzen, weil die emotionale Ebene fehle.

Genau diese ist den Ärztinnen ein besonderes Anliegen: Sie gehen in Schulen, nicht ohne didaktisches Konzept, aber am liebsten beantworten sie nur die Fragen der Mädchen. Die Nachfrage wächst von Jahr zu Jahr. 2012 führten sie mehr als 8.000 Veranstaltungen durch. Und siehe da: Seit dem verstärkten Engagement außerschulischer Aufklärerinnen ist die Zahl von Schwangerschaftsabbrüchen Minderjähriger in Deutschland zurückgegangen. „Das ist nicht zuletzt unser Verdienst“, sagt Gille. Aber auch andere Organisationen, etwa der gemeinnützige Verein MfM und Pro Familia, bieten inzwischen Sexualerziehung im Klassenzimmer an, die nicht im Stile eines Frontalunterrichts daherkommt.

Die externen Aufklärer haben andere Möglichkeiten als Lehrer: „Es ist sehr schwierig, Jungen und Mädchen gleichermaßen gerecht zu werden“, sagt Gille. Die Mädchen seien in ihrer Entwicklung etwa zwei Jahre voraus. Sobald sie beispielsweise anfangen, über ihre Menstruation zu sprechen, würden die Jungen kichern. Die Mädchen verstummten dann. Getrennt nach Geschlecht ließe sich dagegen eine ernsthafte Atmosphäre aufbauen.

Die Mädchen werden schnell zutraulich

Wie wichtig dieser geschützte Rahmen ist, wird an dem Herbstmorgen in Kreuzberg schnell deutlich. Die Mädchen werden im Verlauf der Doppelstunde zutraulicher, ihre Fragen intimer. Eine 12-Jährige in engen Jeans und T-Shirt erzählt von „komischen Streifen“ auf der Brust, seitdem sie die Regel habe. „Soll ich die Streifen mal zeigen?“ Das sei nicht nötig, entgegnet Jousen. Die Streifen seien harmlos und träten auf, wenn Gewebe sehr schnell wachse. „Es wäre undenkbar, über solche Veränderungen am Körper zu sprechen, wenn Jungs im Klassenzimmer säßen“, ist sich Jousen sicher.

Die Schülerinnen nehmen die Antworten sehr ernst, weil „sie Frau Doktor ist“, wie ein Mädchen sagt. Einer

britischen Untersuchung zufolge ist die Aufklärung durch junge Ärztinnen, Hebammen und Krankenschwestern besonders effektiv. Die Schülerinnen trauen sich, die Ärztin mehr zu fragen, gerade weil sie fremd ist und kein Vertrauensverhältnis wie zu einem Lehrer besteht. Als Jousen beispielsweise dazu rät, eine Binde in die Schultasche zu packen, um für die Menstruation gewappnet zu sein, entfährt es einem Mädchen mit Haarspange: „Oh nein“. „Das ist dir peinlich“, sagt Jousen und rät dann: Man könne die Binde doch in eine extra Tupperdose legen, getarnt als Pausenbrot. Unter dem Pulli ließe sich die Binde dann unbemerkt in die Toilette schmuggeln.

Eltern sind oft nicht hilfreich

„Ich kann mit meiner Mutter nicht darüber reden“, sagt das Mädchen. Damit sei sie nicht allein, beruhigt Jousen. Die Mutter habe vermutlich selbst nie mit ihren Eltern über Sexualität reden können und traue sich daher womöglich nicht. Die Ärztin ermuntert die Schülerin, ihre Mutter vor dem Schlafengehen anzusprechen, wenn es im Zimmer dunkel ist.

Nach einer Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung klären heute zwar rund zwei Drittel der Eltern ihre Kinder auf. Ihre Antworten sind allerdings nicht immer richtig – und nicht immer hilfreich. Gille berichtet von einem Mädchen, dessen Mutter bei Einsetzen der Periode sagte: „Ach, du Schreck, jetzt bist du auch mit dem Mist dran.“

In der Gesprächsrunde mit Jousen erzählt ein muslimisches Mädchen, ihre Mutter erlaube Tampons erst ab 20 Jahren, da sonst die Jungfräulichkeit verloren ginge. Die Frauenärztin schüttelt den Kopf und erläutert, dass das Jungfernhäutchen durch das Hygienemittel nicht zerstört werde. „Bei den meisten Mädchen platzt beim ersten Geschlechtsverkehr auch nichts“, fügt Gille hinzu. „Das Bett ist bei vier von fünf Frauen beim ersten Mal auch nicht blutbefleckt.“

Die Mädchen schauen ein wenig betroffen, als Jousen die Form des Jungfernhäutchens als ringförmigen Saum beschreibt. Dieser würde auch nicht reißen, wenn man mit dem Finger die Scheide abtastet, sagt sie. Ein entsetztes „Iiii“ geht durch die Runde. Anfassen, den eigenen Körper an jenem heiklen Ort, das können sich einige Mädchen nicht vorstellen.

Wertschätzung mehr thematisieren

Die Ärztinnen der ÄGGF beklagen eine verbreitete Ablehnung des weiblichen Körpers, nicht nur des Genitals. „Vieles an ihrem Körper finden Mädchen eklig. Es kommen immer wieder Sprüche wie ‚Ich bin so fett. Ich könnte mich in die Tonne kloppen.‘“, erzählt Gille. „Wenn die Mädchen keinen Stolz auf ihren eigenen Körper entwickeln, wie wollen sie dann gegenüber einem Mann auf einem Kondom bestehen, der sagt ‚Das turnt mich ab? So etwas lernt man nicht im Biunterricht.‘“

Die Wertschätzung des eigenen Körpers müsse mehr thematisiert werden. Denn nur wenn eine Frau sich selbst schätzt, kann sie sich schützen, sagt Gilles. Die Sexualzieher müssen, wollen sie erfolgreich sein, mit der Zeit gehen. Die Sexualität wandelt sich. Viele Kinder sind mit Pornos vertraut; Küssen, Petting und allerlei Sexualpraktiken sind für sie schon in jungen Jahren normal. Olaf Kapella fordert daher: „Man sollte über Pornos kritisch sprechen, auch wenn die Kinder nicht danach fragen.“ Warum haben die Menschen in den Filmen so glatte Haut? Für wen sind die Videos gemacht? „Da ist viel aufklärerische Arbeit nötig. Nicht alle Frauen finden es toll, mit Sperma bekleckert zu werden. In Pornos wird aber dieser Eindruck erweckt“, nennt Kapella ein Beispiel. „Die Jugendlichen heute starten mit einem erheblichen Druck, da die Medien ihnen standardisierte sexuelle Verhaltensweisen als normal vorgeben“, stimmt Gille zu. Darüber sprechen, bemerkt sie selbstkritisch, auch die Sexualzieher bisher noch zu selten. (Erstveröffentlichung im *Freitag*, 06.11. 2013)



Norbert Ricken, Nicole Balzer (Hg.), *Judith Butler: Pädagogische Lektüren*, Springer VS, Wiesbaden 2012, Softcover, 413 Seiten, € 39,95

Bildung und Geschlecht – ein mehrdimensionales Verhältnis

Die Beziehungen zwischen Bildung und Geschlecht sind sowohl in diachroner als auch in synchroner Perspektive als wechselvoll zu bezeichnen. Naturalisierende Vorstellungen über den Zusammenhang von Bildung und Geschlecht bilden dabei mit Sicherheit einen Kristallisationspunkt dieser Verflechtungen, was sich sowohl in der Geschichte wie in der Gegenwart darin zeigt, dass die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht den Zugang zu Bildung entscheidend beeinflusst. Ob Entwicklungshilfe oder Pisa-Studie – immer wieder wird deutlich, dass Geschlecht zu einem bedeutenden Teil über die Ausbildungsmöglichkeiten von Individuen bestimmt. Die Frage nach den unterschiedlichen Zugängen zu Bildung ist daher nach wie vor politisch relevant. Um naturalisierenden Fallstricken zu entgehen, setzen sich die Autor/-innen im vorliegenden Sammelband aus dekonstruierender Perspektive mit den gesellschaftlichen Verflechtungen von Bildungsbegriffen und -modellen auseinander und knüpfen dabei an die theoretischen Arbeiten Judith Butlers an. Wie im Vorwort durch die Herausgeber/-innen dargestellt, wird durch diese Vorgehensweise gleichzeitig deutlich, wie und in welchem Maße die Paradigmengeschichte der Erziehungswissenschaft durch übergreifende disziplinäre Bündnisse gekennzeichnet ist und welche Potentiale, aber auch Probleme diese vielseitigen Verknüpfungen mit sich bringen.

„Gender and Education“ – verschobene Begründungsdimensionen

In ihrem Aufsatz „Gender and Education“ (15) themati-

siert zunächst Butler selbst die Zusammenhänge zwischen Anerkennung, Bildung, Geschlecht und Verletzlichkeit. Hierbei rückt sie den Status des anerkannten Subjekts in das Zentrum ihres Interesses; dessen Selbstentwurf bietet und garantiert ihm den Anspruch auf Zugang zu Schutz. Mit dieser Fokussierung auf die Anerkennungstheoretischen Elemente von Bildung im Kontext von Gender wendet sie sich von identitätslogischen Argumentationen ab und gibt differenzlogischen Weisen des Verstehens den Vorrang. Sie richtet daher ihr Augenmerk weniger auf die Frage des ungleichen Zugangs zu Bildung oder auf die Vereinnahmung geschlechtskritischen Wissens innerhalb des Bildungssystems, obwohl sie in dem Aufsatz auch über Möglichkeiten des Widerstands dagegen nachdenkt. Vielmehr stellt sie dar, dass gerade die Frage nach dem realisierten Geschlecht entscheidend für die Möglichkeiten ist, die einem Menschen zum Schutze seiner Person und Unversehrtheit zur Verfügung stehen. Das realisierte Geschlecht denkt sie dabei in einer engen Verbindung mit dem Selbstentwurf des Individuums, welches zu einem bedeutenden Teil durch das Bildungssystem beeinflusst wird. In der Diskussion darum, wie Geschlecht und Bildung hier zusammenhängen, arbeitet sie heraus, dass zwischen der Frage, wie Geschlecht gelehrt wird und wie Individuen sich Geschlecht aneignen, unterschieden werden muss.

Butler macht darauf aufmerksam, dass das Feld zwischen Bildung und Geschlecht von einer weiteren Differenz durchzogen ist – der Übersetzung. Indem sie hier explizit auch die ontologischen Dimensionen des Übersetzens einschließt, thematisiert sie den bedeutungsvollen Sachverhalt, dass konfligierende Gendernormen inkorporiert werden (können), wenn Individuen interkulturell oder interlingual (diese beiden Bereiche durchdringen sich für Butler) aufwachsen. Anschließend wird der solchermaßen umrissene Zusammenhang zwischen existentiellen Dimensionen menschlichen Lebens und sozialer Verfasstheit von Individuen im Zusammenhang mit der Rolle des Bildungssystems und den Möglichkeiten von Kritik befragt.

Kerstin Jergus liegt es in Aufsatz „Politiken der Identität und der Differenz. Rezeptionslinien Judith Butlers im erziehungswissenschaftlichen Terrain“ daran, die in ihren Augen bruchstückhaften Rezeptionen Butlers in der Erziehungswissenschaft stärker zu konturieren. Mit ihren Bezugnahmen auf vielfältige Anschlussmöglichkeiten für Butlers Heteronormativitätskritik innerhalb des erziehungswissenschaftlichen Feldes, wie etwa der Mädchen- und Jungenarbeit (vgl. 32), Barbara Schützes Kritik am Neo-Essentialismus im Umgang mit Transsexualität (vgl. 33) oder der von Gesa Heinrich geprägten Terminologie der „postfeministischen Bildungstheorie“ (33), gelingt es ihr, die Theorie Butlers erziehungswissenschaftlich zu situieren. Daran anschließend macht Jergus

deutlich, inwiefern Butlers Konzept der Resignifikation dazu beiträgt, bisher demarkierte Zusammenhänge von Bildung und Geschlecht zu beleuchten.

Grundlegende Begriffsklärungen

Anders als strukturalistische Theorien zeichnet Butlers Theoriewerk eine gewisse Zerstreutheit aus. Dies führt auch dazu, dass etwa Begriffe wie Subjekt, Geschlecht, Performativität im Zusammenhang mit ihrem Namen mittlerweile weit bekannt sind, während Begriffe wie Grenze, Menschliches oder gar Leben ein weniger berühmtes Dasein fristen. Dennoch zeigt die Lektüre ihrer frühen Arbeiten wie *Doing Gender* (dt.: *Das Unbehagen der Geschlechter*) oder *Bodies that matter* (dt.: *Körper von Gewicht*), dass Butler alle Begriffe zusammenspielen lässt. Das bedeutet jedoch mitnichten, dass jedem Begriff ein unverrückbarer Ort in Butlers Theorie zukommt; vielmehr konturieren sich die Begriffe häufig gegenseitig, hängen voneinander ab oder bedingen einander gar. Dass dies nicht zu der Fehlannahme führen sollte, dass die Begriffe kaum Aussage- oder Forschungskraft besitzen, zeigen die sorgfältigen Rekonstruktionen, welche im Abschnitt „Einsichten. Grundbegriffliche Lektüren“ vorgenommen werden. So zeichnet Markus Rieger-Ladich in seinem Aufsatz „Judith Butlers Rede von Subjektivierung. Kleine Fallstudie zur ‚Arbeit am Begriff‘“ die Herausbildung des Begriffes der Subjektivierung in Butlers Arbeit nach. Er bemüht sich darum aufzuzeigen, dass Begriffsbildung immer von diskursiven Korrekturen und kontextuellen Einsätzen geprägt ist. Zum anderen bringt er Giorgio Agambens Arbeit am Begriff des Dispositivs ins Spiel, um auf eine „übersehene Theorieofferte“ (69) aufmerksam zu machen.

Ähnlich dicht am Text arbeiten Nadine Rose und Hans-Christoph Koller und verdeutlichen an den Begriffen der Interpellation, des Diskurses und der Performativität, welche Weiterentwicklungen der Machtbegriff durch Butlers Althusser-Rezeption erfährt. Mit dem Konzept des Widerstands beschäftigen sich Nicole Balzer und Katherina Ludewig. Sie skizzieren zunächst Butlers Subjekttheorie und verknüpfen diese anschließend mit dem Begriff der Handlungsfähigkeit. Dazu extrahieren sie die unterschiedlichen Erscheinungsweisen des Begriffes des Widerstands in Judith Butlers Texten und rekonstruieren diesen als eine innere Haltung des Individuums, „die Bedingungen des (eigenen) Seins als kontingent ein[zu]sehen“ (117). Auch Paul Mecheril und Melanie Plößer erarbeiten den Begriff der Identität sehr textnah, wenn sie an Butlers Reformulierungen von Iteration und Melancholie anknüpfen, um ihm zu neuer Sichtbarkeit zu verhelfen.

Insofern liegen allen Aufsätzen sorgfältige Butler-Lektüren zugrunde, welche dazu beitragen, dass Butlers Begrifflichkeiten verständlich und damit interdisziplinär anschlussfähig werden. Dabei geraten leider gelegentlich

eigene Thesen der Autor/-innen aufgrund der langwierigen Theorieimporte ins Hintertreffen. Beispielsweise diskutiert Rieger-Ladich zwar den Begriff der Subjektivierung, setzt sich aber gleichzeitig nicht damit auseinander, welche mögliche Stellung das Dispositiv in Butlers Theorie darstellt, noch belegt er die Möglichkeiten genauer, die sich aus einer Zusammenführung von Subjektivierung und Dispositiv ergeben. So bleibt es in dem Aufsatz bei einem knappen Überblick über die Perspektiven, die sich für die Erziehungswissenschaft ergeben, wenn sie Subjektivierungspraktiken als aus „disparaten Elementen“ (70) zusammengesetzt verstehen.

Anders verfährt Jutta Hartmann, welche Butlers Theorieansätze nicht umständlich einführt, sondern voraussetzt und den Begriff des Geschlechts innerhalb dieser situiert. Davon profitiert ihr Text „Improvisation im Rahmen des Zwangs. Gendertheoretische Herausforderungen der Schriften Judith Butlers für pädagogische Theorie und Praxis“ doppelt, indem die Autorin einerseits ein relationales Verständnis der unterschiedlichen Begriffe wie Sexualität, Begehren oder Heteronormativität erarbeitet und andererseits von Beginn an mit Butler argumentieren kann. Hartmann stellt so überzeugend dar, inwiefern Butlers theoretische Anstrengungen, „bislang Unartikulierbares formulierbar“ (72) zu machen, als Grundlage für ein neues Bildungsverständnis, das „in einem weiteren Sinne als Ermöglichung eines Widerstreits“ (ebd.) gedacht wird, dienen können, wenn Pädagogik auch als ein Raum der Verhandlung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit verstanden wird.

Empirische Erkundungen und Reflexion methodologischer Verschiebungen

Die in dem zweiten Teil „Ansichten. Empirische Lektüren“ dargelegten Einblicke in erziehungswissenschaftliche Studien stellen neben den genauen Analysen und Rekonstruktionen der theoretischen Begriffe Butlers einen weiteren Höhepunkt des Sammelbandes dar. Die Autor/-innen suchen einerseits nach Möglichkeiten, die methodischen Lücken von Butlers Theorie zu füllen, und reflektieren andererseits methodologische Reformulierungen. Bettina Fritzsche zeigt anhand ethnographischer Studien, welche bedeutende Rolle heteronormative Aushandlungen und Auseinandersetzungen für Kinder und Jugendliche spielen, und macht deutlich, dass hierbei sowohl manifeste als auch latente und phantasmatische Elemente vorkommen. Sie unterstreicht damit das Gewicht der Theorie Butlers für die Ausarbeitung eines „sensibilisierende[n] Theoriehintergrund[s] für empirische Rekonstruktionen des Heranwachsenden von Kindern und Jugendlichen“ (195) und dringt im gleichen Atemzug auf eine stärkere Rezeption dieser Theorie in den Erziehungswissenschaften.

Auch eine Studie aus dem Zweig der Kleinkindpädagogik hat Eingang in den sich ansonsten mit dem Schulbereich auseinandersetzen empirischen Teil gefunden. Kerstin Jergus, Ira Schumann und Christiane Thompson beschäftigen sich, ausgehend von Selbstdarstellungen aus dem KiTa-Bereich, mit performativen Konstruktionsweisen von Autorität und Autorisierung. Sie können zeigen, dass die Erzieher/-innen konfligierenden Anrufungen ausgesetzt sind, welche nicht zuletzt aus der „Umkämpftheit und Unabgeschlossenheit des pädagogischen Terrains bezüglich der Geltung und Gründung von Autoritäten“ (222) resultieren. In diesem Text zeigt sich ein *détail*, wie dekonstruierende Verfahren dazu beitragen können, einen kritischen und widerständigen Anspruch in der Pädagogik umzusetzen, der weniger auf Aufklärung setzt als vielmehr auf Veränderung der Bedingungen, unter denen pädagogisch gehandelt wird.

Herausforderungen und theoretische Auseinandersetzungen

Im dritten Teil „Aussichten: Interdiskursive Lektüren“ sind schließlich interdisziplinäre Auseinandersetzungen mit Butlers Theorie im bundesrepublikanischen Raum enthalten. Die Leser/-innen, welchen die grundbegrifflichen Erarbeitungen im Sammelband zu bruchlos und textnah erschienen sind, finden in diesem Abschnitt kritische Auseinandersetzungen mit Butlers theoretischen Implikationen. Allen voran stehen in diesem Kontext Jessica Benjamins Analyse „Intersubjectivity, Recognition and the Third. A Comment on Judith Butler“ und Burkhard Liebschs Beitrag „Grenzen der Lebbarkeit eines sozialen Lebens. Anerkennung und sozialer Tod in der Philosophie Judith Butlers“. Benjamin schließt in ihrem Text an eine bis in die 1990er Jahre zurückreichende Kontroverse an, die sich zwischen ihr und Butler um die Frage der Anerkennung im Kontext des Verhältnisses von Psychotherapie und kritischer Gesellschaftstheorie entsponnen hat, und führt diese mit Verweisen auf Butlers aktuelle theoretische Äußerungen beispielsweise in *Undoing Gender* (dt.: *Die Macht der Geschlechternormen*) fort. Liebschs Beitrag enthält demgegenüber weniger theoretischen ‚Zündstoff‘. Seine kritische Lektüre der Texte Butlers führt aber *ex negativo* dazu, dass sich Butlers Beitrag zu der politikwissenschaftlichen Frage, in welchem Maße Normen und (fehlende) Anerkennung Schauplätze des (auch sozialen) Todes eines Menschen konstituieren, umso besser erfassen lässt. Die Frage der – wie Hans-Uwe Rösner seinen die Heilpädagogik fokussierenden Beitrag überschreibt – „[a]uf’s Spiel gesetzte[n] Anerkennung“ (S. 373) beschäftigt auch Carsten Büniger und Felix Trautmann. Sie plädieren im Kontext der politischen Bildung für die Entwicklung pädagogischer Strategien zur Verschiebung der „Grenzen der Wahrnehmbarkeit“ (411).

Dass Butlers Beiträge damit für die Theorie der Erziehungswissenschaft äußerst gewinnbringend sind, verdeutlichen schließlich Norbert Ricken und Alfred Schäfer in ihren Texten. Während Ricken den klassischen Bildsamkeitsdiskurs scharf für seine dichotomen Kategorien kritisiert und gleichzeitig Verletzbarkeit und Macht als heuristisch wertvolle Kategorien einführt, verdeutlicht Schäfer, „dass, wer für den Signifikanten der Erziehung streiten will, zugleich gegen seine identifizierende, begründende, praktische Schließung streiten muss“ (355); damit tritt sie sowohl auf theoretischer als auch auf praktischer Ebene des pädagogischen Raums für die Ermöglichung widerständiger Handlungen, „für Gesten der Entunterwerfung, der kritischen Haltung, Möglichkeiten des Wahr-Sprechens“ (371) ein.

Fazit

Aus dem vorliegenden Sammelband wird deutlich, dass Butlers Programm, die gesellschaftlichen Bedingungen und Dynamiken von Geschlecht und Vergeschlechtlichung zu hinterfragen, auch in den Erziehungswissenschaften ein breites Echo hervorgerufen hat und die Wissenschaftler/-innen sich dabei textgenau, aber auch kontrovers über einzelne Aspekte dieser theoretischen und methodologischen Entscheidung verständigen. Dies wird sowohl durch die qualitativ hochwertigen Aufsätze unterstrichen, in welchen die Grundbegriffe der Butler’schen Theorie anschlussfähig erläutert werden, als auch durch die Darstellung der innovativen empirischen Studien. Die Einteilung der Aufsätze in divers fokussierende Teilbereiche und die konkrete Anordnung der Texte unterstützen Verständlichkeit und machen deutlich, dass das dargestellte Wissen selbst auch hinterfragt werden kann und muss. In diesem Zusammenhang beeindruckt besonders der erwähnte Aufsatz von Kerstin Jergus, in welchem sie nicht nur eine Fülle von diskursiven Textverweisen aufbietet, sondern auch die vorausgegangenen Beiträge kontextualisiert und gleichzeitig eine Brücke zu den anschließenden spezifischeren Auseinandersetzungen mit Butlers Theorie schlägt.

Es zeichnet den Sammelband zudem aus, dass er nicht nur einführendes Wissen präsentiert, sondern dass darüber hinaus richtungweisende Impulse gerade auch für Auseinandersetzungen über die diskursiven Grenzen der Erziehungswissenschaften hinaus gesetzt werden. Dazu tragen neben den Aufsätzen im Abschnitt „Interdiskursive Lektüren“ mit Sicherheit auch Butlers eigene Reflektionen in „Gender and Education“ bei. Ihr Text steht zugleich in einer engen theoretischen Austauschbeziehung mit allen Texten des Sammelbandes, wenn sie in ihm fordert, dass die Pädagogik das Subjekt als eines denken muss, dass von unterschiedlichen Formen der Bildung konstituiert und damit auch durchzogen ist,

gleichzeitig aber dazu befähigt werden kann (und muss), Einblick in diese nicht vollständig transparenten Prozesse seiner Konstitution zu erlangen sowie eine kritische Haltung diesen gegenüber einzunehmen. In Anschluss an ihre Arbeiten mit Gayatri Chakravorty Spivak hebt Butler damit auf ein Verständnis des Individuums ab, in welchem dieses nicht unabhängig von den Bildungsprozessen, welche es durchläuft (oder gerade nicht durchläuft), gedacht werden kann. Sie macht damit auch klar, dass es das Individuum selbst ist bzw. unsere Vorstellung von ihm, das in Bildungsprozessen auf dem Spiel steht.

Diese scharf umrissene Denkrichtung nehmen die Autor/-innen des Bandes immer wieder auf und machen sie zu einem Ankerpunkt ihrer theoretischen und empirischen Forschungen. Gerade in letzteren gelingt es vorbildlich, Butlers Begrifflichkeiten konkret auf zentrale Fragestellungen der jeweiligen Disziplinen auszuweiten und anzuwenden. Über die umsichtigen Darstellungen des Forschungsgegenstandes hinaus verlieren die Autor/-innen nie die Verschiebungen aus dem Blick, die sich auf der Ebene der Forschungs- und Interpretationsperspektive durch die Butler'schen Theorieimporte ergeben, und reflektieren explizit auf die herausgearbeiteten neuen Kontexte und Erscheinungsweisen von vergeschlechtlichten Bildungsprozessen. Sie machen damit auf hohem wissenschaftlichem Niveau deutlich, welche alternativen Sichtweisen Butlers Theorie ermöglicht und welche Chancen sie damit zugleich für eine Neujustierung des Bildungsbegriffs birgt.

Nicht zuletzt ist dem Sammelband darum eine große Leser/-innenschaft zu wünschen, weil sich die Aufsätze über die Verflechtungen und Kontexte von Bildung und Geschlecht hinweg für eine kritische Erziehungswissenschaft aussprechen, welche Bildung programmatisch als Moment der individuellen Befähigung zu Widerstand einsetzt. Auch wenn offen bleibt, ob die theoretisch voraussetzungsvollen Gedankengänge Butlers ihr volles Potential im pädagogischen Raum entfalten können, bietet der Sammelband eine ausgezeichnete wissenschaftliche Grundlage dafür, sich der Pädagogik aus dekonstruierender Perspektive zu nähern.

Sahra Dornick (Berlin, Erstveröffentlichung: www.querelles-net.de, Jg. 14, Nr. 2, 2013)



Sebastian Winter, *Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung ‚Das Schwarze Korps‘. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2013, Softcover, 441 Seiten, € 49,90

Der Bielefelder Sozialpsychologe und Soziologe Sebastian Winter bietet in seiner Publikation *Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung, Das Schwarze Korps: Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie*, die zugleich seine verteidigte Dissertationsschrift darstellt, zahlreiche beachtenswerte und gründlich erarbeitete Perspektiven für das Verständnis der Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen im Nationalsozialismus an. Seiner Untersuchung legte der Autor die SS-Zeitschrift *Das Schwarze Korps: Zeitung der Schutzstaffeln der NSDAP* zu Grunde, die er im zweiten Teil der Untersuchung diskursanalytisch und auf Basis eines weitreichenden geschichtswissenschaftlichen Verständnisses auswertet. Die Auswahl der Quelle folgte der Notwendigkeit der Beschränkung auf eine auswertbare Fülle von Material und orientierte sich an der weiten Verbreitung der Zeitschrift – 1939: 1.080.000 Exemplare (142) – und ihres ‚sinnstiftenden‘ und großen Einflusses in der NS-Zeit: „Das Hausblatt der Elite-, Vorbild- und Terrororganisation SS verstand sich als Leitorgan der nationalsozialistischen Weltanschauungsproduktion, weshalb sich in ihm besonders ausführliche und ausgearbeitete programmatische Positionsbestimmungen finden.“ (26) Vor dem Hintergrund der weitreichenden Bedeutung der Zeitschrift sei es ein Desiderat, dass sich die Geschichtswissenschaft bisher „überraschend wenig“ mit der Zeitschrift beschäftigt habe (142).

Psychoanalytisch orientierte Geschichtswissenschaft

Der sinnstiftende Charakter der Zeitschrift interessiert Winter aber auch auf andere Weise: Er hält eine rein dis-

kursanalytische Betrachtung – etwa von Schriften – für ein Verständnis der Anziehungskraft bzw. Wirkungsmacht von Vorstellungen für unzureichend. Vielmehr müsse auch die Rückkopplung zum Individuum verstanden werden. Auf welche Weise wirkte *Das Schwarze Korps* sinnstiftend, konnte also sie an Vorstellungen von Menschen anknüpfen und diese überzeugen? Hier schlägt der Autor eine psychoanalytische Fundierung geschichtswissenschaftlicher Ausarbeitungen vor. Gerade bei den Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen in der NS-Zeit seien nicht nur Inhalte, Positionen oder Theorien bedeutsam, vielmehr entfalteten sie ihre Wirkung über Emotion, Glauben und Fühlen. Auch *Das Schwarze Korps* musste die Rezipienten ‚ködern‘. Winter verdeutlicht dies mit einem Zitat des Germanisten Mario Zeck: „Es geht um die Mobilisierung und Bestätigung der Rezipienten [...], um das Erwecken von Freude und Begeisterung“, es müssten „Hass“, „Dankbarkeit“, „Stolz“, „Trauer“, „Zorn“, „Häme“, „Ekel und Abscheu“ geweckt werden (Zeck, nach: 17), damit Menschen sich angesprochen fühlten und Inhalte annehmen würden.

Diese Dynamik reizt Winter, und er stellt im ersten Kapitel ausführlich psychoanalytisch orientierte Theorien vor, die einen Zugang zu dieser Perspektive mit Fokus auf den Hitlerfaschismus ermöglichten – Ansätze von Sigmund Freud, Zygmunt Baumann, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer sowie von Klaus Theweleit und Margarete Mitscherlich. Den Ansätzen gemeinsam sei, dass sie die „psychodynamische Bewältigung sehr basaler Konflikterlebnisse“ von Menschen über die „Kombination der Abwehrmechanismen der Spaltung, der Projektion und der Verschiebung“ (135) erklärten. Das bedeutet, dass die eigene Wahrnehmung eines Menschen, beispielsweise Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen nicht zu entsprechen (nicht entsprechen zu können), aus der Selbstwahrnehmung exkludiert wird. Das eigene ‚Defizit‘ werde in der Nazi-Zeit durch die ‚mehrheitsdeutsche‘ Bevölkerung insbesondere antisemitisch verhandelt – Juden würden wahlweise als „weibisch-lüstern“ oder „patriarchal“ (ebd.) konstruiert. Sie seien für Ambiguität und postulierte gesellschaftliche und individuelle Unzulänglichkeiten verantwortlich gemacht worden.

Kein einfaches Bild der Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen im NS

Die bisher existierenden geschichtswissenschaftlichen Perspektiven auf die Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen der NS-Zeit erwiesen sich für Winter als zu einfach. Weder der Perspektive, den Nationalsozialismus als „Extremform des Patriarchats“ (9f.), noch derjenigen, ihn als eine „Verwischung der Geschlechtergrenzen“ (ebd.) anzusehen, sei zuzustimmen, vielmehr zeigten sich die Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen bei

der Analyse der Zeitschrift als sehr heterogen, gingen Vorstellungen „disziplinierter‘ Erotik“ (4) und teilweiser Bejahung sexuellen Vergnügens zusammen, würde gleichzeitig einige sexuelle Vergnügens als problematisch beschrieben und ‚als jüdisch‘ abgelehnt. Schließlich zeigten sich auch Veränderungen im zeitlichen Verlauf der Herausgabe der Zeitschrift. So sei etwa die Berufstätigkeit von Frauen, die kriegsbedingt stieg, keineswegs nur als Zustand während des Krieges beschrieben, sondern auch als darüber hinausgehend anzustrebender Zustand klassifiziert worden. Winter zitiert aus dem *Schwarzen Korps*: „Der Einsatz der fraulichen Kräfte im Berufsleben wird daher immer mehr gefördert werden müssen, aber selbstverständlich unter Bedingungen, die die Gesundheit der Frau im Hinblick auf die Mutterschaft und Familienaufgaben nicht gefährden“ (nach: 207).

Winter arbeitet facettenreich in neun Unterkapiteln heraus, wie sich das im *Schwarzen Korps* zeigende nationalsozialistische Verständnis von Geschlecht und Sexualität zwar „misogyn-männerbündischer“ und „völkisch-frauenbewegter“ Positionen bediente, sich aber nicht darauf beschränkte, sondern daraus etwas Neues entwickelte. Bereits die Anlage der Zeitschrift, in der in der Regel ausschließlich Männer schrieben, weise auf eine klare Verteilung von gesellschaftlichen Aufgaben zwischen den Geschlechtern in der nationalsozialistischen Ideologie hin (191ff.). Die Aufgaben der Frauen wurden in ‚Mutterschaft‘, ‚Häuslichkeit‘ und ‚Familienbetreuung‘ gesehen – allerdings konnte diese begrenzte Sphäre auch geöffnet werden, so sei etwa Berufstätigkeit thematisiert worden. Jungen und Männer sollten in bündischen Strukturen ‚gestählt‘ werden, gleichwohl sollten diese Männerbünde nicht zu eng werden, um gerade in der Pubertät – aber auch anschließend – nicht die ‚Abkehr der Jungen und Männer von den Mädchen und Frauen‘ zu bewirken. Winter hält fest, dass „im Gegensatz zum Antifeminismus die ‚Misogynie kein wesentlicher Bestandteil der NS-Weltanschauung‘ war“ (250) und auch in der Ehe die Frau nicht „Dienerin des Mannes“ sein sollte. Damit unterstreicht der Autor die seit den 1990er Jahren aufgekommene Perspektive, dass Frauen nicht pauschal als Opfer des NS betrachtet werden könnten, sondern dass sie meist Täterinnen und Nutznießerinnen im NS waren, genau wie die meisten deutschen Männer Täter waren.

Ein ähnlich ambivalentes Verhältnis stellt der Autor auch für den Umgang im NS mit sexuellem Vergnügens und mit Nacktheit heraus. Hier seien von den Autoren des *Schwarzen Korps* einige Verhaltensweisen protegiert, andere abgelehnt worden; man habe versucht, sich sowohl gegen vermeintliche ‚bürgerliche Prüderie‘ wie gegen ‚bürgerliche Lüsternheit‘ – oft und abwertender jedoch schrieben die Nazis Jüd-/innen diese Eigenschaft zu – abzugrenzen.

Widersprüche im NS bezüglich Homosexualität

Auch für die Debatten um Homosexualität in der NS-Zeit legt Winter wichtige weitere Materialien vor und belegt, dass Homosexuelle eben nicht vergleichbar zu Jüdinnen und Juden verfolgt wurden, wie es in den 1980er Jahren Teile der Schwulenbewegung im Kampf gegen den in der Bundesrepublik fortbestehenden §175 mit der These des ‚Homocaust‘ – begrifflich als analog zu Holocaust/Shoa – postulierten. Vielmehr arbeitet der Autor schon für die Zeit vor 1933 die teilweise Kollaboration von einigen homosexuellen Männern mit den Nazis heraus und erwähnt selbstverständlich auch, dass die These des ‚schwulen Nazis‘ genauso falsch ist. Er schreibt: „Den bizarren Höhepunkt des Kampfes um Anerkennung in [der Schwulen-Zeitschrift, Anm. HV] *Der Eigene* bildete seine Verurteilung der Weimarer Toleranz – eben jener Toleranz, aufgrund derer die Zeitschrift es zu solch einem Erfolg gebracht hatte. *Der Eigene* unterstützte die nationalistische Rechte‘ [...]. *Der Eigene* konnte nach 1933 nicht weiter erscheinen. Sein Herausgeber Adolf Brand (1874–1945) war allerdings keinen weiteren Repressionen ausgesetzt“ (219; Zitat im Zitat: Mosse 1985). Brand erlitt als bekennender Homosexueller offenbar in der Nazi-Zeit keine „Repressionen“.

Insofern ist auch hier die Vielschichtigkeit zu beachten: Homosexualität wurde in der Nazi-Zeit zwar als äußerst problematisch angesehen, etwa 50.000 Männer wurden wegen Homosexualität verurteilt, 6.000 wurden in Konzentrationslager verschleppt, zwei Drittel von ihnen wurden dort bestialisch ermordet. Gleichzeitig ist festzustellen, dass in der NS-Zeit das Ziel nicht die grundlegende Ermordung der homosexuellen Männer war, sondern „erzieherische Bemühungen“. Winter zitiert *Das Schwarze Korps* vom 4.3.1937: „Hält man sie [die homosexuellen Männer, Anm. HV] dann zu systematischer Arbeitsleistung an – was den meisten unter ihnen zum erstenmal in ihrem Dasein widerfährt –, schließt man sie von ‚normalen‘ Menschen unter strenger Bewachung ab, hindert man sie daran, anderen die selbstgefällige Rolle ihres Krankseins vorzuspielen, zwingt man sie, im Mitgenossen stets den Spiegel der eigenen Unmöglichkeit zu sehen, so tritt mit erstaunlicher Pünktlichkeit die Wandlung ein. Der ‚Kranke‘ wird gesund. Der ‚Anomale‘ erweist sich als durchaus normal. Er macht lediglich eine Entwicklungsphase durch, die durchzumachen er in der Jugend versäumt hat. Und übrig bleiben lediglich die zwei Prozent der wirklich Anormalen, die, ebenso wie sie draußen im Leben die Seuchenherde bildeten, nun zu Kristallisationspunkten des Ekels werden, der die Spreu vom immer noch brauchbaren Weizen scheidet“ (nach: S. 223). Als ursächlich für Homosexualität wurden dabei auch ‚Männerbünde‘ und der ‚Männerstaat‘ ausgemacht – der Nazi Heinrich Himmler schrieb in der

SS-Zeitschrift: „Ich sehe in der gesamten Bewegung eine zu starke Vermännlichung und in dieser übertriebenen Vermännlichung das Saatbeet für die Homosexualität“ (nach: S. 219). Hingegen mussten für die Begründung der verbleibenden zwei Prozent wiederum Jüd-/innen als ‚Schuldige‘ herhalten und wurde insbesondere Magnus Hirschfeld und sein sexualreformerisches Wirken im *Schwarzen Korps* diskreditiert.

Beunruhigendes Bild der Geschlechterdifferenz im NS

Winter zeigt umfassend für *Das Schwarze Korps*, wie die Geschlechter- und Sexualitätsbetrachtungen in ein Gesamtverständnis von ‚Volk‘ und ‚Staat‘ eingebunden waren und wie jede und jeder ‚Mehrheitsdeutsche‘ sich als Teil des Ganzen verstehen sollte. Bezüglich Geschlecht und Sexualität sei die stärkere Betonung von ‚weiblichen‘ und ‚männlichen Geschlechtscharakteren‘ bedeutsam gewesen, bei Auslöschung von ‚Verwischungen‘ bzw. eines ‚Dazwischen‘ (die als jüdisch markiert und diskreditiert wurden), allerdings bei durchaus vollzogener Aktualisierung von Geschlechtervorstellungen (etwa zum oben beschriebenen Berufsleben von Frauen).

In einem abschließenden dritten Kapitel verarbeitet Winter seine gewonnenen Erkenntnisse aus der Analyse der Zeitschrift für eine psychoanalytische Perspektive – hier schlägt er eine partielle Korrektur und Ergänzung der im ersten Kapitel vorgestellten Ansätze vor. Dabei folgt er Barbara Rendtorff in der Einschätzung, dass in den NS-Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen, verwoben mit Antisemitismus, nicht „Misogynie [...] in erster Linie zu beobachten“ sei (394), sondern dass vor allem die Geschlechterdifferenz an sich als beunruhigend wahrgenommen wurde. In diesem Sinne zielten die Verfasser des *Schwarzen Korps* auf die ‚Versöhnung‘ von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ im ‚Volk‘, während die Spannungen in Bezug auf Geschlecht und Begehren auf Jüd-/innen projiziert wurden. Grundlegend sei dabei auch ein Verständnis gewesen, dass bestimmte Verbote zu Verlangen und Erotik führten, hingegen ein ‚selbstverständlicher‘ Umgang mit dem jeweils eigenen Körper und ‚selbstverständliche‘ Nacktheit ihnen vorbeugten. Winter zitiert weiter *Das Schwarze Korps*: „[D]ie geschlechtlichen Vorgänge müssen der moralischen Bewertung entzogen werden und vollkommen unter eugenischer und rassenhygienischer Bewertung verstanden werden“ (nach: 402).

Diskussion und Fazit

Sebastian Winter macht es den Lesenden nicht immer ganz leicht. Sind die einzelnen Teile und die Unterkapitel sehr klar, fundiert, nah an den Quellen, so erschwert deren Abfolge, bei der wichtige Grundlagen erst zum Abschluss gelegt werden, die Lektüre des Bandes. So erschließt es

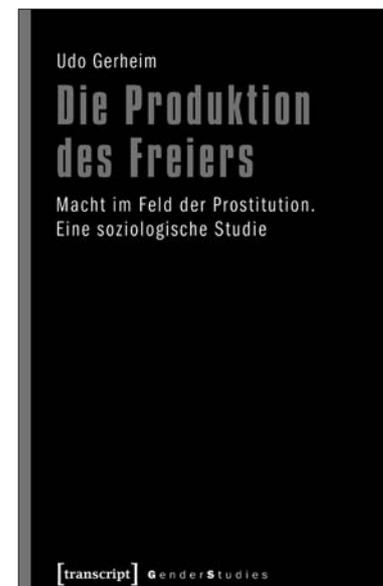
sich beispielsweise nicht, dass erst im Abschlusskapitel (383 ff.) die Vorstellungen der bürgerlichen ‚Männerbünde‘ und der ‚Völkischen Frauenbewegung‘ in ihren Grundzügen erläutert werden, wo doch bereits zuvor die teils deutliche Abgrenzung in der Zeitschrift *Das Schwarze Korps* gegen diese Strömungen tragende Funktion in der Argumentationskette hatte. Günstig wäre überdies gewesen, der gründlichen Analyse der Ausführungen in der SS-Zeitschrift einen ausführlicheren – als dies in der Einleitung geschieht – Überblick über den Forschungsstand zu Geschlecht und Sexualität im NS-Staat voranzustellen, auch wenn sich Winter – wie der Titel zeigt und er eingangs erläutert – auf die Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen explizit in der Zeitschrift *Das Schwarze Korps* beschränkt. Damit wäre eine bessere Einordnung der für die Zeitschrift dargestellten Vorstellungen möglich. So beschränkt sich der Autor darauf, die unterschiedlichen Sichtweisen in der Forschung nur knapp anzureißen. Mit einem solchen Überblick hätten zusätzlich zur theoretischen Analyse und der psychoanalytisch-sozialpsychologischen Einordnung auch die konkrete Verfolgung, insbesondere das Leid von im NS verfolgten Menschen, expliziter einbezogen werden können.

Seine Anregung zur Zusammenführung diskursanalytischer und psychoanalytisch-sozialpsychologischer Perspektiven sollte aufgenommen und weiter verfolgt werden: Welche Rolle spielen ‚Überzeugungskraft‘ und emotionale Wirkung bei der Durchsetzung bestimmter Sichtweisen? Vor welchem gesellschaftlichen Hintergrund und individuellen Erfahrungen wirken sie? Durch eine solche Perspektive könnte auch in geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen die Kopplung zwischen Schriften und der direkten – überzeugenden – Wirkung auf Menschen im Blick behalten werden. Andererseits greift eine solche Sichtweise die wissenschaftliche Orientierung an, Jahreszahlen von Ereignissen all zu wichtig zu nehmen: Die Wirkungen der erzieherischen Vorschläge und der Emotionalität des NS und explizit der Zeitschrift *Das Schwarze Korps* – hörten 1945 mit der Befreiung durch die Alliierten noch nicht einfach auf. Vielmehr musste die deutsche Bevölkerung von einer ‚mordenen Horde‘ zu einer demokratischen Ordnung erzogen werden. Das wurde vielfach versäumt, schon weil wichtige Positionen in der Bundesrepublik von NS-Eliten besetzt blieben. Entsprechend bietet sich ein kombinierter geschichtswissenschaftlicher und psychoanalytisch-sozialpsychologischer Blick für das NS-Verständnis von Geschlecht und Sexualität auch für die Jahrzehnte nach 1945 an. Also: Welche prägende Wirkung hatte etwa eine Schrift wie Kurt Seemanns *Kind, Sexualität und Erziehung: Zum Verständnis der sexuellen Entwicklung und des sexuellen Verhaltens von Kind und Jugendlichen*, die 1942 erstmals erschien und noch 1973 in der 7. Auflage

in München veröffentlicht werden konnte (auch wenn sich im Vorwort von 1973 das Buch nun nicht mehr an „HJ- und BDM-Führer“, sondern leicht abgeändert an „Jugendführer“ richtete)?

Winter ist mit seiner Studie eine beachtliche Zusammenschau verschiedener methodischer Ansätze in Bezug auf Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen im NS gelungen, die ein neues, ein mehrdimensionales methodisches Grundgerüst für weitere Forschungsfragen vorschlagen. Dem sollte Rechnung getragen werden. Auch inhaltlich – etwa bezüglich Homosexualität und der Berufstätigkeit von Frauen im NS – zeigt er mit seiner ausführlichen Auswertung der Zeitschrift *Das Schwarze Korps* den teilweise widersprüchlich erscheinenden Umgang im NS auf. Diese ‚Widersprüche‘ sollten weitere Forschungen mit Blick auf die Herrschaftsmechanismen in der bürgerlichen Gesellschaft anregen.

Heinz-Jürgen Voß (Frankfurt/Oder, Erstveröffentlichung: www.querelles-net.de Jg. 14, Nr. 3, 2013)



Gerheim, Udo, *Die Produktion des Freiers. Macht im Feld der Prostitution. Eine soziologische Studie* transcript, Bielefeld 2012 (329 S., br., 29,80 €)

Die empirisch-theoretische Analyse untersucht das soziale Milieu der Prostitution und die gesellschaftlichen Voraussetzungen, die Freier bzw. die Nachfrage nach käuflichem Sex, entstehen lassen: Schätzungen zufolge suchen in Deutschland täglich 1,2 Mio Männer eine Prostituierte auf, damit werden – ebenfalls nach Schätzungen – jährlich 14,5 Mrd. Euro umgesetzt.

Die Studie basiert auf 20 qualitativ geführten Interviews. Mit einer geschlechtertheoretischen Anwendung des Habitus-/ Feld-Konzepts wie es Pierre Bourdieu in *Die männliche Herrschaft* (2005) entwickelt hatte, wird die soziologische Perspektive um die Frage erweitert, wie das Feld der Prostitution zugleich als symbolische Macht wirkt, was die Studie auch zu einer exemplarischen Analyse symbolischer Herrschaft macht. Ihr Aufbau: Diskurse und symbolische Kämpfe im Feld (Kap.2), Feldstrukturen (Kap. 3), die Einstiegspraxis in das Feld (Kap.4), die Etablierung einer dauerhaften Nachfrage nach Prostitution (Kap.5), geschlechtshabituelle Strukturen (Kap.6).

Im Vordergrund steht die Genese des Freiers. Gegenüber einer früheren Publikation (2007) zur Typologie des Freiers, argumentiert Verf. jetzt vom Begriff des Feldes aus. So kommt die komplexe gesellschaftliche Vernetzung des Teilbereiches Prostitution in den Blick. Freier sind diejenigen, die davon angezogen werden, eintreten, in ihm agieren. Sie verfügen über einen spezifischen ‚code‘, der ihnen Kommunikation und Interaktion ermöglicht. Nach Bourdieu ist es der Habitus – verinnerlichte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster – der das Verhalten unbewusst leitet.

Indem Verf. die Perspektive vom Freier auf das Feld verlagert, entzieht er verharmlosenden Argumentationen die Plausibilität – etwa der, in Freiern einen Mann zu sehen, der sich nur ein bisschen ‚Sex‘ kauft. Es geht um die spezifische Anziehungskraft der Prostitution, die Männer bestimmte innere Hemmnisse überwinden und sie in ein soziales Feld als Herrschaftsraum männlicher Macht eintreten lässt. Die im Feld zirkulierenden und konkurrierenden Diskurse – die biologische Triebhaftigkeit des Mannes, patriarchale Macht oder es sei ein Geschäft wie jedes andere, eine Dienstleistung – hält Verf. als Erklärungsansatz für unzureichend. Für ihn basiert die außerordentliche Anziehungskraft des Feldes auf dem „Erleben männlicher Omnipotenz“ (298), die es den Freiern verspricht und gewährt: „Die Institution der Prostitution ist in diesem Sinn als Privilegiensystem männlicher Sexualität und männlicher Bewegungsfreiheit zu deuten: als subkultureller Raum zur omnipotenten Befriedigung männlicher (sexueller) Bedürfnisse“ (ebd.). Diese männliche Macht resultiert aus der gekauften, einseitigen sexuellen Befriedigung, die ihre Attraktivität daraus bezieht, dass die Frau als Partnerin, mit ihren elementaren Grundrechten und ihrer Würde ausgeblendet wird.

Das entscheidende gesellschaftliche Medium, über das das Prostitutionsgeschäft abgewickelt wird, ist das Geld. Seine Funktion als allgemeines Äquivalent lässt die Beziehung zwischen Prostituierten und Freiern als reguläres Geschäft erscheinen. Ihm gilt das Interesse der Sexarbeiterinnen als Gelderwerb, den Männern dient es als Legitimation ihres Handelns: „wofür bezahlt wird, das ist in Ordnung“ (306). Das Geld legitimiert die Handlung und der Preis entscheidet über die gewährten Leistungen. Die so erzeugte Normalisierung ermöglicht es den Männern, Gedanken über die soziale und emotionale Situation der Frauen – und auch über ihre eigene Situation – abzuspalten. Die Sexarbeiterinnen benutzen dieses Argument, um ihre Tätigkeit als Dienstleistung darzustellen. Für beide Positionen gilt: „Die Verdrängung bzw. verkennende Anerkennung von Ausbeutung, Entfremdung und Gewalt kapitalistischer Vergesellschaftung ist dabei konstitutiv“ (306), d.h. sie legitimiert Sexualität als Dienstleistung, stellt in der Trennung von Liebe und Sex eine pragmatisch-funktionale Disposition bereit: Es geht darum, „schnell, direkt und ohne Umschweife ans gewünschte Ziel zu gelangen“ (307). Eine weitere Disposition, die diese Anlage bereit hält, besteht darin, dass sie „den Freiern die Möglichkeit [bietet], respektlose, Frauen verachtende oder manifest gewalttätige Gedanken und Gefühle leicht und (oftmals) konsequenzenlos in die Tat umzusetzen“ (307).

Die Arbeit ist von der Anlage her noch der Grundstruktur der Dissertation verhaftet, wodurch sie teilweise sehr theoretisch anmutet. Gleichwohl erweist sich die sachlich distanzierende Betrachtungsweise für die Lektüre erleichternd, besonders angesichts mancher Passagen aus den Interviews mit den Freiern. Am Ende verbleiben diverse Fragen: nach der Funktionalität einer Aufspaltung von Frauen in ‚käufliche‘ und ‚nicht-käufliche‘, danach, welche Auswirkungen die Prostitution auf das Geschlechterverhältnis hat, etwa durch die Faszination einer Subkultur, die eine Grenzüberschreitung impliziert und damit auch die männlichen Selbstkonzepte bestimmt. Und letztlich bleibt auch die alte Frage nach den gesellschaftlichen Interessenlagen, die ein soziales Feld wie das der Prostitution stützen.

Anke Drygala (Bremen, Erstveröffentlichung, *Das Argument*, 304/2013)

„Clever im Netz“ – eine Präventions-App für Kinder zwischen neun und elf und deren Eltern

Ein Projekt von *Innocence in danger e.V.* – www.innocenceindanger.de

Holtzendorffstraße 3, 14057 Berlin

Tel.: +49(0)30 3300 75 38

Mail: info@innocenceindanger.de

Wussten Sie, dass

- vier von zehn Kindern und Jugendlichen sexuelle Anmache im Internet erleben?
- bereits nach 30 bis 60 Sekunden Erwachsene Kinder in einem Kinderchat ansprechen, um sie später sexuell zu missbrauchen?
- auch heute noch ein Kind bis zu achtmal um Hilfe bitten muss, bevor ihm geholfen und ein sexueller Missbrauch beendet wird?

Smartphone, das Hosentascheninternet

Viele Kinder tragen heute das Internet bereits in der Hosentasche immer bei sich. Sie lieben das internetfähige Smartphone, den Computer und die unendlich vielen Webseiten, auf denen sie Filme schauen, spielen oder Freunde finden können. Die Online-Welt ist groß, aufregend und bunt. Doch sie hat auch ihre Schattenseiten: Abzocke, Cybermobbing, den Einbruch in das Endgerät über Phishing – und sexuellen Missbrauch.

Tatort Internet

Mit digitalen Medien sind Kinder Gefahren ausgesetzt von denen sie – oder ihre Eltern – nicht einmal ahnen, dass sie existieren. Eine ständig wachsende Zahl von Kindern und Jugendlichen leidet zum Beispiel unter Cyber-Mobbing oder Cyber-Bullying: dem absichtlichen Beleidigen, Bedrohen, Bloßstellen oder Belästigen via Internet und Smartphone. Es werden beispielweise in sozialen Netzwerken Hassgruppen gegründet oder Kinder per SMS terrorisiert, etc.

Kinder und Jugendliche gelangen darüber hinaus mit nur wenigen Klicks auf pornographische Inhalte oder geraten im Chatroom in die Fänge pädokrimer Täter. Online haben Täter den direkten Zugang zu Kindern und Jugendlichen. Und dabei gehen sie gerissen, strategisch und skrupellos vor.

Ein weiteres, zunehmendes Risiko ist Sexting. Sexting ist das Versenden von sexy Sprüchen bis hin zu Sex-

Bildern oder Sex-Filmchen. Streng genommen kommt es vor, dass Jugendliche so kinderpornografische Inhalte verbreiten. Über die Konsequenzen sind sie sich – wie viele Erwachsene auch – oft nicht wirklich im Klaren. Genau das ist auch eine überaus beliebte Methode von Tätern und Täterinnen online Missbrauchs-Material zu generieren, ihre Opfer damit zu erpressen und immer weiter zu missbrauchen – online wie offline. Hier einige Beispiele aus diesem Jahr:

- Im April 2013 wurde in Bayern ein Student verurteilt, der binnen 10 Monaten 70 Mädchen (im Alter zwischen zehn und 15 Jahren) online missbrauchte.
- Seit Mai 2013 ist die 13 jährige Maria-Brigitte Henkelmann verschwunden. Ihren mutmaßlichen Begleiter, den 53jährigen Bernhard Haase aus Bromberg lernte sie mit zwölf Jahren online in einem Chat kennen.
- September 2013: Laut einer Schweizer Studie sind 15% der Konsumenten kinderpornografischen Materials – also Missbrauchsabbildungen – selbst Jugendliche.

Aufklärung

Kinder brauchen Menschen, die ihnen den Spaß am Internet zugestehen – und zugleich sensibel und aufmerksam für Risiken sind. Sie brauchen Erwachsene, die verstehen, zuhören und helfen.

Genau dort setzt die App an. Sie unterstützt bei der Aufklärung mit Cartoons für Kinder rund um knifflige Fragen des Online-Lebens. Wann gebe ich meinen Namen preis? Wie ist das mit dem Herunterladen von Daten? Sollte ich peinliche Bilder verschicken? Und was ist das eigentlich mit dem Sex?

In kurzen Videos für Erwachsene und Eltern erklärt die Psychologin Julia von Weiler, wie Eltern ihr Kind schützen können. „Clever im Netz“ gibt außerdem Tipps, wie Eltern und Kinder gut die Gefahren des Internets besprechen können, und sie beantwortet einige der oft gestellten Fragen zum Internet und erklärt das ABC einiger Online-Risiken. Außerdem weist die App Wege zur Hilfe und gibt viele unterstützende weiterführende Links.

Warum eine App?

Die Faszination digitaler Medien erfasst Kinder immer früher. Sie spielen mit den Smartphones in ihrer Umgebung. Auch für immer mehr Erwachsene gehört das Smartphone zum täglichen Leben und wird häufig genutzt, um sich zu informieren: über das Wetter, die Route, den nächstgelegenen Supermarkt.

Von Spielen gar nicht zu sprechen – wer sich in der Bahn oder dem Bus umschaute, sieht nicht selten versunken auf das Display starrende Menschen, die eines der unzähligen Spiele spielen. Was also liegt näher, als auch in der Prävention von sexuellem Missbrauch den digitalen Weg zu gehen?

Austausch

Ziel ist es, das Gespräch zwischen Eltern und Kindern anzuregen, die notwendige Diskussion zu befördern und zu erleichtern. Die Cartoons und der Song „Gelogen oder wahr?“ zeigen, dass es sehr wohl möglich ist auf selbstverständliche, positiv konnotierte Art mit Kindern über Online-Risiken und die Gefahren möglichen sexuellen Missbrauchs zu sprechen. Das sagen Kinder über die App:

„Ich finde, dass es gut für Kinder erklärt ist. Ich konnte alles verstehen.“

„Das Design ist sehr gut und ich hatte dadurch Spaß am Lesen.“

„Es ist nicht so verklemmt, sondern sehr offen geschrieben. Man erfährt nicht so oft etwas so offen und direkt wie dort.“

Zertifikat

„Clever im Netz“ wurde vom TÜV Rheinland auf Datensicherheit überprüft und als unbedenklich zertifiziert. Das heißt, „Clever im Netz“ greift auf keinerlei Daten des jeweiligen Benutzers zurück – ist also eine sichere App.

Dank großzügiger Unterstützung der axessio GmbH konnte Innocence in Danger e.V. diese App schaffen. Ein gelungenes Beispiel für gute Zusammenarbeit der IT-Branche und Kinderschutz.

Bitte machen Sie Gebrauch von der App und erzählen Sie es weiter! Wir würden uns auch freuen, wenn Sie uns Ihre Erfahrungen mit der App mitteilen. Diese werden in die Weiterentwicklungen einfließen. Die App für das Android Betriebssystem wird in Kürze folgen.



Die **Hefte der Sexuologie** setzen sich aus schwerpunktspezifische Arbeiten, Originalarbeiten, Kasuistiken und Fallberichten, Historia, sowie Buchrezensionen zusammen. Eingereichte Manuskripte werden anonymisiert beurteilt. Die Autor_innen erhalten erhalten einen Korrekturabzug.

Folgende Hinweise sind bitte zu beachten:

Die **Manuskripte** einschließlich Literaturverzeichnis, Abbildungen, Abbildungslegenden und Tabellen sind wie folgt einzureichen:

per e-mail unter:

Rainer Alisch, sexuologie@dgsmtw.de

oder postalisch unter:

Rainer Alisch, Redaktion Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft u. Sexualmedizin, Luisenstr. 57, 10117 Berlin.

Die Texte sollten folgendem **Aufbau** entsprechen:

1. Sie eröffnen mit einem kurzen, klaren Titel, jeweils in Deutsch und in Englisch.
2. Es folgen die Namen, Vornamen aller Autor_innen, einschließlich ihrer vollständigen Anschrift mit Bezeichnung der Abteilung, der Klinik bzw. des Instituts, gegebenenfalls auch der e-mail-Adressen.
3. Der Arbeit sollen eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung** (jeweils ca. 250 Worte) beigelegt werden, die jeweils drei bis fünf keywords bzw. Schlüsselwörter enthalten.
4. Die Beiträge sind durch kurze, klare **Zwischenüberschriften** zu gliedern, bei Originalarbeiten z.B. in Methodik, Ergebnisse, Diskussion.
Die **Gliederung** der Texte soll drei Ebenen nicht überschreiten, bitte keine Numerierungen verwenden.
5. **Hervorhebungen** sind nur kursiv möglich; Textabschnitte, die z.B. als Zitatblock erscheinen sollen, bitte entsprechend abheben.
6. **Tabellen, Abbildungen** sind zu numerieren und mit einer Überschrift zu versehen; die Einschaltstelle ist im Text zu kennzeichnen. Abbildungen – falls sie nicht als Grafikdatei vorhanden sind – sind als reproduktionsfertige Vorlagen zu liefern: etwa als Strichzeichnungen, Graphiken, Computerausdrucke oder als schwarz/weiß Fotos. Der Abdruck von Farbbildungen erfordert eine Rücksprache mit der Redaktion. Falls Abbildungen von Patienten verwendet werden, dürfen diese nicht erkennbar und identifizierbar sein.
7. Bei **Medikamenten** werden die Generika angegeben. Präparatenamen (Handelsnamen) können in Klammern ergänzt werden.
8. **Anmerkungen** bitte im Text als Fußnoten ausführen und nur für inhaltliche Ergänzungen, nicht für bibliografische Angaben benutzen.
9. Für die **Zitierweise** im Text und für die **Literaturangaben** sind nachfolgende Vorgaben unbedingt einzuhalten:

Zitierweise im Text:

einzelner Autor: (Kramer, 1989), bei Seitenzahlangaben: (Kramer, 1989, 18–25),

zwei Autoren: (Mettam & Adams, 1999),

drei oder mehr Autoren: (Mettam, et al., 2009).

Literaturangaben:

Bücher: Strunk Jr., W., White, E.B., 1979. The Elements of Style, third ed. Macmillan, New York.

Buchbeiträge: Mettam, G.R., Adams, L.B., 1999. How to prepare an electronic version of your article. In: Jones, B.S., Smith, R.Z. (Eds.). Introduction to the Electronic Age. E-Publishing Inc., New York, 281–304.

Zeitschriftenbeiträge: Van der Geer, J., Hanraads, J.A.J., Lupton, R.A., 2000. The art of writing a scientific article. J. Sci. Commun. 163, 51–59.